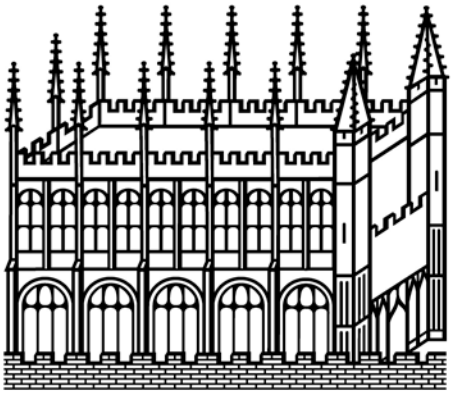

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

1K 465 A. 6

Hermann Sudermann

Romane und Novellen

Gesamt-Ausgabe
in
sechs Bänden

Sechster Band

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin
1921

Alle Rechte, insbesondere das Ueberſetzungsrecht, vorbehalten

Für die Vereinigten Staaten von Amerika:

Für die nachſtehenden Erzählungen „Die Reiſe nach Tilſit“ und „Miks Bumbullis“
Copyright, 1917, by Hermann Sudermann, Berlin

16.—20. Tauſend

Inhalt

Seite

Litauiſche Geſchichten:

Die Reiſe nach Tilſit 5
Miks Bumbullis 43
Jons und Erdme 90
Die Magd 225

Litauische Geschichten

Seinem lieben und verehrten Freunde

Ökonomierat Scheu auf Adl. Heydekrug

zugeeignet

Die Reiſe nach Tilſit

Wilwiſchken liegt am Haff. Ganz dicht am Haff liegt Wilwiſchken. Und wenn man von dem großen Waſſer her in den Parwefluß einbiegen will, muß man ſo nah an den Häuſern vorbei, daß man Luſt bekommt, ihnen vom Kahn aus mit ein paar Zwiebeln — es können auch Gelbrüben ſein — die Fenſter einzuſchmeißen.

Um die ſchönen, blanken Fenſter wäre es freilich ſchade. Denn Wilwiſchken iſt ein ſauberes Dorf und ein reiches Dorf. Seine Einwohner betreiben neben der Haff- und der Flußfiſcherei einträgliche Acker- und Gartenwirtſchaft, und die Zwiebeln von Wilwiſchken ſind berühmt.

Die ſtattlichſte Wirtſchaft von allen iſt die, die an der Mündung der Parwe gleichſam die ſcharfe Ecke bildet, und ſie gehört dem Anſas Balczus.

Der Anſas Balczus iſt nicht etwa ein gewöhnlicher Fiſcher, der bei jedem Raubfang ſein Teil einſcharren muß und nie genug kriegt, der am Montagabend ſeine Barſche in Heydekrug unterm Preis ausbietet und am Dienstagnachmittag betrunken heimfährt; der Anſas Balczus iſt beinahe ſchon ein Herr, der mit den Deutſchen deutſch ſpricht wie ein Deutſcher, der ſich ſein Glas Grog ſüßt wie ein Deutſcher und der ſich bei ſeinen Prozeſſen ſo gut zu verteidigen weiß, daß er die Anwaltskoſten ſparen kann.

Er hat ſich auch eine feine Frau genommen, der Anſas Balczus. Sie ſtammt aus Minge und iſt die Tochter von dem reichen Jakſztat, dem die großen Haffwieſen gehören. Daß er die Indre Jakſztat bekommen würde, hätte keiner geglaubt, denn um die riſſen ſich alle, und ſie ging ſo blaß und ſanft an ihnen vorbei, als ob ſie eine Sonnentochter geweſen wäre.

Nun h a t er ſie aber und kann ſtolz auf ſie ſein. Sie hat ihm drei hübſche Kinder geboren, und ſie ſorgt für die Wirtſchaft, als wäre ſie mit der Laime, der freundlichen Göttin, im Bunde. Ihre Butter wird ihr von den Händlern ſchon weggeriſſen, wenn ſie noch in der Milch ſteckt,

ihr Johannisbeerwein ist der kräftigste weit und breit, und im Brautwinkel stehen seit vorigen Weihnachten zwei rote Plüschsessel. Man erzählt sich sogar, daß sie der kleinen Elske, wenn sie sieben Jahre alt sein wird, ein Klavier kaufen will.

Und dabei geht sie noch ebenso sanft und blaß ihres Wegs, wie sie es als Mädchen getan hat, und wird so rot wie ein Nelkenbeet, wenn man sie anspricht.

So ist die Indre Balczus. Und wenn i ch der Ansas wäre, ich würde meine Hände zum Himmel heben, morgens und abends, daß s i e meine Frau ist und keine andere.

Und so war es auch früher, aber seit die Busze als Magd ins Haus gekommen ist, hat es sich sehr verändert. So sehr verändert, daß die Nachbarfrauen schon lange die Köpfe zusammenstecken, wenn von dem Hof des Balczus Schimpfen und Weinen herüberschallt.

Das Schimpfen kommt von dem Ansas. D i e Stimme kennt ein jeder. Aber weinen tut nicht die Indre — w e n n sie's tut, so nur ganz leis und in der Nacht —, es sind die drei Kinder, die da weinen über all das Üble, das ihre Mutter erleiden muß. Und manchmal mischt sich auch ein Lachen darein, ein gar nicht gutes Lachen, hart wie Glas und schadenfroh wie Hähergeschrei.

Der Teufel hat diese Busze ins Haus gebracht. Wenn sie nicht selbst eine Besitzerstochter wäre und als solche stolzen und hoffärtigen Sinnes, hätte sie so viel Schaden gar nicht anrichten können. Warum muß die überhaupt dienen gehen mit ihren blinkernden Achataugen und dem Fleisch wie von Apfelblüten? Wer weiß, wie vielen die schon die Köpfe verdreht hat! Aber sie nimmt sie und läßt sie laufen, und wenn sie irgendwo einen ganz verrückt gemacht hat, dann lacht sie und geht in einen anderen Dienst.

Hier in dem Hause des Balczus sitzt sie nun als das leibhaftige Gegenteil der stillen und sanftmütigen Frau. Singt und schmeißt und rumort vom Morgenstern an bis in die späte Nacht, schafft für dreie und wird schon aufgebracht, wenn man ihr nur sagt, sie möchte sich schonen.

Seit nun gar der Wirt bei ihr in der Kammer gewesen

iſt, kennt ſie überhaupt keinen Spaß mehr. Es iſt ein Elend mitanzuſehen, wie ſie die Herrſchaft mehr und mehr an ſich reißt, und er iſt ſchwach und tut, was ſie will.

Sonſt kommt das wohl in Wirtſchaften vor, wo die Frau arm eingezogen iſt oder aber kränklichen Leibes und darum die Dinge gehen läßt, wie ſie gehen. Aber der Indre gegenüber, dem reichen Jakſztat ſeiner ſchönen Tochter, die bloß zu fein und zu hochgeboren iſt, um ſich mit ſo einem Bieſt auflegen zu können, da verſteht man die Welt nicht mehr.

Eines Tages, als er wieder betrunken geweſen iſt und ſie geſchlagen hat, kommt die Nachbarin, die Ane Doczys, zu ihr und ſagt: „Indre, wir können das nicht mehr mit anſehen, wir ringsum. Wir haben beſchloſſen, ich ſchreib's deinem Vater.“

Die Indre wird noch blaſſer, als ſie ſchon iſt, und ſagt: „Tut's nicht, ſonſt nimmt er mich mit, und was wird dann aus den Kindern?“

„Wir tun's doch,“ ſagt die Doczene, „denn ſolch ein Frevel darf nicht ſein auf der Welt.“

Und die Indre bittet auch noch für ihren Mann und ſagt: „Spricht es ſich immer weiter herum, ſo kommt er ganz ſicher ins Unglück. Heiraten darf er ſie nicht wegen des Ehebruchs. Auf den müßt' ich klagen, denn nur ſo kann ich die Kinder zugeſprochen kriegen. Schon jetzt betrinkt er ſich immer häufiger. Was dann erſt wird, das überlegt ſich ein jeder.“

„Aber ſoll denn das immer ſo fortgehen?“ fragt die Doczene.

„Sie iſt ſchon aus fünf Brotſtellen weggelaufen, wenn ſie genug gehabt hat,“ ſagt die Indre, „und mit ihm wird ſie's nicht anders machen.“

Aber die Ane Doczys, mitleidigen Herzens, wie Nachbarinnen ſind, denen es morgen ebenſo gehen kann, warnt ſie wieder und wieder.

„Wir haben uns auch erkundigt,“ ſagt ſie, „das ſind dann immer Saufbengels geweſen und Duſelköpfe. So einen wie deinen Mann läßt die nicht los.“

Dies Wort führt der Indre so recht zu Gemüte, was für einen vortrefflichen Mann sie gehabt hat, ehe die Buſze ins Haus kam. Aber sie weint und klagt nicht, denn es ist nicht ihre Art. Sie wendet nur ein wenig das eingefallene Gesicht und sagt: „Wie Gott will.“

Nun, vorerst geht es so, wie die Doczene will.

Die kommt nach Hause und sagt zu ihrem Mann, der auf der Ofenbank liegt und schläft: „Doczys,“ sagt sie, „hier sind die Wasserstiefel. Setz die Segel ins Mittelboot, wir fahren nach Minge.“

„Aus welchem Grund fahren wir nach Minge?“ fragt er ungehalten; denn wer schläft, will Ruhe haben.

Aber die Doczene, in Wut bei dem Gedanken, daß es ihr morgen ebenso gehen kann, fackelt nicht viel und stößt ihn herunter. Er bekommt auch noch die schweren Stiefel angezogen, und eine halbe Stunde später fahren die beiden nach Minge.

Am Tage darauf kommt der alte Jakſztat in Wilwischken an. Er ist nicht zu Kahn gekommen, das hätte zu armemannsmäßig ausgesehen, sondern hat den Umweg über Land nicht gescheut, um seinem Schwiegersohn mit dem Verdeckwagen und dem neusilbernen Kummetgeschirr unter die Nase zu reiben, welcherart das Haus ist, aus dem seine Frau herstammt.

Des reichen Jakſztat erinnern wir uns noch alle. Der o-beinige, kleine Mann mit dem lappigen Knochengesicht und den ewigen Rasiermesserkratzen war ja bekannt genug. Als er starb, ist er schließlich gar nicht so reich gewesen. Aber das tut nichts zur Sache.

Die Buſze, die ihre Augen überall hat, sieht als erste das Fuhrwerk vorfahren und tritt aus dem Hause.

Was er wünsche, fragt sie, die Arme einstemmend, und funkelt ihn an.

Er, nicht faul, nimmt seinem Kutscher die Peitsche aus der Hand und reißt ihr eins über. Lang übers Gesicht und den nackten rechten Arm herunter flammt die Strieme.

Und was tut sie? Sie packt den alten Mann, zieht ihn vom Wagen und fängt ihn mit den Fäusten zu ver-

prügeln an. Der Kutſcher ſpringt vom Bock, der Anſas Balczus kommt aus dem Hauſe geſtürzt, und beiden Männern zuſammen gelingt es erſt, ihn der wütenden Frauensperſon zu entreißen. Weiß Gott, ſie hätte ihn ſonſt vielleicht umgebracht.

So ſchlimm dies Vorkommnis an und für ſich ſein mag, in der nun folgenden Unterredung gibt es dem Alten Oberwaſſer. Denn ſo weit vom Wege abgekommen iſt der Anſas Balczus doch noch nicht durch ſeine Kebſerei, daß er nicht wüßte, welche Schande ein ſolcher Empfang dem Hauſe weit und breit bereiten muß.

Nun ſteht er in ſeiner ganzen Länge mit dem hinter die Ohren geſtrichenen gelben Flachshaar und dem braunen Sommerſproſſengeſicht vor dem Alten und weiß nicht, wo er die Augen laſſen ſoll.

Der ſchnauft immerzu vor Zorn und weil ihm noch vom Herumrangen die Luft fehlt.

„Wo iſt deine Frau?“

Wie ſoll der Anſas Balczus wiſſen, wo ſeine Frau iſt? Die läuft in ihrer Ratloſigkeit oft genug aus dem Hauſe, dorthin, wo ſie vor Schimpf und Schlägen ſicher iſt.

„Ich bin der reiche Jakſztat!“ ſchimpft der Alte. „Mir ſoll ſo was paſſieren!“

Der Anſas Balczus entſchuldigt den Überfall, ſo gut es geht. Aber was kann er viel ſagen?

„Dieſe Beſtije, dieſe Patartſchke muß ſofort aus dem Hauſe!“

„Na, na,“ brummt der Anſas. Wäre das nicht eben geſchehen, ſo hätte er wahrſcheinlich die Bruſt ausgeſtemmt und geſchrien, das ſei ſ e i n e Wirtſchaft, hier hab' er allein was zu ſagen, aber jetzt brummt er bloß: „Na, na.“

Der Alte merkt ſofort, daß ſein Weizen blüht, und nun legt er los. Es gibt nicht viel Schimpfwörter im Litauiſchen, die der Anſas für ſich und ſein Frauenzimmer n i c h t zu hören gekriegt hat in dieſer Stunde.

Und ſchließlich iſt er ganz windelweich, ſitzt auf der Ofenbank und weint.

Indre kommt nach Hauſe. Sie hat die beiden Älteſten

aus der Schule geholt und geht über den Hof, den kleinen Willus auf dem Arm, schlank und rank, geradeso wie die katholische heilige Jungfrau.

Wie sie das väterliche Fuhrwerk sieht, schrickt sie zusammen, setzt das Kindchen auf die Erde und sieht sich um, als weiß sie nicht, wo sich am raschesten verstecken.

Aber noch rascher ist der Alte. Zur Tür hinaus — und sie packen — und sie hereinziehen — hast du nicht gesehen!

„Jetzt fällst du vor ihr auf die Knie," fährt er den Schwiegersohn an, „und küssest den Saum ihres Gewandes!"

So ohne Willen, wie der auch ist, das will er doch nicht. Aber der Alte hilft kräftig nach, und richtig, da liegt er vor ihr und sagt mit einem Schluchzer: „Ich weiß, ich bin ein Sünder vor dem Herrn."

„Steh auf, Ansas," sagt sie in ihrer milden Weise und legt die Hand auf seinen Kopf. „Wenn du dich jetzt zu sehr demütigst, vergißt du es mir nachher nicht, und es bleibt alles beim alten."

Ach, wie gut hat sie ihn gekannt!

Aber vorläufig geht er auf alles ein und verspricht dem Alten, daß die Busze mit seinem Willen den Hof nicht mehr betreten soll und daß sie jetzt auf der Stelle abgelohnt werden soll.

Die Indre warnt den Vater, so Hartes nicht zu verlangen. Aber er besteht darauf. Er hätte es lieber nicht sollen.

„Die Busze! Wo ist die Busze?"

Da kommt die Busze. Sie hat das Gesicht mit einem Taschentuch verbunden wie eine mit Zahnschmerzen, und um den rechten Arm hat sie eine nasse Schürze gewickelt. Zum Kühlen.

Sie stellt sich in die Tür und sieht die drei ganz freundlich an.

„Na also, was ist?" sagt sie. „Ich hab' zu tun."

„Du hast hier nichts mehr zu tun," sagt der Alte, „und das wird dir dein Brotherr gleich klarmachen."

„Da bin ich doch neugierig," trumpft sie als eine, die ihrer Sache sicher ist.

Der Anſas Balczus weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören. Aber weil ſie mit ihrem verbundenen Geſicht nicht gerade ſehr hübſch ausſieht, wird es ihm leichter. Er ſtottert was von „Hausfrieden“ und „man muß Opfer bringen“ und ſo. Sehr würdereich ſieht er nicht aus.

Sie lacht laut auf und lacht und lacht. „Haben ſie dich richtig kleingekriegt, du Dreckfreſſer?“ ſagt ſie. „Ums übrige wirſt du ja bald wiſſen, wo du mich finden kannſt.“

Damit dreht ſie ſich um und ſchlägt die Tür hinter ſich zu. — — —

Jetzt könnte der Friede wohl wiederkommen. Und anfangs ſcheint es auch ſo. Der Anſas tut freundlich zu ſeiner Frau, und als er mit Fiſchen auf den Heydekrüger Markt gefahren iſt, bringt er ihr aus dem Hofmannſchen Laden ſogar ein Seidenkleid mit. Aber er hat einen ſchiefen Blick, und wenn er kann, geht er ihr aus dem Wege.

Die Indre ſchreibt nach Hauſe: „Es iſt alles wieder gut.“ Aber auf das Papier ſind ihre Tränen gefallen.

Denn die Buſze iſt immer noch da. Sie hat ſich bei den Pilkuhns eingemietet, die hinten am Abzugsgraben wohnen, und was das für Geſindel iſt, das weiß in Wilwiſchken ein jeder. Sie tut ſo, als arbeitet ſie in den Wieſen, aber man kann kaum ins Dorf gehen, dann trifft man ſie irgendwo. Sie hat ſogar die Dreiſtigkeit, den beiden Kindern, wenn ſie aus der Schule kommen, Gerſtenzucker zu ſchenken.

Und wohin geht der Anſas, wenn es dunkel wird? Kein Menſch weiß. Er geht an der Parwe entlang, wo die Weidenſträucher ſo dicht ſtehen, daß ſich kein Abendrot zum Waſſer hinfindet. Und die Leute, die vor den Türen ſitzen, reden leiſe hinter ihm drein: „Jetzt trifft er ſich mit der Buſze.“

Es iſt eine Schande zu ſagen: Er trifft ſich wirklich mit der Buſze.

Dort, wo ſich kein Abendrot zum Waſſer hinfindet, ſitzen ſie bis in die Nacht hinein und ſchmieden Pläne, wie es werden ſoll. Aber was ſie auch überſinnen, — die Frau, die Indre, ſteht immer dazwiſchen.

„Laß dich ſcheiden!“

Laß dich ſcheiden! Leicht geſagt. Aber die Kinder! Der Endrik, der Alteſte, ſoll einmal das Grundſtück erben. Und die Elske, die ihm ſelbſt aus den Augen geſchnitten iſt, wird demnächſt gar Klavier ſpielen. Solche Kinder ſtößt man nicht von ſich. Von dem kleinen Willus gar nicht zu reden. Außerdem hat der Schwiegervater, der reiche Jakſztat, die zweite Hypothek hergegeben. Wo kriegt man die her, wenn er kündigt?

Aber die Indre muß fort! Die Indre muß aus dem Wege! Die Indre mit ihrem Buttergeſicht. Die Indre, die ihm nachſpioniert. Die Indre, die allabendlich von Tür zu Tür läuft, um ihn ſchlecht zu machen vor den Leuten. Die Pilkuhns wiſſen, daß es nichts Abſcheuliches gibt, was ſie nicht erzählt von ihm. Sogar daß er einen Bruchſchaden hat, hat ſie erzählt. Woher ſollen es die Pilkuhns ſonſt wiſſen? Ja, ſo ſchlecht iſt ſie bei all ihrer Scheinheiligkeit.

Alſo die Indre muß fort. Das iſt beſchloſſene Sache. Es fragt ſich bloß, wie.

Er natürlich will nichts davon hören, aber es muß ja doch ſein.

Manche Frauen ſterben im Kindbett — man braucht kaum einmal nachzuhelfen, aber das kann lange dauern und bleibt eine unſichere Sache.

Gift? Das kommt aus. So ſicher, wie zwei mal zwei vier iſt. Und wer's dann getan hat, weiß heute ſchon das ganze Dorf. Ertrinken? Aber die Indre geht nicht aufs Waſſer. Das ganze vorige Jahr iſt ſie nicht einmal auf dem Waſſer geweſen.

Sie wird ſchon gehen — man muß ihr nur zureden.

Na, und dann? Wird ſie etwa freiwillig 'reinſpringen? Ja, ſelbſt w e n n ſie's täte, wer würde es glauben? Kommt man ohne ſie zurück, ſitzt man auch ſchon in Unterſuchung.

Gift oder Ertrinken — es iſt ein und dasſelbe.

Aber die Buſze hat einen klugen Kopf, die Buſze weiß Rat.

Ob er ſchwimmen kann.

Er kann ſchon ſchwimmen. Aber in den ſchweren Stiefeln nutzt das nichts. Da wird man auf den Grund gezogen wie die „Kulſchen“ — die kleinen Steine im Staknetz.

Dann muß man barfuß 'raus. Jetzt im Sommer fährt jeder barfuß 'raus.

Er, der Anſas, hat das nie getan, und das wiſſen die Leute.

Ob die Jndre ſchwimmen kann.

Wie die bleiernen Entchen — ſo kann die Jndre ſchwimmen.

„Alſo, es wird gehen,“ meint nachdenklich die Buſze.

„W a s wird gehen?“

Ob er ſich des Unglücks erinnert im vorigen Sommer, an der Windenburger Ecke, wobei die zwei Fiſcher ums Leben gekommen ſind?

Wie ſoll er ſich deſſen nicht erinnern. Der eine der Toten iſt ja ſein Vetter geweſen.

Ob er auch weiß, wie es geſchehen iſt.

Genau weiß es niemand, aber man nimmt an, daß ſie betrunken geweſen ſind und die gefährliche Stelle verſchlafen haben, die Stelle hinter dem Leuchtturm, wo der Wind plötzlich einſetzt und wo man ſcharf aufpaſſen muß, will man nicht kentern wie ein zu hoch geladener Heukahn.

Ob man das Kentern nicht auch künſtlich machen kann!

Ja, wenn man durchaus erſaufen will.

Ob man ſich nicht aufs Schwimmen einrichten kann!

Bis an Land ſchwimmt keiner.

Ob man es nicht den Schuljungens nachmachen kann mit Binſen oder Schweinsblaſen, die einen ſtundenlang über Waſſer halten!

Man kann ſchon. Aber es iſt ungebräuchlich und würde bemerkt werden.

Dann müßte man ſie nach dem Gebrauch aus der Welt ſchaffen.

„Ja, aber wie?“

Die Buſze wird nachdenken.

So reden und beraten ſie Stunden und Stunden lang, Nacht für Nacht. Die Buſze fragt, und er antwortet. Und aus dem Fragen und dem Antworten backen ſie bei langſamem Feuer den Kuchen gar, an dem die Indre ſich den Tod eſſen muß.

Eins bleibt immer noch das Schwerſte: wie ſie am beſten zu dem Ausflug zu bringen iſt. Mehrere müſſen es ſein, die glücklich verlaufen, ehe der Schlag geführt werden kann. Wo aber die Gründe hernehmen, um die häufigen Fahrten zu rechtfertigen? — Und wie ſelten auch weht der Süd oder der Südweſt, bei dem allein das Unternehmen gelingen kann, und noch dazu in der gehörigen Stärke. Darum muß noch etwas Beſonderes gefunden werden, ein Grund wie kein anderer. Einer, der jede Vorbereitung unnötig macht und gegen den es keinen Widerſpruch gibt.

Bis dahin aber, das legt ihm Buſze immer wieder ans Herz, heißt es freundlich zu der Indre ſein, damit ihr jeder Verdacht genommen wird und auch die Nachbarn glauben können, es ſei nun alles wieder in Ordnung.

Und er iſt freundlich zu der Indre — ſo freundlich, wie's einer verſteht, der ſich nie im Leben verſtellt hat. Er ſchlägt das Herdholz klein und trägt es ihr zu, er hilft ihr beim Garnkochen, er beſſert den Stöpſel im Rauchfang, er küßt ſie beim „Guten Tag" und „Gute Nacht", und er ſchläft ſogar an ihrer Seite, aber er rührt ſie nicht an.

Die Indre drückt ſich ſtill an die Wand, wenn er um Mitternacht heimkommt, um den Dunſt der Magd nicht zu atmen, den er nach wie vor an ſich herumträgt.

Und ſchließlich — die Buſze hat es ſo verlangt — bringt er auch das ſchwerſte Opfer und geht des Abends nicht mehr ins Sumpfweidendickicht. Von nun an verkehren ſie nur durch den Briefträger. Die Aufſchriften ſind von einem jungen Kanzliſten in Heydekrug, dem er weisgemacht hat, er könne nicht ſchreiben, auf Vorrat gefertigt, und drinnen ſtehen Zeichen, die nur ſie beide verſtehen.

So muß auch die Jndre glauben, der heimliche Verkehr habe aufgehört. Aber täuſchen läßt ſie ſich darum doch nicht. Jhr iſt manchmal, als habe ſie die Gabe des zweiten Geſichts, und oft, wenn er ſich vor ihr wunder wie niedlich macht, denkt ſie bei ſich: „Wie ſeh' ich ihn doch durch und durch!“

Eines Tages kommt er beſonders liebſelig auf ſie zu und ſagt: „Mein Täubchen, mein Schwälbchen, du haſt böſe Tage gehabt, ich möchte dir gern etwas Gutes bereiten, ſuch es dir aus.“

Sie ſieht ihn nur an und weiß ſchon, daß er Hinterhältiges im Sinne führt. Und ſie ſagt: „Ich brauche nichts Gutes. Ich hab' ja die Kinder.“

„Nein, nein,“ ſagt er, „es muß ſein. Schon wegen der Nachbarn. Auch deinem Vater will ich einen Beweis meiner Sinnesänderung geben. Weißt du nichts, ſo denke nach, und auch ich werde mir den Kopf zerbrechen.“

Am nächſten Tage kommt er wieder. Aber ſie weiß noch immer nichts.

Da ſagt er: „Nun, dann weiß ich es. Du haſt noch nie die Eiſenbahn geſehen. Laß uns nach Tilſit fahren, damit du einmal die Eiſenbahn ſiehſt.“

Sie ſagt darauf: „Die Leute erzählen ſich, daß die Eiſenbahn nächſtens bis nach Memel geführt werden ſoll, und Heydekrug wird dann eine Station werden. Wenn es ſo weit iſt, kann ich ja einmal zum Wochenmarkt mitfahren.“

Aber er gibt ſich nicht zufrieden.

„Tilſit iſt eine ſchöne Stadt,“ ſagt er, „wenn du nicht hinfahren willſt, ſo weiß ich, daß du einen böſen Willen haſt und an Verſöhnung nicht denkſt, während ich nichts anderes im Sinne habe, als dir zu Gefallen zu leben.“

Da fällt ihr ein, daß er die Zuſammenkünfte mit der Magd wirklich aufgegeben hat, und ſie beginnt in ihrer Meinung wankend zu werden.

Und ſie ſagt: „Ach Anſas, ich weiß ja, daß du es nicht aufrichtig meinſt, aber ich werde dir wohl den Willen tun müſſen. Außerdem ſind wir ja alle in Gottes Hand.“

Der Anſas hat die Gewohnheit, daß er rot werden kann wie irgend ein junges Ding. Und weil er das weiß, geht er raſch vor die Tür und ſchämt ſich draußen. Aber ihm iſt zumut, als m u ß er es tun und ein Zurück gebe es nicht. Als wenn ihn der Drache mit feuriger Gabel vorwärts ſchuppſt, ſo iſt ihm zumut. Und darum fängt er an demſelben Tage noch einmal an.

„In Tilſit iſt ein Kirchturm," ſagt er, „der ruht auf acht Kugeln, und darum hat ihn der Napoleon immer nach Frankreich mitnehmen wollen. Er iſt ihm aber zu ſchwer geweſen. Eine ſo merkwürdige Sache muß man doch ſehen."

Die Indre lächelt ihn bloß ſo an, ſagt aber nichts.

„Außerdem," fährt er fort, „gibt es ja ein Lied, das geht ſo:

Tilschen, mein Tilschen, wie ſchön biſt du doch!
Ich liebe dich heute wie einſt,
Die Sonne wär' nichts wie ein finſteres Loch,
Wenn du ſie nicht manchmal beſcheinſt.

Nun weißt du hoffentlich, was für eine ſchöne Stadt Tilſit iſt."

Wie er ſich ſo zereifert, lächelt ihn die Indre noch einmal an, und er wird wieder rot und redet raſch von anderen Dingen.

Am nächſten Morgen aber ſagt er ganz obenhin: „Nun, wann werden wir fahren?" Als ob es längſt eine abgemachte Sache wäre.

Sie denkt: „Will er mich los ſein, ſo kann er es auf tauſend Arten. Es iſt das Beſte, ich füge mich."

Und zu ihm ſagt ſie: „Wann du wirſt wollen."

„Nun, dann je eher, je beſſer," ſagte er.

Es wird alſo der nächſte Morgen beſtimmt.

Und wie die Buſze es ihm eingegeben hat, läuft er am Nachmittag von Wirtſchaft zu Wirtſchaft und ſagt: „Ihr wißt, liebe Nachbarn, daß ich mich ſchlecht aufgeführt habe. Aber von nun an ſoll alles anders werden. Zum Zeichen deſſen werde ich mit der Indre eine Vergnügungsfahrt nach Tilſit machen. Damit will ich ſozuſagen die Verſöhnung feſtlich begehen."

Und die Nachbarn beglückwünſchen ihn auch noch. Genau, wie die Buſze es vorhergeſagt hat.

Was aber tut die Indre inzwiſchen?

Sie legt die Sachen der Kinder zurecht, ſchreibt auf ein Papier, was ſie am Alltag und am Sonntag anziehen ſollen und wie die Stücke Leinwand, die ſie ſelber gewebt hat, künftig einmal zu verſchneiden ſind. Auch ihre Kleider verteilt ſie. Das neue ſeidene kriegt die Ane Doczys, und die Erbſtücke kommen an Elske. Dann legt ſie noch ihr Leichenhemd bereit und was ihr ſonſt im Sarge angezogen werden ſoll. Und dann iſt ſie fertig.

Draußen auf dem Hof ſpielen die Kinder. Sie denkt: „Ihr Armen werdet ſchlechte Tage haben, wenn die Buſze erſt da iſt.“

Dann geht ſie hinüber zur Ane Doczys, kurz nachdem der Anſas dageweſen iſt, und ſagt: „Dem Menſchen kann leicht etwas zuſtoßen. Ich weiß, daß ich von dieſer Reiſe nicht wiederkommen werde.“

Die Ane iſt ſehr erſchrocken und ſagt: „Warum ſollſt du nicht wiederkommen? Nach Tilſit iſt bloß ein Katzenſprung. Und es ſoll ja auch ein Verſöhnungsfeſt ſein.“

Die Indre lächelt bloß und ſagt: „Wir werden ja ſehn. Darum verſprich mir, daß du auf die Kinder achtgeben wirſt und dem Großvater ſchreibſt, wenn es ihnen nicht gut geht.“

Die Ane weint und verſpricht alles, und die Indre geht heim. Sie bringt die Kinder zu Bett und betet mit ihnen und ſtärkt ſich in dem Herrn ...

In der Frühe, lang' vor der Sonne, fahren ſie ab.

Er, der Anſas, hat ſeine Sonntagskleider an, und auch ſie hat ſich geſchmückt, denn es ſoll ja ein Verſöhnungsfeſt ſein. Sie trägt die rote, grüngeſtreifte Marginne, den ſelbſtgewebten Rock, in dem ſie vor neun Jahren mit ihm zur Verſprechung nach der Kirche gefahren iſt, und ein klares Mädchenkopftuch gegen die Sonnenſtrahlen.

Auch zu eſſen und zu trinken hat ſie mitgenommen und in dem vorderen Abſchlag verſtaut.

Er iſt auf Klotzkorken und hat die leichten Wichsſtiefel

in der Hand. Im letzten Augenblick bringt er noch etwas angetragen, in Sackleinwand gepackt, das wirft er neben sich vor das Steuer und sieht sie verstohlen dabei an, als ob er eine Frage erwartet.

Aber sie fragt nichts.

Wie er das Großsegel setzt, gewahrt sie, daß ihm die Hände zittern. Er will sich nichts merken lassen und sagt: „Es ist ein hübsches kleines Windchen, wir können zu Mittag in Tilsit sein."

Sie sagt: „Mir ist es gleich."

Und er meint: „Ob es hin auch noch so rasch geht, zurück muß man kreuzen."

Dann wirft er das Schwert aus und setzt auch den Raginnis, das kleine Vorsegel. Er sitzt nun halb zugedeckt von all der Leinwand, so daß sie ihn kaum sehen kann.

Der Kahn fährt wie an der Leine, und rings in dem Wasser gucksen die Fischchen.

Über das weite Haff hin ist es nach Westen wie eine blaugraue Decke gebreitet, nur drüben die Nehrung steht dunkelrot im Morgenschein.

Wie sie um die Windenburger Ecke herumkommen, dort, wo die Landzunge sich spitz in das Wasser hineinstreckt, lockert er erst die Segelleine und wirft dann mit raschem Griff das Steuer um, denn von nun an geht es mit vollem Wind geradeswegs nach Osten.

So oft sie zum Vater nach Minge fuhr, vor dieser Stelle hat sie schon immer Angst gehabt, denn wenn irgend einmal ein Unglück geschehen ist, dann war es nur hier.

Und sie sucht in ihrer ungewissen Angst das liebe Minge, das in der Ferne ganz deutlich zu sehen ist, und denkt bei sich: „Ach Vater, wenn du wüßtest, was für einen schlimmen Weg die Jndre fährt."

Aber sie ist still im Herrn. Nur die gefährliche Stelle macht ihr das Herz eng.

Und dann fährt der Kahn glatt auf die Mündung zu, die mit ihren Grasbändern rechts und links schon lang' auf sie zu warten scheint.

Da liegt nun vor ihr der breite Atmathſtrom, breit wie die Memel ſelber, von der er ein Arm iſt, und das hübſche kleine Windchen macht auf dem Waſſer ein Reibeiſen.

„Zwei Mundvoll mehr wären gut," ſagt der Anſas halb abgewandt zu ihr herüber, „denn wenn der Gegenſtrom auch ſchwach iſt, der Kahn merkt ihn doch."

Sie denkt bloß: „Ich möchte nach Minge." Aber Minge liegt längſt weit im Rücken. Denn drüben iſt ſchon Kuwertshof, das einſam zwiſchen Waſſerläufen gelegene Wieſengut, von dem die Leute ſagen, daß, wer darauf wohnen will, ſich Schwimmhäute anſchaffen muß, ſonſt kann er nicht vor und nicht zurück.

„Auch ich kann nicht vor und nicht zurück," denkt ſie, „und muß ſtillhalten, wie er es beſtimmt."

Nun macht der Strom den großen Ellbogen nach Süden hin, und die Segel ſchlagen zur Seite, ſo daß ſie ihn mit ſeinem ganzen Körper ſehen kann. Sie ſitzt auf der Paragge, dem Abſchlag vorn an der Spitze, und er hinten am Steuer. Der Maſt ſteht zwiſchen ihnen.

Ihr iſt, als will er ſich vor ihren Blicken verſtecken. Er rückt nach rechts, er rückt nach links, aber es hilft ihm nichts.

„Du armer Mann," denkt ſie, „ich möchte nicht an deiner Stelle ſein." Und ſie lächelt ihn traurig an, ſo leid tut er ihr.

Auf der rechten Seite kommt nun Ruß, der große Herrenort, in dem ſo viel getrunken wird wie nirgends auf der Welt. Vor dem Rußner Waſſerpunſch fürchten ſich ja ſelbſt die Herren von der Regierung.

Zuerſt mit den vielen Flößen davor der Anckerſche Holzplatz und eine Sägemühle und dann noch eine und noch eine.

Die Dzimken, die Flößer, die mit den Hölzern ſtromab aus Rußland kommen, ſitzen in ihren langen, grauen Hemden auf der Floßkante und baden ſich die Füße. Hinter ihnen rauchen die Keſſel zum Frühſtücksbrot.

„Er wird mir wohl Gift 'reintun," denkt ſie. Aber

noch hat sie das mitgebrachte Essen in ihrer Hand, und was anderes wird sie nicht zu sich nehmen.

Die Insel Brionischten kommt mit ihrer neuen Sägemühle. Auch hier liegen Holztriften fest, und die Dzimken, die Tag und Nacht Musik machen müssen, fangen schon an, die Kehlen zu stimmen.

Eins von den Liedern kennt sie:

Lytus lynòju, rasà rasòju,
O mûdu abùdu lovò gulèju.

Sie denkt: „Wenn alles so wäre wie einst, dann würden wir jetzt mitsingen."

Die Dzimken winken ihnen auch einladend mit den Händen, aber keines von ihnen beiden grüßt wieder. Und viele andere haben ihnen während der Fahrt noch zugewinkt, aber niemals haben sie Antwort gegeben.

Hinter Ruß kommt, wie wir ja wissen, eine traurige Gegend. Links das Medszokel-Moor, wo die Ärmsten der Armen wohnen, rechts das Bredszuller Moor, das auch nicht viel wert ist. Aber dahinter erhebt sich auf Hügeln und Höhen der Ibenhorst, der weitberühmte Wald, in dem die wilden Elche hausen.

Und sie muß an jenen Frühlingstag denken, vor sieben Jahren. Sie trug damals die Elske im sechsten Monat und war in der Wirtschaft schon wenig mehr nütze. Da sagte er eines Tages zu ihr: „Wir wollen nach Ibenhorst fahren, vielleicht daß wir die Elche sehen." Aber er nahm nicht wie heute die Waltelle — das Mittelboot —, denn damit kommt man in den kleinen Seitenflüssen nicht vorwärts, sondern den Handkahn. In dem fuhren sie nun eng aneinander gedrückt durch das Gewirr der fließenden Gräben, durch Rohr und Binsen, stunden- und stundenlang. Und sie hatte den Kopf auf seinem Schoß liegen und sagte einmal über das andere: „Ach, was brauchen wir Elche zu sehen, es ist ja auch so ganz wunderschön." Und schließlich sahen sie doch einen. Es war ein mächtiger Bulle mit einem Geweih rein wie zwei Mühlenflügel. Der stand ganz nahe im Röhricht und kaute und sah sie an. Anjas sagte: „Sehr wild scheint der nicht zu sein, ich fahr'

einfach auf ihn los.“ Aber die Elske in ihrem Leibe, die wollte das nicht und machte einen heftigen Sprung. Und als sie ihm das sagte, da wußte er nicht, wie rasch er umkehren sollte.

An jenen Frühlingstag also muß sie denken, und dabei kommt mitten aus ihrer Ergebung der Jammer plötzlich über sie, so daß sie die gefalteten Hände vor die Stirn legt und dreimal weinend sagt: „O Gott, o Gott, o Gott!“

Dann sieht sie, daß er das Ruder festmacht und über die Großmastbank zu ihr herübersteigt.

„Worüber klagst du eigentlich?“ hört sie ihn sagen.

Sie hebt die Augen zu ihm auf und sagt: „Ach Ansas, Ansas, weißt du nicht besser als ich, warum ich klage?“

Da dreht er sich auf seinen Hacken um und geht stumm zum Hinterende zurück.

Auf einer der entgegenfahrenden Triften spielt ein Dzimke die Harmonika.

Sie denkt: „Nun wird die Elske wohl nie mehr Klavier spielen lernen ... und der Willus wird auch niemals ein Pfarrer werden.“ Denn das hat sie sich in ihrem Sinne vorgenommen, weil es ein gottgefälliges Werk ist.

Sie denkt weiter: „Ich werde es mir noch vorher von ihm versprechen lassen.“ Aber wie kann sie wissen, wann das Schreckliche kommen wird, so daß sie noch Zeit behält zum Bitten? Jeden Augenblick kann es kommen, denn oft ist alles menschenleer — auch an den Ufern weit und breit.

„Was mag er nur in der Sackleinwand haben?“ denkt sie weiter. „Da drin muß es sein, womit er das Schreckliche ausüben will. Aber was kann es sein?“ Das Paket ist rund und halbmannslang und etwa wie ein Milcheimer so stark. Als er es vor der Abfahrt auf den Boden warf, ist kein Schall zu hören gewesen. Es muß also leicht sein von Gewicht.

„Das Beste ist,“ denkt sie, „ich lasse es kommen, wie es kommt, und nutze die Zeit, um Frieden zu machen mit dem Herrn.“

Aber der Herr hat ihr den Frieden längst gesandt. Sie weiß kaum einmal, um was sie beten soll. Denn um die

Rettung zu beten, ziemt ihr nicht. Da braucht ſie ja nur zu ſchreien, wenn irgendein Floß kommt. Und ſo betet ſie für die Kinder. Immer der Reihe nach und dann wieder von vorne.

Wie lange Zeit ſo verfloſſen iſt, kann ſie nicht ſagen. Aber die Sonne ſteht ſchon ganz hoch, da hört ſie von drüben ſeine Stimme: „Bring mir zu eſſen, ich hab' Hunger!“

Das Herz ſchlägt ihr plötzlich oben im Halſe. „Jetzt wird es geſchehen,“ denkt ſie. Aber wie ſie ihm die Neunaugen und die Rauchwurſt hinüberträgt und Brot und Butter dazu, da zittert ſie nicht, denn jetzt denkt ſie wieder: „Nein, ſo kann es n i ch t geſchehen, er wird ſich eine andere Art und Weiſe ſuchen.“

Und dann, wie er fragt: „Ißt du denn nichts?“, kommt ihr plötzlich der Gedanke: „Es wird g a r nicht geſchehen. Und nur mein trüber Sinn malt es mir aus.“

Aber ſie braucht ihn nur anzuſehen, wie er daſitzt, in ſich zuſammengekrochen und die Blicke irgendwohin ins Weite oder aufs Waſſer gerichtet, bloß nicht auf ſie, dann weiß ſie: „Es wird d o ch geſchehen.“

Mit einmal faßt ſie ſich ein Herz und fragt: „Was haſt du da in der Sackleinwand?“

Er zieht finſter den Mund in die Höhe und antwortet: „Meine Waſſerſtiefel.“ Aber ſie weiß, daß das nicht wahr ſein kann, denn deren Abſätze ſind eiſenbeſchlagen und hätten beim Hinſchmeißen geklappert.

Dann packt ſie die Speiſen zuſammen und geht nach dem Vorderende zurück.

Die Sonne ſticht nun ſehr, und ſie muß ihr Kopftuch tief in die Augen ziehen.

Längſt haben ſie die arme Moorgegend verlaſſen, auch der ſchwarze Rand des Ibenhorſtes iſt untergeſunken, und hinter dem Damm dehnt ſich die fruchtbare Niederung, wo der Morgen tauſend Mark koſtet und die Bauern Rotwein auf dem Tiſche haben.

Die Klokener Fähre kommt, hinter der Kaukehmen liegt, der große, reiche Marktort, in deſſen beſtem Gaſthaus

nur ſtudierte Leute aus und ein gehen dürfen. „Wenn der Willus Pfarrer ſein wird, wird er dort auch aus und ein gehen dürfen. Aber der Willus wird ja nie Pfarrer ſein. Wird etwa die Buſze ihn auf die hohe Schule gehen laſſen?“

Nun dauert es noch etwa eine Stunde, dann kommt die Stelle, an der die Gilge ſich abzweigt. Sie ſieht das blanke Gewäſſer nach rechts hin im Grünen verſchwinden, fragt aber nichts.

Da kriegt der Anſas mit einmal die Sprache wieder und ſagt: „Du, Indre, von nun an heißt es nicht mehr der Rußſtrom, jetzt iſt es die Memel.“

Sie bedankt ſich für die Belehrung, und dann wird es wieder ſtill. So lange ſtill, bis Anſas plötzlich den Arm hebt und ganz erfreut nach vorne zeigt.

Sie wendet ſich um und fragt: „Was iſt?“

„Was wird ſein?“ ſagt er. „Tilſit wird ſein.“

Sie ſieht nicht nach Tilſit. Sie ſieht bloß nach ihm. Er lacht übers ganze Geſicht, weil ſie nun bald da ſind.

„Es wird n i ch t geſchehen,“ denkt ſie. „D e r Menſch kann ſich nicht freuen, der ſo Schreckliches mit ſich herumträgt.“

Und dann wird er ganz ärgerlich, weil ſie ſo gar keine Neugier zeigt.

„Da vorne bauen ſie die große Eiſenbahnbrücke,“ ſagte er, „und hinten ſteht auch Napoleons Kirchturm, aber du ſiehſt dich nicht einmal um.“

Sie entſchuldigt ſich und läßt ſich alles erklären. Und ſo kommen ſie immer näher.

Die Mauerpfeiler, die aus dem Waſſer wachſen, und die Eiſengerüſte hoch oben, die in der Luft hängen wie der Netzſtiel beim Fiſchen — ſo was hat ſie wirklich noch nie geſehen.

„Alles war Unſinn,“ denkt ſie. „Es wird n i ch t geſchehen.“

Und dann kommen Holzplätze, ſo groß wie der Anckerſche in Ruß, und Schornſtein nach Schornſtein, und dann die Stadt ſelber. Mit Wohnhäuſern, noch höher als die

Speicher in Memel. Denn Memel kennt sie. Dorthin ist sie früher manchmal zum Markt mitgefahren und um die See zu sehen.

Napoleons Kirchturm hätte sie sich wunderbarer vorgestellt. Die acht Kugeln sind wirklich da, aber das Mauerwerk steht darauf, als ob es gar nicht anders sein könnte.

Ansas zieht die Segel ein und lenkt dem steinernen Ufer zu. Dort, wo er festmacht, liegen schon ein paar andere Fischerkähne, mit deren Besitzern er sich begrüßt. Es sind Leute aus Tawe und Inse, die ihren Fang am Morgen verkauft haben.

„Kommt ihr Wilwischker jetzt auch schon hierher," sagt einer neidisch, „und verderbt uns die Preise?"

Ansas, der sich gerade die Wichsstiefel anzieht, antwortet ihm gar nicht. Für solche Gespräche ist er zu stolz.

Indre breitet das weiße Reisetuch über den vorderen Abschlag und setzt die Speisen darauf. Neben den Neunaugen und der Rauchwurst hat sie auch Soleier und selbstgeräucherten Lachs mit eingepackt. Und da sie seit halb vier in der Frühe nichts mehr gegessen hat, merkt sie jetzt, daß ihr schon längst vor Hunger ganz schwach ist.

Sie sitzen nun beide auf den Kanten des Bootes einander nahe gegenüber und essen das Mitgenommene als Mittagbrot. Geld, um in ein vornehmes Gasthaus zu gehen und sich auftafeln zu lassen vom Besten, hat Ansas wohl übergenug. Aber das ist nicht Fischergewohnheit.

Sie denkt nun gar nicht mehr an das Schreckliche, aber das Herz liegt ihr von all dem Fürchten noch wie ein Stein in der Brust.

Jetzt ist es der Ansas, der nicht viel essen kann, denn die Erwartung, ihr alles zu zeigen, läßt ihm keine Geduld. Er steht auf und sagt: „Nun kann es losgehen." Aber vorher kehrt er noch nach hinten zurück, das Hängeschloß zu holen, damit der Kahn nicht etwa inzwischen verschwindet.

Dabei kommt er mit einem Fuß zufällig unter den runden Sack, der vor dem Steuersitz liegt. Der fliegt wie

von ſelber hoch, ſo leicht iſt er, und ſinkt dann wieder zurück. Sie ſieht, wie er dabei erſchrickt und zu ihr herüberglupt, ob ſie's auch nicht bemerkt hat. Und der Stein in ihrer Bruſt wird ſchwerer.

Aber wie ſie das Ufer hinanſchreiten und er ihr alles erklärt, denkt ſie wieder: „Es kann nicht ſein, es muß eine andere Bewandtnis haben."

Dann biegen ſie in die Deutſche Straße ein, die breit iſt wie ein Strom und an ihren Rändern lauter Schlöſſer ſtehen hat. In den Schlöſſern kann man ſich kaufen, was man will, und alles iſt viel ſchöner und prächtiger als in Memel.

Der Anſas ſagt: „Hier aber iſt das Schönſte," und weiſt auf ein Schild, das die Aufſchrift trägt: „Konditorei von Dekomin".

Und da ein kaltes Mittagbrot nie ganz ſatt macht, ſo beſchließen ſie auch ſogleich hineinzugehen und die leeren Stellen im Magen aufzufüllen.

Und wie ſie eintreten, o Gott, was ſieht die Indre da! In einer langen, ſchmalen Stube, in der es kühl und halbdunkel iſt, ſteht nicht weit von der Wand ein Tiſch, der von einem Ende bis zum andern reicht und der ganz bedeckt iſt mit Kuchen und Torten und ſonſtigen Süßigkeiten aller Art.

„Da wollen wir nun ſchwelgen," ſagt der Anſas und reckt ſich.

Aber ſie traut ſich noch nicht, und er muß ihr die Stücke einzeln auf den Teller legen. Auch einen ſchönen Roſenlikör beſtellt er. Der iſt ſüß wie der Himmel und klebt an den Fingern, ſo daß man immerzu nachlecken muß.

„Darf ich nicht auch den Kindern was mitbringen?" fragt ſie.

„Nun, das verſteht ſich," ſagt er und lacht.

Da ſticht ihr plötzlich der Gedanke ins Herz, daß ſie die Kinder vielleicht niemals mehr ſehen wird. Ganz abgeängſtigt blickt ſie ihn an — und ſiehe da! auch ſein Geſicht hat ſich verändert. Der Mund ſteht ihm offen, ganz hohl ſind die Backen, und die Augen ſchielen an ihr vorbei.

„Es wird d o ch geſchehen," denkt ſie und legt den Teelöffel hin, ißt auch nicht einen Biſſen mehr; nur die Krumen, die rings um den Teller verſtreut auf dem Steintiſch liegen, wiſcht ſie mit den Fingerſpitzen auf und denkt dabei — — ja, was denkt ſie? Nichts denkt ſie. Und auch er ſitzt da wie vor den Kopf geſchlagen und redet kein Wort.

Alſo wird es d o ch geſchehen!

Dann, wie er aufſteht, ſagt er: „Nun laß dir einpacken." Aber ſie kann nicht. „Bring d u es ihnen," ſagt ſie, und er tritt an den Tiſch und ſucht aus. Aber er weiß nicht, was er ausſucht, denn ſeine Augen gehen immer nach ihr zurück, als will er was ſagen und traut ſich nicht.

Dann, wie ſie wieder auf die Straße hinaustreten, die von der Nachmittagsſonne geheizt iſt wie ein Backofen, gibt er ſich einen Ruck und fängt von neuem mit dem Erklären an. Dies iſt das und jenes iſt das. Aber ſie hört kaum mehr hin. Ganz benommen iſt ſie von neuer Angſt. Die kommt und geht, wie die Haffwellen ans Ufer ſchlagen.

Dann ſtehen ſie vor einem Kurzwarenladen, in deſſen Schaufenſter auch Kinderſachen ausliegen. „Wir wollen 'reingehen," ſagt ſie. „Du kannſt den Kindern ein Andenken mitbringen."

„Andenken? An wen?" fragt er und ſtottert dabei.

„An mich," ſagt ſie und ſieht ihn feſt an.

Da wird er wieder rot, wendet die Augen ab und fragt nichts weiter.

Es wird alſo ganz ſicher geſchehen.

Sie ſucht für den Endrik eine Wachstuchſchürze mit roten Rändern, damit er ſich nicht ſchmutzig macht, wenn er im Sand ſpielt; für die Elske eine blaue Kappe gegen die Sonne und für den kleinen Willus — was kann es viel ſein? — ein Sabberſchlabbchen, unter das Kinn zu binden. „Vielleicht werden doch noch einmal Pfarrerbäffchen daraus," denkt ſie und verbeißt ihre Tränen.

Der junge Mann, der die Sachen einwickelt, ſagt zu Anſas gewandt: „Vielleicht haben Sie auch für die Frau Gemahlin einen Wunſch."

Er ſteht verlegen und geſchmeichelt, weil man die Indre eine „Frau Gemahlin“ nennt, was von einer litauiſchen Fiſchersfrau wohl nicht häufig geſagt wird.

Und der junge Mann fährt fort: „Vielleicht darf ich auf unſere echten Schleiertücher aufmerkſam machen, denn, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, das, welches die Frau Gemahlin augenblicklich trägt, iſt etwas — durchgeſchwitzt.“

Indre erſchrickt und ſucht einen Spiegel, denn noch hat ſie nicht den Mut gehabt, ſich irgendwo zu beſehen. Und der junge Mann breitet eilig ſeine Gewebe aus. Die ſind rein wie aus Spinnweben gemacht und haben Muſter wie die ſchönſten Mullgardinen.

Anſas wählt das teuerſte von allen — er getraut ſich gar nicht, ihr zu ſagen, w i e teuer es iſt —, und der junge Mann führt ſie vor eine Wand, die ganz und gar ein Spiegel iſt. Wie ſie das Tuch am Halſe geknotet hat, ſo daß es die Ohren bedeckt und die Augen verſchattet, da weiß er ſich vor Entzücken gar nicht zu laſſen.

„Nein, wie ſchön die Frau Gemahlin iſt!“ ruft er ein Mal über das andere. „Nie hat dieſer Spiegel etwas Schöneres geſehen!“

Und ſie bemerkt faſt erſchrocken, wie der Anſas ſich freut.

Im Rausgehen wendet er ſich noch einmal um und fragt den jungen Mann, ob er wohl weiß, wie die Züge gehen.

„Zur Ankunft oder zur Abfahrt?“ fragt der junge Mann.

Und Anſas meint, das wäre ganz gleich.

Da lächelt der junge Mann und ſagt, bald nach viere komme einer an, und gegen ſechſe fahre einer ab. Man habe alſo die Auswahl.

Anſas bedankt ſich und ſagt, als ſie draußen ſind: „Wir wollen lieber die Abfahrt nehmen, denn da ſieht man ihn in der Ferne verſchwinden.“

Aber bis ſechs iſt noch viel Zeit. Was kann man da machen?

Der Indre iſt alles egal. Sie denkt bloß: „Wenn es d o ch geſchehen ſoll, warum hat er dann noch ſo viel Geld für mich ausgegeben?“

Und in ihr Herz kommt wieder einmal die Hoffnung zurück.

Anſas iſt vor einer Mauer ſtehen geblieben, auf der ein Zettel klebt:

J a k o b s r u h

heute vier Uhr

G r o ß e s M i l i t ä r k o n z e r t

ausgeführt von der Kapelle

des litauiſchen Dragonerregiments Prinz Albrecht.

Und darunter ſteht alles gedruckt, was ſie ſpielen werden.

Der Stein in Indres Bruſt iſt nun ganz leicht geworden; kaum zu fühlen iſt er. Aber ſie hat Zweifel, ob bei einem ſolchen Vergnügen, das augenſcheinlich für die Deutſchen beſtimmt iſt, auch Litauer zugegen ſein dürfen — und dazu noch in ihrer Landestracht.

Aber Anſas lacht ſie aus. Wer ſein Eintrittsgeld bezahlt, iſt eingeladen, gleichgültig ob er „wokiszkai“ ſpricht oder „lietuwiszkai“.

Indre zweifelt noch immer, und nur der Gedanke, daß es ja ein l i t a u i ſ c h e s Dragonerregiment iſt, welches die Muſiker hergibt, macht ihre Schamhaftigkeit etwas geringer.

So fahren ſie alſo in einer Droſchke nach Jakobsruh, jenem Luſtort, der bekanntlich ſo ſchön iſt wie nichts auf der Welt. Bäume ſo hoch und ſchattengebend wie dieſe hat Indre noch nie geſehen, auch nicht in Heydekrug und nicht in Memel. Am Haff, wo es nur kurze Weiden gibt und dünne Erlen, könnte man ſich von einer ſolchen Blätterkirche erſt recht keinen Begriff machen.

Aber trotz ihrer Freude iſt ihr vor dem fremden Orte noch bange genug, denn ringsum ſitzen an rotgedeckten Tiſchen lauter ſtädtiſche Herrenleute, und als Anſas voran-

geht, einen Platz zu ſuchen, recken alle die Hälſe und ſehen hinter ihnen her. Es iſt, um in die Erde zu ſinken.

Anſas dagegen fürchtet ſich nicht im mindeſten. Er findet auch gleich einen leeren Tiſch, wiſcht mit dem Schnupftuch den Staub von den Stühlen und befiehlt einem feinen deutſchen Herrn, ihm und ihr Kaffee und Kuchen zu bringen. Genau ſo, wie es die anderen machen.

So ein mutiger Mann iſt der Anſas. Man fühlt ſich gut geborgen bei ihm, und alle die Angſt war ein Unſinn.

Nicht weit von ihnen iſt eine kleine Halle aufgebaut mit dünnen Eiſenſtändern und einem runden Dachchen darauf. Die füllt ſich mit hellblauen Soldaten. O Gott, ſo vielen und blanken Soldaten! Während es doch ſonſt nur drei oder vier ſchmutzige Vagabunden ſind, die Muſik machen.

Zuerſt kommt ein Stück, das heißt „Der Roſenwalzer". So ſteht auf einem Blatt zu leſen, das Anſas von dem Kaſſierer gekauft hat. Wie das geſpielt wird, iſt es, als flöge man gleich in den Himmel. Dicht vor den Muſikern haben ſich zwei Kinderchen gegenſeitig um den Leib gefaßt und drehen ſich im Tanze. Da möchte man gleich mittanzen.

Und hat ſich doch vor einer Stunde noch in Todesnöten gewunden!

Wie das Stück zu Ende iſt, klatſchen alle, und auch die Indre klatſcht.

Rings wird es ſtill, und die Kaffeetaſſen klappern.

Anſas ſitzt da und rührt ſich nicht. Wie ſie ihn etwas fragen will — ſo gut iſt ſie ſchon wieder mit ihm —, da macht er ihr ein heimliches Zeichen nach links hin: ſie ſoll horchen.

Am Nebentiſch ſprechen ein Herr und eine Dame von ihr.

„Wenn eine Litauerin hübſch iſt, iſt ſie viel hübſcher als wir deutſchen Frauen," ſagt die Dame.

Und der Herr ſagt: „In ihrer blaſſen Lieblichkeit ſieht ſie aus wie eine Madonna von — —"

Und nun kommt ein Name, den ſie nicht verſteht. Auch was das iſt: „Madonna", weiß ſie nicht. Für ihr

Leben gern hätte ſie den Anſas gefragt, der alles weiß, aber ſie ſchämt ſich.

Da fängt ſie einen Blick des Anſas auf, mit dem er gleichſam zu ihr in die Höhe ſchaut, und nun weiß ſie, was ſie ſchon im Laden geahnt hat: er iſt ſtolz auf ſie, und ſie braucht nie mehr Angſt zu haben.

Dann hört die Pauſe auf, und es kommt ein neues Stück. Das heißt „Zar und Zimmermann“. Der Zar iſt der ruſſiſche Kaiſer. Daß man von d e m Muſik macht, läßt ſich begreifen. Warum aber ein Zimmermann zu ſolchen Ehren kommt, ein Menſch, der ſchmutzige Pluderhoſen trägt und immerzu Balken abmißt, bleibt ein Rätſel.

Dann kommt ein drittes Stück, das wenig hübſch iſt und bloß den Kopf müde macht. Das hat ſich ein gewiſſer Beethoven ausgedacht.

Aber dann kommt etwas! Daß es ſo was Schönes auf Erden gibt, hat man ſelbſt im Traum nicht für möglich gehalten. Es heißt: „Die Poſt im Walde“. Ein Trompeter iſt vorher weggegangen und ſpielt die Melodie ganz leiſe und ſehnſüchtig von weit, weit her, während die andern ihn ebenſo leiſe begleiten. Man bleibt gar nicht Menſch, wenn man das hört! Und weil die Fremden, die Deutſchen, ringsum nicht ſehen dürfen, wie ſie ſich hat, ſpringt ſie raſch auf und eilt durch den Haufen, der die Kapelle umgibt, und an vielen Tiſchen vorbei dorthin, wo es einſam iſt und wo hinter den Bäumen verſteckt noch leere Bänke ſtehen.

Dort ſetzt ſie ſich hin, ſchiebt das neue Kopftuch aus den Augen, damit es nicht naß wird, und weint, und weint ſich all die — ach, all die ausgeſtandene Angſt von der Seele.

Und dann ſetzt ſich einer neben ſie und nimmt ihre Hand. Sie weiß natürlich, daß es der Anſas iſt, aber ſie iſt vor Tränen ganz blind. Sie lehnt den Kopf an ſeine Schulter und ſagt immer ſchluchzend: „Mein Anſuttis, mein Anſaschen, bitte, bitte, tu mir nichts, tu mir nichts.“

Sie weiß, daß er ihr nun nichts mehr tun wird, aber ſie kann nicht anders — ſie muß immerzu bitten.

Er zittert am ganzen Leibe, hält ihre Hand feſt und ſagt einmal über das andere: „Was redeſt du da nur? Was redeſt du da nur?“

Sie ſagt: „Noch iſt es nicht gut. Ehe du es nicht geſtehſt, iſt es noch nicht ganz gut.“

Er ſagt: „Ich habe nichts zu geſtehen.“

Und ſie ſtreichelt ſeinen Arm und ſagt: „Du wirſt es ſchon noch geſtehen. Ich weiß, daß du es geſtehen wirſt.“

Er bleibt immer noch dabei, daß er nichts zu geſtehen hat, und ſie gibt ſich zufrieden. Nur wenn ſie daran denkt, daß daheim im Dorf die Buſze ſitzt und lauert, läuft es ihr ab und zu kalt über den Rücken.

Mit ineinandergelegten Händen gehen ſie zu ihrem Tiſche zurück und kümmern ſich nicht mehr um die Leute, die nicht ſatt werden können, ihnen nachzuſehen.

Und weil nun ringsum die Kaffeetaſſen verſchwunden ſind und ſtatt ihrer Biergläſer ſtehen, beſtellt ſich Anſas auch was bei dem feinen Herrn — aber kein Bier beſtellt er, ſondern eine Flaſche ſüßen Muskatwein, wie ihn die Litauer lieben.

Und beide trinken und ſehen ſich an, bis Indre ſich ein Herz faßt und ihn fragt: „Mein Anſaschen, was heißt das — eine Madonna?“

„So nennt man die katholiſche heilige Jungfrau,“ ſagt er.

Sie zieht die Lippen hoch und ſagt verächtlich: „Wenn's weiter nichts iſt.“ Denn die Neidiſchen, die ſie ärgern wollten, haben ſie ſchon als Mädchen ſo genannt, und ſie iſt doch ſtets eine fromme Lutheranerin geweſen.

Und ſie trinken immer noch mehr, und Indre fühlt, daß ſie rote Backen bekommt, und weiß ſich vor Fröhlichkeit gar nicht zu laſſen.

Da plötzlich fällt dem Anſas ein: „O Gott — die Eiſenbahn! Und die Uhr iſt gleich ſechſe!“

Er ruft den feinen Herrn herbei und bezahlt mit zwei harten Talern. Dann fragt er noch nach dem kürzeſten Wege zum Bahnhof. Aber wie ſie nun eilends dorthin laufen wollen, ergibt es ſich, daß ſie nicht mehr ganz gerade ſtehen können.

Die Leute lachen hinter ihnen her, und die Dame am Nebentiſch ſagt bedauernd: „Daß dieſe Litauer ſich doch immer betrinken müſſen.“

Hätte ſie gewußt, w a s hier gefeiert wird, ſo hätte ſie's wohl nicht geſagt.

Die Straße zum Bahnhof führt ziemlich nah an den Schienen entlang. Sie laufen und lachen und laufen.

Da mit einmal macht es irgendwo: „Puff, puff, puff.“

O Gott — was für ein Ungeheuer kommt dort an! Und geradeswegs auf ſie zu.

Indre kriegt den Anſas am Ärmel zu packen und fragt: „Iſt ſie das?“

Ja, das iſt ſie.

Wie kann es bloß ſo viel Scheußlichkeit geben! Der Pukys mit dem feurigen Schweif und der andere Drache, der Atwars, ſind gar nichts dagegen. Sie ſchreit und hält ſich die Augen zu und weiß nicht, ob ſie weiterlachen oder noch einmal losweinen ſoll. Aber da der Anſas ſie beſchützt, entſcheidet ſie ſich fürs Lachen und nimmt die Schürze vom Geſicht und macht: „Puff, puff.“ Genau ſo kindiſch, wie die Elske machen würde, wenn ſie den Drachen ſähe, mit dem die Leute ſpazieren fahren.

„Wohin fahren ſie?“ fragt ſie dann, als die letzten Wagen vorbei ſind.

Und Anſas belehrt ſie: „Zuerſt nach Inſterburg und dann nach Königsberg und dann immer weiter bis nach Berlin.“

„Wollen wir nicht auch nach Berlin fahren?“ bittet ſie.

„Wenn alles geordnet iſt,“ ſagt er, „dann wollen wir nach Berlin fahren und den Kaiſer ſehen.“ Dabei wird er mit einmal ſteinernſt, als ob er ein Gelübde tut.

O Gott, wie iſt das Leben ſchön!

Und das Leben wird immer noch ſchöner.

Wie ſie auf dem Wege zur inneren Stadt an dem „Anger“ vorbeikommen, jenem großen, häuſerbeſtandenen Sandplatz, auf dem die Vieh- und Pferdemärkte abgehalten werden, da hören ſie aus dem Gebüſch, das den

einrahmenden Spazierweg umgibt, ein luſtiges Leierkaſtengedudel und ſehen den Glanz von Purpur und von Flittern durch die Zweige ſchimmern.

Nun möchte ich den Litauer kennen lernen, der an einem Karuſſell vorbeigeht, ohne begierig ſtehen zu bleiben.

Die Sonne iſt zwar bald hinter den Häuſern, und morgen früh will Anſas beim Kuhfuttern ſein, aber was kann der kleine Umweg viel ſchaden, da man ja ſowieſo an vierzehn Stunden kreuzen muß.

Und wie ſie das runde, ſamtbehangene Tempelchen vor ſich ſehen, deſſen Prunkſeſſel und Schlittenſitze nur auf ſie zu warten ſcheinen, da weiſt Anſas mit einmal faſt erſchrocken nach dem Leinwanddache, auf deſſen Spitze ein goldener Wimpel weht.

Sie weiß nicht, was ſie da kucken ſoll.

Er vergleicht den Wimpel mit den Wetterfahnen rings auf den Dächern. Es ſtimmt! Der Wind iſt nach Süden umgeſchlagen — und das Kreuzen unnötig geworden. In ſieben Stunden kann der Kahn zu Hauſe ſein.

Alſo 'rauf auf die Pferde! Die Indre wehrt ſich wohl ein bißchen — eine Mutter von drei Kindern, wo ſchickt ſich das? Aber in Tilſit kennt ſie ja keiner. Alſo, fix, fix 'rauf auf die Pferde, ſonſt geht's am Ende noch los ohne ſie beide.

Und ſie reiten und fahren und reiten wieder, und dann fahren ſie noch einmal und noch einmal, weil ſie zum Reiten ſchon lange zu ſchwindlig ſind. Die ganze Welt iſt längſt eine große Drehſcheibe geworden, und der Himmel jagt rückwärts als ein feuriger Kreiſel um ſie herum. Aber ſie fahren noch immer und ſingen dazu:

„Tilschen, mein Tilschen, wie ſchön biſt du doch!
Ich liebe dich heute wie einſt!
Die Sonne wär' nichts wie ein finſteres Loch,
Wenn du ſie nicht manchmal beſcheinſt."

Und die umſtehenden Kinder, die ſchon dreimal Freifahrt gehabt haben, ſingen dankbar mit, obwohl ſie Text und Weiſe nicht begreifen können.

Aber ſchließlich wird der Indre übel. Sie m u ß ein Ende machen, ob ſie will oder nicht. Und nun ſtehen ſie beide lachend und betäubt unter den johlenden Kindern und ſtreuen in die ausgeſtreckten Hände die Krümel der Konditorkuchen, die ſie aus Verſehen längſt plattgeſeſſen haben.

Ja, ſo ſchön kann das Leben ſein, wenn man ſich liebt und Karuſſell dazu fährt!

Dann nehmen ſie Abſchied von den Kindern und den Kindermädchen, von denen etliche ſie noch ein Ende begleiten. Um ihnen den Weg zu zeigen, ſagen ſie, aber in Wahrheit wollen ſie bei Gelegenheit noch ein Stück Kuchen erraffen. Und ſie hätten auch richtig was gekriegt, wenn ſie bis zur Dekominſchen Konditorei ausgehalten hätten. Aber die liegt ja, wie wir wiſſen, am anderen Ende der Stadt.

Daſelbſt laſſen ſie beide ſich noch einmal ein ſchönes Paketchen zurechtmachen, aber diesmal ſucht die Indre aus. Der Anſas beſtellt derweilen noch zwei Gläschen von dem klebrigen Roſenlikör und nimmt zur Sicherheit für vorkommende Fälle gleich die ganze Flaſche mit.

Wie ſie zu ihrem Kahn hinabſteigen, iſt die Sonne längſt untergegangen. Aber das macht nichts, denn der Südwind hält feſt, und der Mond ſteht ſchon bereit, um ihnen zu leuchten.

Unter ſolchen Umſtänden iſt ja die Fahrt ein Kinderſpiel.

Anſas ſchöpft mit der Pilte das Waſſer aus, damit die Bodenbretter hübſch trocken ſind, wenn die Indre ſich etwa langlegen will. Aber ſie will nicht. Sie ſetzt ſich auf ihren alten Platz vorn auf die Paragge, damit ſie dem Anſas zuſehen und ſich im ſtillen an ihm freuen kann.

Und dann geht es los.

Die Ufer werden dunkler, und eine große Stille breitet ſich aus. Sie muß immerzu daran denken, in welcher Angſthaftigkeit das Herz ſie drückte, als ſie vor acht Stunden desſelben Weges fuhr, und wie leicht ſie jetzt Atem holen kann.

Sie möchte am liebſten ein Dankgebet ſprechen, aber ſie will es nicht allein tun, denn er gehört ja wieder zu ihr ... und nötig hat er es auch.

Aber er hat jetzt nur Blick für Segel und Steuer, denn die Brückenpfeiler ſind da und viele Kähne, die auf beiden Seiten vor Anker liegen.

Manchmal nickt er ihr freundlich zu. Das iſt alles.

Alsdann breitet ſich der Strom, und der Mond fängt zu ſcheinen an. Die Wellchen ſind ganz ſilbern in der Richtung auf ihn zu und ſetzen ſich und fliegen auf wie kleine weiße Vögelchen.

Sie kann den Anſas gut erkennen, er ſie aber nicht, denn der Mond ſteht hinter ihr. Darum ſagt er auch plötzlich: „Warum ſitzt du ſo weit von mir weg?“

„Ich ſitze da, wo ich bei der Hinfahrt geſeſſen hab',“ ſagt ſie.

„Hinfahrt und Rückfahrt ſind ſo verſchieden wie Tag und Nacht,“ ſagt er.

Und ſie denkt: „Bloß daß jetzt Tag iſt und damals Nacht war.“

„Darum komm herüber und ſetz dich neben mich,“ ſagt er.

Ach, wie gerne ſie das tut!

Aber als ſie ihm näher kommt, da fällt ihr Blick auf die Sackleinwand, die zwiſchen ſeinen Füßen liegt und die ſie bisher nicht bemerkt hat.

Wie ſie die wiederſieht, wird ihr ganz ſchlecht. Sie ſinkt auf die Mittelbank nieder und lehnt ihren Rücken gegen den Maſt.

„Warum kommſt du nicht?“ fragt er faſt unwirſch.

Nun weiß ſie nicht, was ſie tun ſoll. Soll ſie ihn fragen, ſoll ſie's mit Stillſchweigen übergehen? Aber das weiß ſie: dorthin, wo prall und rund der Sack liegt, um deſſen Inhalt er ſie belügt, dorthin kann ſie die Füße nicht ſetzen. Sie würde glauben, auf ein Neſt von Schlangen zu treten.

Und da kommt ihr der Gedanke, Klarheit zu ſchaffen über das, was geweſen iſt. Jetzt gleich im Augenblick. Denn ſpäter kommt ſie vielleicht nie.

Sie faßt ſich alſo ein Herz.

„Willſt du mir nicht ſagen, mein Anſaschen, was du in der Sackleinwand haſt?“

Er fährt hoch, als hätte ihn eine aus dem Schlangenneſt in den Fuß gebiſſen, aber er ſchweigt und wendet den Kopf weg. Sie kann ſehen, wie er zittert.

Da erhebt ſie ſich und legt die Hand auf ſeine Schulter, aber ſie hütet ſich wohl, der Sackleinwand zu nahe zu kommen.

„Mein Anſaschen,“ ſagt ſie, „es iſt ja jetzt wieder ganz gut zwiſchen uns, aber ehe du nicht alles geſtehſt, geht die Erinnerung an das Böſe nicht weg.“

Er bleibt ganz ſtill, aber ſie fühlt, wie es ihn ſchüttelt.

„Und dann, mein Anſaschen,“ ſagt ſie weiter, „geht es auch wegen des lieben Gottes nicht anders. Ich hab' vorhin beten wollen, aber die Worte blieben mir im Halſe. Denn du ſtandeſt mir nicht bei. Darum ſag es ſchon, und dann beten wir beide zuſammen.“

Da fällt er vor ihr auf ſeine Knie, ſchlingt die Arme um ihre Knie und geſteht alles.

„Mein armes Anſaschen,“ ſagt ſie, als er zu Ende iſt, und ſtreichelt ſeinen Kopf. „Da müſſen wir aber t ü ch t i g beten, damit der liebe Gott uns verzeiht.“

Und ſie läßt ſich neben ihm auf die Kniee nieder, faltet ihre Hände mit den ſeinen zuſammen, und ſo beten ſie lange. Nur manchmal muß er nach dem Steuer ſehen, und dann wartet ſie, bis er fertig iſt.

Zum Schluß ſegnet ſie ihn, und er ſegnet ſie, und dann ſtehen ſie wieder auf und ſind guter Dinge.

Nur was in der Sackleinwand iſt, hat er vergeſſen zu ſagen.

Sie zeigt darauf hin und will es wiſſen.

Aber er wendet ſich ab. Er ſchämt ſich zu ſehr.

Da ſagt ſie: „Ich werde ſelber öffnen.“ Und er wehrt ihr nicht.

Und wie ſie den Sack aufreißt, was findet ſie da? Zwei Bündel grüne Binſen findet ſie, mit Bindfaden aneinander gebunden. Weiter nichts.

Sie lacht und ſagt: „Iſt das die ganze Zauberei?“
Aber er ſchämt ſich noch immer.

Da errät ſie langſam, daß er damit nach dem Umſchlagen des Kahnes hat davonſchwimmen wollen, wie die Schuljungens tun, wenn ſie im tiefen Waſſer paddeln.

„Solch ein Lunterus bin ich geworden!“ ſagt er und ſchlägt ſich mit den Fäuſten vor die Bruſt.

Aber ſie lächelt und ſagt: „Pfui doch, Anſaschen, der Menſch ſoll ſich nicht zu hart ſchimpfen, ſonſt macht er ſich ſelber zum Hundsdreck.“

Und ſo hat ſie ihm nicht nur verziehen, ſondern richtet auch ſeine Seele wieder auf. — — —

Wie ſie ſich neben ihn ſetzt — denn er will ſie nun ganz nahe haben —, da merkt ſie, daß ſie mit ihrem Leibe den Gang des Steuers behindert, darum breitet ſie zu ſeinen Füßen das weiße Reiſetuch aus, das ſie im vorderen Abſchlag verwahrt hat, und legt ſich darauf — doch ſo, daß ihr Kopf auf ſeine Knie zu liegen kommt. Und nun iſt es genau ſo wie damals in Ibenhorſt, als die Elske noch unterwegs war.

Und ſo fahren ſie dahin und wiſſen vor Glück nicht, was ſie zueinander reden ſollen.

Von den Uferwieſen her riecht das Schnittgras — man kann den Thymian unterſcheiden und das Meliſſenkraut, auch den wilden Majoran und das Timotheegras — und was ſonſt noch ſtarken Duft an ſich hat ... Der Stromdamm zieht vorüber wie ein grünblaues Seidenband. Nur wo zufällig der Raſen den Abhang hinuntergeglitten iſt, da leuchtet er wie ein Schneeberg. Und der Mondnebel liegt auf dem Waſſer, ſo daß man immer ein wenig aufpaſſen muß.

Außer den plumpſenden Fiſchchen, die nach den Mücken jagen, iſt nicht viel zu hören. Nur die Nachtvögel ſind immer noch wach. Kommt ein Gehölz oder ein Garten, dann iſt auch die Nachtigall da und ſingt ihr: „Jurgut — jurgut — jurgut — waŝok waŝok, waŝok“ ... Und der Wachtelmann betet ſein Liebesgebet: „Garbink Diewa“.

Sogar ein Kiebitz läßt sich noch ab und zu hören, obgleich der doch längst schlafen müßte.

Und dann kommt mit einemmal Musik. Das sind die Dzimken, die ihre Triften während der Nacht am Ternpfahl festbinden müssen. Aber Gott weiß, wann die schlafen! Bei Tage rudern sie und singen, und bei Nacht singen sie auch.

Ihr Feuerchen brennt, und dann liegen sie ringsum. Einer spielt die Harmonika, und sie singen.

Da hört man auch schon das hübsche Liedchen „Meine Tochter Symonene", das jeder kennt, in Preußen wie im Russischen drüben. Ja, ja, die Symonene! Die zu einem Knaben kam und wußte nicht wie! Das kann wohl mancher so gehen. Aber der Knabe ist schließlich ein Hetmann geworden, wenigstens hat die Symonene es so geträumt.

„Der Willus muß ein Pfarrer werden," bittet die Indre schmeichelnd zu Ansas empor.

„Der Willus wird ein Pfarrer werden," sagt er ganz feierlich, und die Indre freut sich. Denn was in solcher Stunde versprochen wird, das erfüllt sich gleichsam von selber.

So fahren sie an dem Floß vorbei, und bald kommt ein nächstes. Darauf spielt einer gar die Geige. Und die andern singen:

„Unterm Ahorn rinnt die Quelle,
Wo die Gottessöhne tanzen
Nächtlich in der Mondenhelle
Mit den Gottestöchtern."

Ansas und Indre singen mit. Die Dzimken erkennen die Frauenstimme und rufen ihnen ein „Labs wakars!" zu. Zum Dank für den Gutenachtgruß will Ansas ihnen was Freundliches antun und läßt sich die Mühe nicht verdrießen, das Segel einzuziehen und an dem Floß anzulegen.

Nun kommen sie alle heran — es sind ihrer fünfe —, und der Jude, dem die Trift gehört, kommt auch.

Ansas schenkt jedem etwas von dem Rosenlikör ein,

und ſie erklären, ſo was Schönes noch nie im Leben getrunken zu haben.

Und dann ſingen ſie alle zuſammen noch einmal das Lied von den Gottestöchtern, von dem Ring, der in die Tiefe fiel, und den zwei Schwänen, die das Waſſer getrübt haben ſollen.

Zum Abſchied reicht Anſas allen die Hand, und die Indre auch. Und der Jude wünſcht ihnen „noch hundert Johr“!

Wären's bloß hundert Stunden geweſen, der Anſas hätt' ſie brauchen können.

Da die Flaſche mit dem Roſenlikör nun einmal hervorgeholt iſt, wäre es unklug geweſen, ſie wieder zu verſtauen. Sie trinken alſo ab und zu einen Tropfen und werden immer glücklicher.

Noch an mancher Trift kommen ſie vorbei und ſingen mit, was ſie nur ſingen können, aber halten tun ſie nicht mehr. Dazu iſt der Roſenlikör ihnen zu ſchade.

Manchmal will auch der Schlaf ſie befallen, aber ſie wehren ſich tapfer. Denn ſonſt — weiß Gott, auf welcher Sandbank ſie dann ſitzen blieben!

Nur eins darf der Anſas ſich gönnen — nämlich von dem Abſchlag hernieder auf die Bodenbretter zu gleiten. So kann er die Indre in ſeinem linken Arm halten und mit dem rechten das Steuer verſehen.

Und die Indre liegt mit dem Kopf auf ſeiner Bruſt und denkt ſelig: „Der Endrik — und die Elske — und der Willus — und nun ſind wir alle fünfe wieder eins.“

Mit einmal — ſie wiſſen nicht wie — iſt Ruß da. Sie erkennen es an dem Brioniſchker Schornſtein, der wie ein warnender Finger zu ihnen ſagt: „Paßt auf!“

Die Dzimken, die dort mit ihren Triften liegen, ſind nun richtig ſchlafen gegangen. Auch ihr Keſſelfeuer brennt nicht mehr. Aber ob die tauſendmal ſtilleſchweigen, was macht es aus? Von Ruß gibt es ein hübſches Liedchen:

„Zwei Fiſcher waren,
Zwei ſchöne Knaben,
Aus Ruß gen Weſten
Zum Haff gefahren.“

Das ſingen ſie aus voller Kehle, und um hernach die Kehle anzufeuchten, wollen ſie noch einen Schluck von dem Roſenlikör genehmigen, aber ſiehe da, — die Flaſche iſt leer.

Sie lachen furchtbar, und der Anſas wird immer zärtlicher.

„Ach, liebes Anſaschen," bittet die Indre, „gleich kommt der große Ellbogen, und dann geht es weſtwärts, bis dahin mußt du hübſch artig ſein."

Anſas hört noch einmal auf ſie, und da iſt auch ſchon der blanke Szieſzefluß, da wo die Krümmung beginnt. Er holt die Segelleine mehr an und ſteuert nach links. Es geht zwar ſchwer, aber es geht doch noch immer.

Bis nach Windenburg hin, die anderthalb Meilen, läuft der Strom nun ſo ſchnurgerade, wie nur die Eiſenbahn läuft. Kaum daß man hinter der Mündung der Mole ein wenig auszuweichen braucht.

Bei Windenburg freilich, wo die gefährliche Stelle iſt, dort, wo gerade bei Südwind der Wellendrang aus dem breiten, tiefen Haff ſeitlich ſtark einſetzt, dort muß man die Sinne doppelt beiſammen halten — aber bis dahin iſt noch lange, lange —— ach, wie lange Zeit!

„Indre, wenn du mir meine Sünden wirklich vergeben haſt, dann mußt du's mir auch beweiſen."

„Anſaschen, du mußt aufpaſſen."

„Ach was, aufpaſſen!" Wenn man ſo lange blind und verhext neben der Beſten, der Schönſten, neben einer Gottestochter dahergegangen iſt und die Augen ſind wieder aufgetan, was heißt da aufpaſſen?

„M e i n e Indre!"

„M e i n Anſaschen!" ———

Und nun liegen ſie in ruhiger Seligkeit wieder nebeneinander, und der Kahn fährt dahin, als ſäße die Laime ſelber am Steuer.

„Anſaschen — aber nicht einſchlafen!"

„Ach, wo werd' ich einſchlafen." — —

„Anſaschen — wer einſchläft, den muß der andere wecken."

„Jawohl — den — muß — der andere wecken.“ — — —
„Anſaschen, du ſchläfſt!“
„Wer ſo was — ſagen kann, — der ſchläft — ſelber.“
„Anſaschen, wach auf!“
„Ich wach'. Wachſt du?“
Und ſo ſchlafen ſie ein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ane Doczys hat keine Ruh in ihrem Bett. Sie weckt alſo ihren Mann und ſagt: „Doczys, ſteh auf, wir wollen aufs Haff hinausfahren.“

„Warum ſollen wir aufs Haff hinausfahren?“ fragt der Doczys, ſich den Schlaf aus den Augen reibend. „Fiſchen tu' ich erſt morgen.“

„Die Indre hat ſolche Reden geführt,“ ſagt die Doczene, „es iſt beſſer, wir fahren ihnen entgegen.“

Da fügt er ſich mit Seufzen, zieht ſich an und ſetzt die Segel.

Wie ſie aufs Haff hinausfahren, wird es ſchon Tag, und der Frühnebel liegt ſo dicht, daß ſie keine Handbreit vorauf ſehen können.

„Wohin ſoll ich fahren?“ fragt der Doczys.

„Nach Windenburg zu,“ beſtimmt die Doczene.

Der Südwind wirft ihnen kurze, harte Wellen entgegen, und ſie müſſen kreuzen.

Da, mit einmal horcht die Doczene hoch auf.

Eine Stimme iſt hilferufend aus dem Nebel gedrungen — eine Frauenſtimme.

„Gerade drauf zu!“ ſchreit die Doczene. Aber er muß ja kreuzen.

Und ſie kommen ſchließlich doch näher — ganz nahe kommen ſie.

Da finden ſie die Indre auf dem Waſſer liegen, wie die Wellen ſie auf und nieder ſchaukeln.

Wie hat es zugehen können, daß ſie n i ch t ertrunken iſt?

Rechts und links von ihrer Bruſt ragen halb aus dem Waſſer zwei Bündel von grünen Binſen, die ſind mit einem Bindfaden auf dem Rücken zuſammengebunden.

Sie ziehen ſie in den Kahn, und ſie ſchreit immerzu: „Rettet den Anſas! Rettet den Anſas!“

Ja — wo iſt der Anſas?

Sie weiß von nichts. Zuletzt, als ſie wieder hochgekommen iſt, da hat ſie ſeine Hände gefühlt, wie er waſſertretend die Binſen an ihr befeſtigte. Und von da an weiß ſie nichts mehr von ihm.

Sie rufen und ſuchen und rufen. Aber ſie finden ihn nicht. Nur den umgeſchlagenen Kahn finden ſie. An dem hätte er ſich wohl halten können, aber er iſt ihm ſicher davongeſchwommen, dieweil er die Binſen an Indres Leibe befeſtigte.

Fünf Stunden lang ſuchen ſie, und die Indre liegt auf den Knien und betet um ein Wunder.

Aber das Wunder iſt nicht geſchehen. Zwei Tage ſpäter lag er oberwärts friedlich am Strande.

* *
*

Neun Monate nach dem Tode des Anſas gebar ihm die Indre einen Sohn. Er wurde nach ihrem Wunſch in der heiligen Taufe Galas, das heißt „Abſchluß“ benannt. Doch weil der Name ungebräuchlich iſt, hat man ihn meiſtens nach dem Vater gerufen. Und heute iſt er ein anſehnlicher Mann.

Der Endrik hält die väterliche Wirtſchaft in gutem Stande, die Elske hat einen wohlhabenden Beſitzer geheiratet, und der Willus iſt richtig ein Pfarrer geworden. Seine Gemeinde ſieht in ihm einen Abgeſandten des Herrn, und auch die Gebetsleute halten zu ihm.

Die Indre iſt nun eine alte Frau und lebt im Ausgedinge bei dem älteſten Sohn. Wenn ſie zur Kirche geht, neigen ſich alle vor ihr. Sie weiß, daß ſie nun bald im Himmel mit Anſas vereint ſein wird, denn Gott iſt den Sündern gnädig.

Und alſo gnädig ſei er auch uns!

Wiks Bumbullis

1

Der Grigas und die Eve waren zum Johannisfeuer gegangen, hatten ſich dann beim Heimweg irgendwo im Gebüſch noch aufgehalten, wie das junger Menſchenkinder gutes Recht iſt, und als ſie ſich dem Förſterhauſe näherten, verſchämt und verſtohlen, da war es faſt ſchon heller Tag.

Der Grigas bemerkte als erſter, daß die Lampe im Wohnzimmer des Herrn noch brannte. Er winkte der Eve raſch, ſich von hinten herum ins Haus zu ſchleichen, und tat ſo, als ſei er ſchon bei der Arbeit. Er machte ſich an dem Holzlager zu ſchaffen und warf mit großem Gepolter etliche Erlenkloben zwecklos übereinander.

Damit begehrte er die Aufmerkſamkeit des alten Hegemeiſters auf ſich zu lenken und der Eve den heimlichen Wiedereintritt zu erleichtern.

Aber der Anruf des ſtrengen Brotherrn, den er erwartet hatte, blieb aus.

„Wird wohl auf dem Sofa eingeſchlafen ſein," dachte er und ſetzte erleichtert die Pfeife in Brand.

Aber da ſah er, wie vom Giebelende her die Eve mit heftigen Gebärden nach ihm zu rufen ſchien. Er begab ſich vorſichtig in ihre Nähe und erfuhr zu ſeinem lebhaften Erſtaunen, daß ſie beim Nachſehen das Bettchen der kleinen Anikke leer gefunden habe.

Anikke war das vierjährige Kind eines weitläufigen Neffen, das der Alte zu ſich genommen hatte, ſeit der Vater verſchollen und die Mutter aus Gram darüber dem Lungenhuſten erlegen war. Als erſter Gedanke ſtieg dem Grigas auf, daß nur eine der Laumen die Anikke entführt haben könne. Denn daß dieſe Feen ſich mit dem Wegnehmen und Auswechſeln von Kindern befaſſen, auch lange nachdem ſie getauft ſind, das weiß ja ſelbſt der Dümmſte.

Aber Eve, die ſonſt immer ſeiner Meinung war, wollte ihm nicht Recht geben. Die brennende Lampe — und die Stille im Haus — und dazu kam noch eins, was ſie vorhin

beim Näherkommen bemerkt haben wollte: Das Fenſter war geſchloſſen geweſen, aber in einer der Rauten hatten die Scherben gehangen.

So faßte er ſich denn ein Herz und machte ſich dicht vor der erleuchteten Stube zu ſchaffen.

Und beim Hineinſchielen — was ſah er da? Der alte Wickelbart lag auf dem Boden in ſeinem Blute, und in dem ſeitlich ausgeſtreckten Arme ſchlief das Kind.

Weinen und Wehklagen machen keinen Totgeſchoſſenen wieder lebendig. Sie wußten auch gleich, wer's getan hatte: „Miks Bumbullis" ſagten ſie faſt in einem Atemzuge.

Der Miks Bumbullis war nämlich vor zwei Tagen von dem alten Hegemeiſter abgefaßt worden, wie er gerade ein friſch erlegtes Reh ausnahm und dazu ein „Tewe musso" betete. Denn das Vaterunſer iſt immer gut gegen das Abgefaßtwerden. Aber diesmal hatte es dem Miks nichts geholfen. Er hatte ſogar noch ſeine Flinte hergeben müſſen, und wenn der Alte ihn nicht gefangen mit ſich führte, ſo geſchah es nur darum, weil er genau wußte, daß ſein Gefangener ihn während des Weges trotz ſeiner Schußwaffe überwältigen würde.

Und nun hatte er doch daran glauben müſſen. Denn mit dem Miks Bumbullis war nicht zu ſpaßen. Wo man nachts beladen über die Grenze ging, wo dem Zamaiten das Fuhrwerk ausgeſpannt wurde, wo man dem Juden den Schnaps auf die Straße goß, — der Miks war überall dabei. Nun gar das verdammte Wilddieben!

Und er hätte es ſo gut haben können! Die Wirtstöchter weit und breit waren nach ihm aus. Auch eine junge Witfrau ſogar! Und was für eine! Mit einem Hof von hundertzwanzig Morgen. — Die hatte ſchon zweimal den Vermittler zu ihm geſchickt.

Aber er? Nun, da ſah man's ja.

Der Grigas und die Eve hoben das Kind aus dem ſtarr gewordenen Arm, und als ſie ihm das blutige und tränennaſſe Hemdchen vom Leibe zogen, da wachte es nicht einmal auf.

Nun lag es zwiſchen den rotbunten Kiſſen und lächelte wie ſo ein Engelchen.

Dann wollten ſie an die Arbeit gehen, den Leichnam abzuwaſchen und auf die Totenbahre zu legen. Da fiel dem Grigas zur rechten Zeit noch ein, daß man jeden, der eines unnatürlichen Todes geſtorben iſt, liegen laſſen muß, wie er gefunden wurde, bis die Herren vom Gericht dagewesen ſind. Und ſo geſchah es auch.

2

Der Miks Bumbullis war bald gefunden. Er trieb ſich in den Krügen umher und erklärte in ſeiner Betrunkenheit jedem, der es wiſſen wollte, er ſei von dem Hegemeiſter beklappt worden. Darum müſſe er jetzt auf ein paar Jahr in die Kaluſe. Aber von dem Morde wußte er nichts.

Dem Gendarm, der ihm Handſchellen anlegte, ſtreckte er die Zunge aus und beſtand darauf, daß der Krüger ſich das Geld für die Zeche ſelber aus der Hoſentaſche hole, denn er müſſe die koſtbaren Armbänder ſchonen, die der Staat ihm geſchenkt habe.

Ein ſtrammer, gedrungener Kerl war er mit einem blonden Unſchuldsgeſicht. Trug das Haar noch von der Soldatenzeit her glatt an der Seite geſcheitelt und ſah mit großen, ausgeblaßten Augen gelaſſen in die Runde.

Sein erſtes Verhör verlief weſentlich anders, als der Unterſuchungsrichter erwartet hatte. Der alte Hegemeiſter habe es zwar ſchon lange auf ihn abgeſehen gehabt, im Walde Mann gegen Mann würde er auch ſicherlich auf ihn abgedrückt haben, das hätte die Ehre von ihm gefordert; den Schuß durchs Fenſter aber habe ein anderer getan.

Soweit war alles in Ordnung.

Wo er ſich denn in der Mordnacht aufgehalten habe?

Und nun kam die merkwürdige Wendung.

Er ſei irgendwo eingeſtiegen, ſich eine neue Flinte zu beſchaffen. Wo, ſage er nicht.

TAYLOR INST. OXF

Was er denn mit der Flinte habe anfangen wollen, da er doch sicher gewesen sei, alsbald verhaftet zu werden?

Er habe über die Grenze gehen wollen, und da drüben müsse man immer was in der Hand haben.

Der Untersuchungsrichter legte ihm ans Herz, daß, wenn er nicht angeben wolle, w o er den Einbruch verübt habe, sein Kopf sich schon als abgetan betrachten könne. Aber auch das half nichts.

Noch an demselben Tage wurde er zwischen zwei Gendarmen auf einen Bretterwagen gesetzt und die zwei Meilen weit zur Mordstätte gefahren. Das Publikum in Heydekrug sammelte sich am Wege und starrte ihn an. Das schien ihm großen Spaß zu machen.

Grigas und Eve empfingen die Gerichtskommission mit der dienstfertigen Würde des guten Gewissens, die heftig in Verlegenheit umschlug, als ihnen die näheren Umstände der frühmorgendlichen Heimkunft abgefragt wurden.

Der Tatbestand war klar. Der Bruch der Fensterscheibe schien auf einen Schrotschuß hinzuweisen, obwohl nur e i n e Wunde — dicht über dem Herzen — sich vorfand. Genaueres festzustellen blieb der Leichenöffnung vorbehalten. Fußspuren ließen sich nicht entdecken.

Als Miks Bumbullis vor die Leiche geführt wurde, tasteten ein halbes Dutzend Augenpaare gierig nach seinem Angesicht. Der große Augenblick, der so manches Geständnis aus der Seele reißt, verging ungenutzt. Ruhevoll — ein wenig neugierig fast — blickte Miks auf den liegenden Körper nieder und sah sich dann, als suche er irgend etwas, in der Stube um.

Die üblichen Vorhaltungen, die der Dolmetsch, ein kluger, kleiner Mann, der in der Seele des fremden Volkes zu lesen gewohnt war, noch eindrucksvoller übersetzte, verhallten ungehört.

„Ich weiß von rein gar nuscht," blieb die einzige Antwort.

Nur als hierauf die kleine Anikke weinend hereingeführt wurde, flog ein Schein wie von plötzlicher Er-

müdung über die gestrafften Züge — einen Augenblick nur —, dann war er wieder der alte.

Aus dem Kinde ließ sich, wie natürlich, vor den fremden Männern nichts herausbringen. Eve trat für sie ein und berichtete, was sie im Zwiegespräch ausgeplaudert hatte.

Weil Eve nicht dagewesen sei, habe sie vor Angst nicht einschlafen können und immerzu geweint. Da sei der Großvater gekommen, habe sie aus dem Bettchen genommen und zu sich aufs Knie gesetzt. Mit einmal habe es draußen geknallt, der Großvater sei aufgesprungen, und dann habe er sich auf die Erde gelegt und sei eingeschlafen. Und dann sei auch sie eingeschlafen.

Der Untersuchungsrichter wandte sich an Miks.

„Als Sie auf den Hegemeister anlegten und das Kind auf seinem Schoß sitzen sahen, schlug Ihnen da nicht das Gewissen, daß Sie statt seiner das unschuldige Wesen treffen könnten?"

„Ich weiß von rein gar nuscht," war wie immer die Antwort. Aber etwas wie ein Schlucken oder Schluchzen lag darin. Und als das Kind hinausgeführt wurde, sah er ihm mit einem Blick nach, wie der Hund nach der Wurst.

Am nächsten Tag bequemte sich Miks zu dem Geständnis, wo er in der Johannisnacht eingebrochen war. Sonderbarerweise hatte er sich den Hof jener Witfrau ausgesucht, die seit eineinhalb Jahren auf ihn Jagd machte. Er habe gehört, daß ihr verstorbener Mann im Besitz einer Flinte gewesen sei, und die habe er sich holen wollen. Es sei aber nichts zu finden gewesen.

Woher er das Haus so genau kenne, daß er den Einbruch mit Aussicht auf Erfolg habe unternehmen können?

Darauf blieb er die Antwort schuldig.

3

Nun trat — vorgeladen — Frau Alute Lampsatis in die Erscheinung. Eine hübsche Dreißigerin mit breit ausladenden Hüften und einem sorgfältig weggeschnürten

Busen. In dem roten, fleischigen Gesicht saß ein Paar unruhig sinnlicher Augen, und unter dem zurückgeschlagenen Kopftuche glitzerte eine Art von Schuhschnalle hervor, obwohl das reiche rotblonde Haar keines Schmuckes bedurfte.

In gebrochenem Deutsch, doch mit großem Wortschwall versicherte sie, sie sei eine anständige Besitzerin, und niemand könne ihr etwas Schlechtes nachsagen.

Darauf komme es hier gar nicht an, belehrte sie der Richter. Sie habe nur zu bezeugen, ob sie in der Johannisnacht oder nachher etwas von einem bei ihr verübten Einbruch bemerkt habe.

Aber sie blieb dabei, sie sei eine anständige Besitzerin, und niemand könne ihr etwas Schlechtes nachsagen.

Der Richter wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den Dolmetsch holen ließ, der sie in ihrer Muttersprache so kräftig anschrie, daß ihr die Lust zu Ausflüchten verging.

Sie selbst habe zwar geschlafen, aber ihre Nichte — die Madlyne —, als die vom Johannisfeuer gekommen sei, da habe sie einen Mann aus dem Fenster der Klete steigen sehen, der in der Richtung nach dem Walde verschwunden sei.

Der Richter und der Dolmetsch lächelten sich an. Sie glaubten den Schlüssel zu den Aussagen der ehrbaren Witwe gefunden zu haben.

Es traf sich gut, daß Frau Alute ihre Nichte gleich mitgebracht hatte. Sie wurde heraufgeholt und stellte sich als ein achtzehnjähriges Püppchen dar mit wasserhellen Augen und einem Kirschenmund. Sie war im Sonntagsstaat, trug eine grünseidene Schürze über der selbstgewebten Marginne und blütenweiße Hemdärmel, die aus dem reichgestickten Mieder hervorquollen. Ein Bauernmädchen wie aus der Operette.

Mit ihr war nicht schwer zu verhandeln, denn sie sprach ein ausgezeichnetes Deutsch, gab kurze, klare Antworten und konnte auf der Stelle vereidigt werden.

Sie war — gleich Grigas und Eve — gegen Morgen vom Johannisfeuer gekommen —

„Allein?“

Sie ſenkte ſchämig die langwimprigen Lider.

„Ganz allein.“

— da habe ſie ſchon von weitem den Hund bellen hören und ſich darum hinter dem Zaun verſteckt gehalten. Und da ſei auch richtig ein Mann aus dem Fenſter der „Kleinen Stube“ geſtiegen.

„Ich denke, der Mann kam aus der Klete?“ fragte der Richter.

Die Klete — der Raum, in dem die haltbaren Vorräte aufbewahrt werden — pflegt ſich in älteren Wirtſchaften unter einem geſonderten Dache zu befinden.

„Ak nei, ak nei,“ verſicherte Madlyne, und vor lauter Bekenntniseifer ſchoß ihr das Blut in das Wachspuppengeſicht. „Akkrat aus der Stubele is er gekommen, das kann ich beſchwören.“

„Und wo ſchläft deine Tante, Madlyne?“

„Die ſchläft in der Stuba — der Großen Stube — das kann ich beſchwören.“

Die Große und die Kleine Stube liegen ſtets auf derſelben Seite des Hausflurs und ſind durch eine Tür verbunden.

Der Richter und der Dolmetſch lächelten ſich abermals an.

Madlyne wurde hinausgeſchickt und ſtatt ihrer Frau Alute wieder hereingerufen.

Nachdem der Richter ihr durch den Dolmetſch die ſchwerwiegenden Folgen eines etwaigen Meineides hatte ausmalen laſſen, ſtellte er den Widerſpruch klar, der zwiſchen der heutigen Ausſage Madlynens und dem, was ſie von ihr erfahren haben wollte, beſtand.

Frau Alute behauptete abermals, ſie ſei eine anſtändige Beſitzerin, und niemand könne ihr etwas Schlechtes nachſagen. Dabei blieb ſie jetzt auch der Beredſamkeit des Dolmetſch gegenüber, der ihr ſämtliche Höllenſtrafen der Reihe nach vorführte.

Der Richter glaubte, weil er Madlynens Umfall fürchtete, auf eine Gegenüberſtellung der beiden Ver-

wandten verzichten zu ſollen, und beſchränkte ſich darauf, das Motiv des angeblichen Einbruchs der Klärung näherzubringen.

Ob ſie eine Flinte im Hauſe habe.

Sie verneinte heftig.

Oder gehabt habe.

Auch das nicht. Zu Lebzeiten ihres Mannes ſei wohl ein Schießgewehr dageweſen, womit der Selige die Karekles — die jungen Krähen — von den Fichten heruntergeholt habe, aber als er dann krank geworden ſei, habe er es eines Tages an den Juden verkauft.

„An welchen Juden?“

Das konnte ſie natürlich nicht wiſſen. „Der Jude iſt der Jude, und einer ſieht aus wie der andere.“

Der Richter, der bisher den Kern der Angelegenheit ſorgſam umgangen hatte, hielt den Augenblick für gekommen, den Namen des Beſchuldigten ins Treffen zu führen.

Ob ſie den Miks Bumbullis kenne.

Sie zeigte ſich nicht im mindeſten beſtürzt oder auch nur befangen.

Wie ſollte ſie den Miks Bumbullis nicht kennen. Er war ja mit ihrem ſeligen Mann immer zuſammen über die Grenze gegangen.

Der Dolmetſch ſah den Richter verſtehend an. Schmuggeln taten ſie in den Grenzdörfern alle, und bewaffnet waren ſie gelegentlich auch. Der Miks konnte ſich alſo wohl der Flinte erinnert haben, die ſein ehemaliger Kumpan mit ſich geführt hatte. Wenn er von ihrem Verkauf nichts wußte, durfte er mit etlichem Recht annehmen, daß ſie noch unbenutzt herumſtand.

Ob der Miks Bumbullis bereits in ihrem Hauſe geweſen ſei.

Aber ja doch. Er habe manches ſchöne Mal den ſeligen Mann des Abends abgeholt.

„Wozu abgeholt?“

„Nun, über die Grenze zu gehen.“

Ob ſie noch wiſſe, wo der ſelige Mann damals die Flinte aufbewahrt habe.

Sie ſtutzte und beſann ſich, als wittere ſie den heimlichen Zuſammenhang der ſcheinbar ziellos durcheinanderſchwirrenden Fragen.

Und dann fing ſie an zu wehklagen und zog ſich auf die Plattform der anſtändigen Beſitzerin zurück, der man nichts Schlechtes nachſagen könne.

Von dieſem Augenblick an war nichts mehr aus ihr herauszuholen. Auf ihre Vereidigung wurde verzichtet.

4

Die Verhandlung vor dem Schwurgericht kam heran. Eine große Zeugenſchar war aufgeboten. Das Bild des erſchoſſenen Hegemeiſters entwickelte ſich als das eines rückſichtslos ſtrengen Verfolgers, dem ſchon viele Rache geſchworen hatten und dem es nie in den Sinn gekommen war, ſelbſt harmloſe Gelegenheitswilderer zu verſchonen. So war zum Beiſpiel, wie ſich zufällig herausſtellte, auch der ſelige Mann der Frau Lampſatis durch ihn ins Gefängnis geraten. Der hatte alſo, wie es ſchien, ſeine Flinte nicht bloß zum Krähenſchießen benutzt.

Jedenfalls ließ die Wahrſcheinlichkeit ſich nicht überſehen, daß, wenn Miks ein leidliches Alibi beibringen konnte, ſtatt ſeiner ein anderer als Täter in Frage kam.

Er ſaß in ſeinem Sonntagsſtaat ſchweigſam und häufig teilnahmlos auf der Armſünderbank. Weniger in ſeinen roſig gebliebenen Zügen als in den blaß hinſtarrenden Augen malte ſich die geiſtige Übermüdung, die dieſe des ſcharfen Denkens ungewohnten Naturkinder oft überfällt, wenn ſie ihr Schickſal dem Spiel und Widerſpiel der Zeugenſchaften anheimgegeben ſehen.

Frau Alute, unter deren Kopftuch ſich heute keine Schuhſchnalle hervorſchob, war wieder ganz gekränkte Unſchuld, und Madlynens wippende Appetitlichkeit erregte ein wohlgefälliges Schmunzeln ſelbſt bei den Greiſen der Geſchworenenbank.

Zwiſchen den Ausſagen der beiden Frauensleute ließ ſich auch heute keine Einigung erzielen. Alute erinnerte

ſich aufs beſtimmteſte, daß ihre Nichte ihr am Morgen nach dem Einbruch erzählt hatte, der Mann, den ſie geſehen habe, ſei aus der Klete gekommen, und Madlyne behauptete, daß ſie ſo etwas nie geſagt haben könne, denn es wäre ja nicht die Wahrheit geweſen.

Miks Bumbullis beſchrieb nun ſelber den Weg, den er genommen haben wollte. Er habe die unverſchloſſene Haustür geöffnet, habe ſich in die Große Stube hineingetaſtet —

In der Großen Stube ſchlief Frau Alute! Sie hätte bei ſeinem Kommen erwachen müſſen!

Sie ſei eben nicht erwacht. Dann habe er ſich in die Kleine Stube geſchlichen, habe Wände und Winkel abgetaſtet und ſei ſchließlich, als das Gewehr nirgends zu finden geweſen, zum Fenſter hinausgeklettert.

Warum er nicht den bequemeren Rückweg durch Große Stube und Hausflur gewählt habe.

Frau Alute habe ſich in ihrem Bette gerührt.

Das klang einigermaßen glaubhaft und ſtimmte mit Madlynens Ausſage überein. Aber der Widerſpruch zwiſchen dem, was ſie ihrer Tante erzählt haben ſollte, und ihrer beſchworenen Ausſage klaffte noch immer. Und dann war auch noch der Vermittler da, der bezeugt hatte, daß er in Frau Alutes Auftrag zweimal bei Miks geweſen war, ihm ihre Hand anzubieten.

Wie dem auch ſein mochte, Frau Alute mußte vereidigt werden. Sie wurde noch einmal ausdrücklich ermahnt und ſtreckte bereits die Schwurfinger in die Höhe, da geſchah das Unerwartete, daß Miks in die Eidesworte hineinzuſprechen anfing.

Der Präſident herrſchte ihn an, aber er ſprach weiter. Schwerfällig, tropfenweiſe fielen die litauiſchen Worte aus ſeinem Munde.

Frau Alute horchte hoch auf und — brach dann weinend zuſammen.

Was er ihr geſagt hatte, wurde verdolmetſcht und lautete: „Ich habe dir zwar bei Gott und bei deinem Mann geſchworen, auch vor Gericht nichts davon zu ſagen,

aber es ist doch besser, daß du deine Seele nicht mit einem Meineide beschwerst und mich aufs Schafott bringen läßt. Drum sage doch lieber die Wahrheit."

Unter Schreien und Händeringen kam, was geschehen war, nunmehr ans Tageslicht.

Alute Lampsatis lag abends halb eingeschlafen in ihrem Bette. Da wurde sie plötzlich durch Männerschritte aufgeschreckt, die im Hausflur näherkamen. Sie wußte, daß Schreien nichts helfen würde, denn Madlyne und die Magd und der Knecht waren zum Johannisfeuer gegangen. Da fing sie zu beten an und erwartete ihr Ende. Aber dann hörte sie plötzlich ihren Namen nennen und erkannte Mikkens Stimme. „Geh weg," sagte sie, „wenn ich auch nach dir geschickt habe, ich bin eine anständige Besitzerin, und niemand soll mir was Schlechtes nachsagen können." — „Ich will gar nicht bei dir schlafen," antwortete er, „ich will bloß, daß du mir das Gewehr gibst, das deinem Mann gehört hat, denn der Hegemeister hat mir meines weggenommen." — „Das Gewehr ist nicht mehr da," sagte sie, „und wenn es da wäre, würde ich es dir nicht geben, denn du willst damit bloß den Hegemeister umbringen." Das bestritt er, aber sie glaubte ihm nicht. Und als er sich daraufhin wieder entfernen wollte, sprang sie in ihrer Angst aus dem Bette und verlegte ihm den Weg. Da fühlte er, daß sie im Hemd war, und blieb bei ihr bis an den Morgen.

Die große Spannung löste sich. Die Unschuld Mikkens schien erwiesen. Und auch die Frage, warum er, da er doch mit Wissen der Wirtsfrau da war, statt einfach durch die Haustür zu gehen, durch das Kleinestubenfenster geklettert war, wurde nach einigem Zaudern und Drumherumreden hinreichend aufgeklärt. Man war des Glaubens gewesen, Madlyne sei inzwischen heimgekommen, und da ihre Kammer auf der anderen Seite des Hauses lag, hätten die Männerschritte im Hausflur ihr nicht entgehen können.

„Das hättet ihr gleich sagen können," meinte der Vorsitzende. Und da auf weitere Zeugenvernehmungen

verzichtet wurde, begann der Staatsanwalt gleich ſeine Rede.

Alles übrige rollte ohne Kampf und Zwiſchenfälle wie von ſelber dem Richterſpruche zu. Der Losmann Miks Bumbullis wurde von der Anklage des Mordes freigeſprochen und wegen Wilderns zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Miks Bumbullis verzog keine Miene. Auch als Frau Alute, die ſich inzwiſchen von ihren Schreikrämpfen erholt hatte, glückwünſchend auf ihn zutrat, ging kein Lächeln über ſein Geſicht. Sein Blick hing wie erſtarrt an einem Platze der Zeugenbank, wo neben Eve, der Magd, ſchmutzig und abgeriſſen die kleine Anikke ſaß, an den grünen Äpfeln nagend, die eine der Dorffrauen ihr geſchenkt hatte. Sie war der Vollſtändigkeit halber mit vorgeladen worden, und Eve hatte für ſie ausgeſagt.

Als Miks abgeführt werden ſollte — an Haftentlaſſung war natürlich nicht zu denken —, wandte er ſich noch einmal nach dem Kinde um, als wollte er irgend etwas zu ihm hinüberſagen. Aber der Gerichtsdiener ſtieß ihn hinaus.

5

Der Grabhügel des alten Hegemeiſters begann zu verfallen, denn niemand war da, der ſein Andenken hochhielt. Um das Schickſal der kleinen Anikke entſpann ſich ein Prozeß zwiſchen dem Forſtfiskus und der Gemeinde, der ihr verſchollener Vater angehört hatte. Beide wollten die Erziehungspflicht einander in die Schuhe ſchieben. Und da der Fiskus an allzuviel Gemüt nicht krankt und die Weitläufigkeit der Verwandtſchaft zwiſchen dem Toten und deſſen verwaiſtem Pflegling ihm als ausreichender Grund zuſtatten kam, ſo blieb die kleine Anikke als unwillkommener Gaſt an jener Gemeinde hängen, die ihrerſeits froh war, ſie für ein kleines Entgelt an den Ort abſchieben zu können, an dem ſie die letzte Zeit über gehauſt hatte.

So wurde ſie eines Tages beim Ortsſchulzen öffentlich verſteigert und kam an den Mindeſtfordernden, den Häusler Kibelka, einen wenig vertrauenerweckenden Zeitgenoſſen, der die paar Groſchen brauchte, um ſie in Branntwein anzulegen.

Wie ſo ein armes kleines Tierchen, von dem Gott und Menſchheit die ſorgenden Augen abgewandt haben, in ſeinem ſtummen Jammer leidet, das hat noch niemand erkannt und beſchrieben, und niemand wird es je erkennen und beſchreiben können. Was Hunger und Schmutz, was Prügel und Kälte, was vor allem das Fehlen jedes ſtreichelnden Wortes in der noch nicht erſchloſſenen Seele erſticken und zerfreſſen, bis aus dem in unbewußter Zuverſicht aufjauchzenden jungen Leben ein ſcheu zitterndes, in ſich verkrochenes, kaum noch des Atmens fähiges Halbdaſein geworden iſt, das verliert ſich in Dunkel und Schweigen. Alljährlich wird ein unermeßlicher Haufe von ſolchem Menſchenkehricht ins Grab geſchaufelt, wo es zu ſeinem Beſten hingehört. Und nur wie durch ein Wunder ſenkt ſich bisweilen von der Sonne eine Hand hernieder und hebt eins oder das andere der ſchon faſt abgeſtorbenen Kümmerlinge zum Licht empor.

Ja, wenn die Sonne nicht wäre! Und der Hofhund allenfalls!

Neben dem Hofhund zu liegen und ſich wie er von einem gutgeſinnten Mittagsſonnenſchein ſanft anwärmen zu laſſen, bleibt ſchließlich das einzige Glück ſo eines glückloſen Schattengeſchöpfes. — — —

Und plötzlich ſpitzte der Hofhund die Ohren, ſprang anſchlagend auf und fegte mit ſchleppender Kette den Kreis des ihm zugewieſenen Reiches.

Anikke, die allein zu Hauſe war, ſah einen Menſchen durch das Hoftor kommen, der ſich vorſichtig umſah und dann auf die Hundehütte zuſchritt, an der ſie ſich ſchutzſuchend feſthielt.

Dicht vor den Zähnen des Hundes machte er halt und ſagte: „Iſt der Wirt zu Hauſe?“

Anikke wußte wohl, daß alle draußen Kartoffeln

gruben, aber um nichts in der Welt hätte ſie antworten können.

„Wie heißt du?“ fragte er weiter.

In ihrer Angſt hatte ſie den eigenen Namen vergeſſen.

Der Hund belferte dazwiſchen, und erſt, als der fremde Menſch ihm mit ſeinem Stock eins überriß, zog er ſich heulend gegen die Hütte zurück.

Dann kam der Fremde näher an ſie heran, immer den Stock vorhaltend, in den der Hund ſich verbiß. Sie wußte nun, daß ſie geraubt werden ſollte, und fing furchtbar zu weinen an.

Und dann fühlte ſie ſich am Arm erfaßt und mit jähem Rucke fortgezogen, während der Hund, von einem neuen Schlage getroffen, ſich um und um kugelte.

„Wein nicht, wein nicht, ich tu' dir nichts,“ hörte ſie ſeine Stimme. Denn vor lauter Tränen ſah ſie nichts mehr. Aber in dieſer Stimme klang irgend etwas, deſſen ſie nicht gewohnt war. Sie hörte zu weinen auf.

„Biſt du die Anikke?“

„Ja—a.“

„Willſt du ein Lakritzenholz haben?“

Lakritzenholz wollte ſie gern, denn das aßen die großen Kinder manchmal, wenn die Schule aus war, aber ſie bekam natürlich nichts davon ab.

Und dann gab der fremde Menſch ihr aus einer Tüte eine ſchöne gelbe Stange, in die ſie auch gleich hineinbiß, denn ſie hatte jetzt kaum noch Angſt vor ihm.

Und nun wagte ſie ihn ſogar anzuſehen. Böſe ſah er nicht aus. Viel guter als der Wirt. Und er roch auch nicht nach Schnaps. Sandfarbiges Haar hatte er und einen ebenſolchen Schnurrbart. Und ſie wußte jetzt auch, wo ſie ihn ſchon geſehen hatte. Ein großer Saal war es geweſen wie in der Kirche. Aber ſtatt *eines* Pfarrers im Talar hatte gleich ein ganzer Tiſch voll dageſeſſen.

„Wie alt biſt du, Anikke?“

„Ich werd' ſieben.“

„Gehſt du ſchon in die Schule?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich hab' nichts anzuziehen, ſagt die Frau.“

Nun blickte er an ihr nieder und betrachtete lange das Lumpengezottel, in das ſie notdürftig gehüllt war. Dann fragte er, wo er den Wirt wohl finden könne. Sie zeigte ihm die Richtung des Feldes und geleitete ihn auch ein Stück, denn ſie mochte nun gar nicht mehr von ihm gehen.

Als er die Arbeitenden gewahrte, ſchenkte er ihr die ganze Tüte, die er ſolange in der Hand gehalten hatte, und ſagte: „Verſteck's, daß die anderen es dir nicht wegeſſen.“

Damit ſchickte er ſie zurück und ſchritt in der Kartoffelfurche weiter, bis er auf den Wirt ſtieß, der mit Weib und drei Kindern kniend nach Kartoffeln wühlte. Und jedes von ihnen ſchimpfte und ſtöhnte auf ſeine Art.

Kibelka erkannte ihn gleich, und den Schmutz von den Hoſen abſchüttelnd ſtand er auf, ihm die Hand zu bieten. Denn wenn er auch nicht der Mörder war, ſo hätte er doch immer der Mörder ſein können. Sich mit ihm gut zu ſtellen, war geraten.

„Du haſt es natürlich immer ſehr leicht gehabt,“ ſagte er, „denn wen der Staat ernährt, der iſt geborgen.“ Dabei lachte er höhniſch und einſchmeichelnd zugleich, und das ſchwarzſtoppelige Maul ging ihm bis an die Ohren.

„Ihr habt es hier um ſo ſchwerer,“ ſagte Miks Bumbullis, die Fläche überblickend, die in ihrem dürren Kraut unausgegraben dalag.

Auch das Weib war aufgeſtanden und wiſchte ſich die Hand an dem ſacktuchenen Schurzfell. Sie war eine vermickerte, gelbe Ziege mit ſcharfen, mitleidloſen Augen. Und die drei Rotznaſen gafften.

Die beiden Kibelkas hoben ein Klagelied an. Der naſſe September — und ſchon alles im Faulen — und fremde Hilfe zu teuer.

„Wenn Ihr billige Hilfe braucht,“ ſagte Miks, „ich wüßte wohl eine.“

„Wer wird ſo dumm ſein!“ lachte der Wirt. „Selbſt der Henker läßt ſich bezahlen.“

„Ich hab' mir einiges gespart," sagte Miks, „und wenn man mir sonst freie Hand läßt, bring' ich noch ab und zu was in die Wirtschaft."

Die beiden sahen sich an. Dann schlugen sie rasch und gierig ein und fragten nicht weiter.

So wurde Miks Bumbullis Knecht bei dem Pfleger Anikkes.

Anfangs schien er sich nicht viel um sie zu kümmern, und es vergingen drei Tage, ehe er sich erkundigte, was das für ein kleines Ungeziefer sei, das da immer im Hause herumkrieche.

Die beiden Kibelkas wollten nicht recht mit der Sprache heraus, denn der Mordverdacht saß ihnen stets in den Gliedern. Aber schließlich erzählten sie doch, wie sie zu dem Kinde gekommen waren und daß sie es eigentlich bloß um Gottes Barmherzigkeit willen bei sich behielten.

Er nahm die Nachricht sehr gleichmütig auf und sagte nur: „Der Vater soll in Amerika sein. Wenn der einmal reich zurückkommt, wird er jeden belohnen, der gut zu dem Kinde gewesen ist."

Das gab den Kibelkas zu denken. Am nächsten Mittag durfte das kleine, bleiche Lumpenbündelchen, das sonst von dem Ofenwinkel her stumm wartend herübersah, mit den Kindern zu Tische sitzen.

Als der Sonnabendabend kam, verschwand Miks Bumbullis und kam am Sonntagvormittag mit einer Flinte wieder, die sehr verrostet und in den Spalten mit Erde verklebt war.

Die Kibelkas fragten nicht, wo er sie hergeholt hatte, und alle standen ringsum und sahen voll Hochachtung zu, wie er mit dem Schraubenschlüssel die Teile auseinandernahm und jeden einzelnen putzte und ölte, bis die Waffe blitzblank und schußbereit wiedererstand.

Und wiederum am Sonntag gab es bei den Kibelkas ein Rehstück zu Mittag, was nicht passiert war, solange die Welt stand. Alle schwelgten, und selbst der Hofhund bekam seinen Knochen.

Die kleine Anikke saß in einem neuen, rotbunten Kleid-

chen da, das der Miks ihr mitgebracht hatte, wurde von den Hauskindern mit neidiſchen Liebkoſungen verſehen und wußte nicht, wie ihr geſchah.

„Ich verſtehe ja deine Meinung," ſagte der Wirt, „aber wenn der Vater n i ch t aus Amerika kommt, dann haſt du dich ſehr verrechnet."

„Dann tu' ich's wie ihr um Gottes Lohn," erwiderte Miks, „man muß ſich immer ein Beiſpiel nehmen."

Kibelka lachte geſchmeichelt und proſtete ſeinem Knecht zu, denn die Schnapsbuddel ſaß ihm allzeit locker.

„Nun ſolltet ihr ſie aber auch zur Schule ſchicken," meinte Miks Bumbullis ſo nebenbei.

Die Frau hub wie gewöhnlich zu klagen an. Der Gendarm ſei ſchon zweimal dageweſen, und ſie ſchlafe nicht mehr bei dem Gedanken, man könne ſchließlich noch Strafe zahlen.

Dieſe Angſt wurde nun überflüſſig. Und als Anikke am Montag morgen die Kinder zur Schule begleiten ſollte, fand ſich an ihrer Lagerſtatt ſogar eine Schiefertafel.

6

Der Winter kam. Miks Bumbullis war nun höchſt angeſehen im Hauſe. Er pflegte das Pferd blank, er fütterte die Kühe rund, und wenn die Dreſchflegel gingen: „Ubags, ubags, ubags", — ſein Schlag war immer herauszuhören.

Lohn forderte er nicht, und er hätte auch keinen bekommen, denn der Wirt vertrank jeden Groſchen. Dafür ſah keiner hin, wenn Miks ſich ab und zu in der Morgen- oder der Abenddämmerung hinter der Scheune zu ſchaffen machte und vorläufig nicht mehr wiederkam.

Den drei Rangen hatte er neue Anzüge geſchenkt, ſo daß ſie nun ebenſo fein ausſahen wie Anikke, und ſogar einen Lauſekamm brachte er mit, dem einer nach dem anderen ſtandhalten mußte. Kibelka meinte zwar, es ſei ſündhaft, es den Herrenkindern gleichtun zu wollen, aber ſchließlich lieh auch er ſich den Kamm aus.

Die kleine Anikke ging umher wie im Traum. Die warme Schule — und das reichliche Essen — und fast gar keine Schläge mehr! Wohl bekam sie hie und da noch einen Stirnickel, aber der tat kaum einmal weh, denn sie fühlte in seliger Geborgenheit, daß einer da war, der sie vor Schlimmerem beschützte.

Hinter dem Miks lief sie her wie ein Hündchen, aber ihm ganz nahe zu kommen wagte sie nicht, denn er ermunterte sie nie.

Bei den Mahlzeiten hing ihr Blick immer an seinem Gesicht, und als sie die Geschichte vom lieben Herrn Jesus lernte, wußte sie sogleich, daß der ebenso ausgesehen hatte wie er.

Eines Abends, als der Kienspan brannte, war er besonders vergnügt und sagte zum Ältesten, dem Jons: „Willst du reiten?“ Der wollte natürlich gern, und er nahm ihn auf sein Knie und sang dazu: „Apappa, upappa.“ Dann kam die Katrike an die Reihe und dann der Jendrys. Und sie stand im Winkelchen und dachte, die Tränen verbeißend: „Ich bin ja nur das Ziehkind, und darum will er mich nicht.“

Aber da sagte er auch schon: „Die Anikke muß auch.“

Da kam sie ganz langsam auf ihn zu, denn sie traute sich nicht. Dann, als er sie hochhob, war es ihr, als flöge sie geradeswegs in die Wolken. So gründlich durfte sie nun reiten, daß ihr ganz schwindlig wurde, bis der Jons, abgünstig geworden, einmal über das andere schrie: „Ich will auch solange!“

Diese Augenblicke waren das Schönste, was sie je erlebt hatte, denn daß schon einmal einer dagewesen war, der sie auf dem Schoß gehalten hatte, das war ihr inzwischen aus dem Sinne verschwunden. Nur eines langen weißen Bartes erinnerte sie sich noch, aber sie glaubte, das sei der Weihnachtsmann gewesen, von dem der Lehrer erzählte.

Es war nun inzwischen sehr kalt geworden, und wenn man gegen den Schneesturm laufend bis zu der weitabgelegenen Schule mußte, kostete das manche Träne.

Aber der gute Miks hatte Fausthandschuhe gekauft und eine wollengefütterte Mütze mit Ohrenklappen, die unter dem Kinn festzubinden sind. Die drei Hauskinder bekamen die gleichen, so daß ein Neid nicht entstehen konnte.

Nur die scharfblickende Frau ließ sich kein X für ein U machen und sagte mit süßsaurem Lächeln: „Meine Kinder haben es ja sehr gut bei dir, aber der liebe Gott wird schon wissen, was du damit verhehlen willst."

Miks sagte darauf: „Wenn einer Kinder liebhat, was braucht er da zu verhehlen?" und wandte sich ab.

Anikke schlief nicht mit den dreien zusammen in der kleinen Stube, die gut geheizt wurde, sondern auf der anderen Seite des Hausflurs, wo es jetzt fürchterlich kalt war. Das hatte sich aus den Zeiten ihrer Zurücksetzung so erhalten, und sie wünschte es sich gar nicht anders, denn in der Kammer nebenbei schlief der Miks.

Aber nun der Winterfrost gekommen war, konnte sie gar nicht recht einschlafen und lag in ihren Kleidern unter der harten Pferdedecke frostbebend und halbwach zuweilen bis gegen Morgen.

Eines Nachts, wie sie so dalag, hörte sie von der Knechtskammer her ein leises Knirschen und Stöhnen. Es war, als wenn einer furchtbare Schmerzen hat und nicht weiß, wie er sich wenden soll.

Da faßte sie sich ein Herz. Sie schob mitten in ihrem Frieren die Decke vom Leibe, ging in die Kammer und sagte zitternd vor Furcht noch mehr als vor Kälte: „Miks, tut dir was weh?"

Aus der Finsternis kam etwas wie ein Freudenschrei. Und dann griffen zwei Arme nach ihr. In denen lag sie nun still und glücklich und wärmte sich auf und schlief auch bald ein.

Von nun an kroch sie jede Nacht zu ihm und war da wie in Abrahams Schoß.

Des Morgens weckte er sie zeitig, so daß niemand etwas davon merken konnte. Auch beachtete er sie bei Tage nicht häufiger als früher. Aber nun grämte sie sich

nicht mehr darüber, denn ſie wußte ja zu allen Zeiten, wie gut er's mit ihr meinte.

Und niemals mehr hatte ſie ihn ſtöhnen hören. Manchmal ſchlief er ſogar noch früher ein als ſie ſelber.

7

Es war eines Abends um die Weihnachtszeit, da wurde Miks Bumbullis auf einem ſeiner Wege zum Walde von einer Frauensperſon angerufen, die bis zur Naſe eingemummelt auf dem Grabenrande im Schnee ſaß.

Er ſchrak hoch auf. Er hatte die Stimme gleich erkannt.

„Es iſt gut, daß du da biſt, Alute Lampſatis," ſagte er. „Ich habe ſchon immer einmal zu dir kommen wollen."

„Du haſt dir drei Monate Zeit gelaſſen," erwiderte ſie, „und hätte ich dir nicht aufgelauert, ſo wären auch noch drei weitere verſtrichen."

„Das iſt wohl möglich," meinte er. „Was man nicht gern tut, verſchiebt man immer wieder."

„Sagſt du mir das ins Geſicht?" knirſchte ſie, und ihre Augen blitzten ihn an.

„Ich ſage, was wahr iſt," erwiderte er.

„Dann will ich dir a u ch ſagen, was wahr iſt!" ſchrie ſie. „Daß d u den Hegemeiſter erſchoſſen haſt — daß deine Flinte da, mit der du's getan haſt, m e i n e Flinte iſt — und daß ich meine Seele dem ewigen Verderben verkauft habe — und Madlynens Seele dazu, die meine Schweſtertochter iſt und die mir zuliebe ſchwur, was ich wollte. D a s iſt die Wahrheit."

„Und dann iſt die Wahrheit," fuhr er fort, „daß du mir die Flinte in die Hand gegeben haſt und zu mir geſagt haſt: ‚Mein Seliger hat es ſchon tun wollen, da hat ihn die Krankheit gehindert. Nun tu du es, ſonſt haſt du keine Ehre im Leibe.' D a s iſt die Wahrheit."

„Und ferner iſt die Wahrheit," nahm ſie ihm die Rede aus dem Munde, „daß ich einen Tag und eine Nacht

lang nachgesonnen habe, wie ich dich am besten vor der Leibesstrafe bewahren könnte, denn wenn ich einfach ausgesagt hätte: ‚Er ist zu der Zeit bei mir gewesen,‘ dann hätte mir keiner geglaubt. Darum hab' ich der Madlyne eingegeben, sie habe dich aus dem Stubenfenster steigen sehen, während ich alles bestritt. Darum habe ich dir zehnmal vorgesprochen — alles — auch was du zu sagen hast, wenn ich die Schwurfinger erhebe. Denn du bist ja so dumm wie ein Deutscher."

„Und du bist so klug wie der Teufel," erwiderte er.

„Es ist gut," sagte sie, in die Runde schauend, „daß uns hier niemand hören kann außer den Krähen, sonst wäre es um uns alle dreie geschehen. Aber man weiß nie, was noch werden kann, wenn sich einer im Zorn vergißt. Darum frage ich dich zum ersten und zum letzten Male: Willst du dein Versprechen halten?"

„Ich weiß von keinem Versprechen," stöhnte er.

„Natürlich weißt du von keinem Versprechen, aber ich weiß, daß seit zwei Jahren die Menschen mit Fingern nach mir zeigen und daß sich kein Freiwerber mehr bei mir sehen läßt — nicht für mich und auch nicht für die Madlyne, und seit Michaeli treffe ich keinen, der nicht speilzahnig fragt: ‚Weißt du, wer in Wiszellen bei den Kibelkas den Knecht spielt?‘ Darum frage ich dich zum überletzten Mal: Wann wirst du einen schicken, der die Heirat zwischen uns in Ordnung bringt?"

Er wand sich wie ein Aal unter dem Messer.

„Laß mir Zeit bis nach Fastnacht," bat er.

„Jawohl," höhnte sie, „erst bis nach Fastnacht — und dann bis zum Palmsonntag — und dann immer so weiter. — Aber es soll gut sein. Bis nach Fastnacht werd' ich warten. Schickst du dann keinen, dann weiß ich, woran ich mit dir bin."

Und es klang noch fast wie ein Schöndank, was er da stammelte.

Schon im Gehen, kehrte sie sich noch einmal um und sagte: „Die Leute erzählen sich, daß du das Kind, das bei den Kibelkas in Pflege ist. hältst wie eine Prinzessin. Laß

das lieber ſein. Deine Seele kaufſt du doch nicht los, und der Gendarm wird aufmerkſam, wenn er es hört.“

Damit ſchritt ſie von dannen.

Miks Bumbullis war von dem allen zumute, als hätte er mit der Axt eins vor den Kopf bekommen. Er ſtand erſt eine Weile ganz ſtill, dann taumelte er in den Wald hinein. Aber er ſchoß nichts, und er ſah auch nichts. Er dachte bloß immer das eine: „Ich bin bis heute ſehr glücklich geweſen und habe es nicht gewußt.“

Dann packte ihn ein heißes Verlangen, das Kind in der Nähe zu haben. Er ſicherte die Flinte und wußte nicht, wie raſch er nach Hauſe kommen konnte.

Und als er auf ſeiner kalten Schlafſtatt lag und die leiſen, kleinen Schritte nähertappten und das weiche Geſichtchen ſich in ſeinen Arm hineinſchob, da war er wieder wie im Himmel. Er fing ſo bitterlich zu weinen an, wie ein Mann ſonſt nur in der Kirche tut.

Da weinte auch das Kind und wußte doch gar nicht, warum. Er tröſtete ſie, und ſie ſtreichelte ihn. Und ihm war beinahe, als hätte er es nicht getan.

8

Faſtnacht kam heran. Aber er konnte ſich zu keinem Handeln entſchließen. Den Freiwerber zu ſchicken, wie es Sitte war, ſchämte er ſich, denn jedermann wußte, wie die Dinge ſtanden. Er mußte alſo den Gang ſchon ſelber machen. Wenn ein Sonntag da war, ſagte er zu ſich: „Alſo nächſten Sonntag.“ Und dabei blieb es.

Er ging auch nicht einmal in die Kirche, denn dort hätte er ihr ja begegnen können.

So war alſo richtig der Stillfreitag herangekommen. Er ſaß am Vormittag in ſeiner Kammer und ſchnitzelte für Anikke an einem Springbock. Da kam der Älteſte, der Jons, eilfertig zu ihm herein und ſagte: „Es iſt eine draußen, die will dich ſprechen — eine Feine.“

Ihm ahnte gleich nichts Gutes, aber er legte die Arbeit hin und ging.

Da ſtand vor dem Hofzaun mit einem ſchneeweißen Kopftuch und einer ſeidenen Schürze die Madlyne. Auch weiße, dünne Strümpfe hatte ſie an, obgleich es noch ziemlich rauh war, und alles an ihr ſah rund aus und quoll und wippte.

Sie lächelte ihn auch ganz freundlich an und fragte, ob er wohl einen kleinen Spaziergang mit ihr machen wolle.

„Ich will nicht, aber ich muß wohl," ſagte er.

Und dann gingen ſie zuſammen zum Walde, dorthin, wo er vor einem Vierteljahr die Alute getroffen hatte, und keiner ſprach ein Wort.

„Du wunderſt dich wohl, warum ich noch nicht verheiratet bin," begann ſie endlich. „Ich kann ſoviel Männer haben, wie ich will, aber ich will nicht."

„Deine Mutterſchweſter ſagt, es kommt keiner," erwiderte er, „und ich ſoll daran ſchuld ſein."

„Schuld magſt du ſchon ſein," erwiderte ſie und lächelte, „aber anders, als ſie denkt. Wenn du Wirt bei uns biſt, wirſt du mich ſchon mit durchfüttern müſſen."

„Ich will gar nicht Wirt bei euch ſein," ſagte er.

„Nach menſchlichem Willen geht es meiſtens nicht," erwiderte ſie. „Und wenn du einen guten Rat annimmſt, dann warte nicht mehr lange. Meiner Mutter Schweſter macht falſche Redensarten. Es könnte ſein, daß es eines Tages zu ſpät iſt."

„Wenn ſie mich angibt, gibt ſie zugleich auch ſich ſelber an," warf er ein.

„Und mich genau ebenſo," erwiderte ſie, immer in der gleichen lächelnden Weiſe. „Aber ſeit Faſtnacht ſitzt der Böſe in ihr, und ſie ſpricht allerhand von dem Kinde, das auf dem Schoß des Hegemeiſters geſeſſen hat, als das Unglück geſchah, und das jetzt immer auf deinem Schoße ſitzt. Und wie das wohl zu erklären iſt, fragt ſie dazu. Und keiner weiß. Aber ein bedenkliches Geſicht macht ein jeder."

Er ſah plötzlich in Tageshelle den Weg, den dieſes rachſüchtige Geſchwätz gehen würde. Und ſah auch das Ende. Alute Lampſatis, die ſonſt ſo klug war, grub in ihrem ſinnloſen Zorne ihm und ſich ſelber die Grube.

„Ich werde ja noch am leichteſten wegkommen," ſagte Madlyne mit ihrem lieblichen und verſchämten Lächeln, als ob ſie von Blumen oder Singvögeln ſpräche ſtatt vom Zuchthaus oder noch Schlimmerem gar. „Denn ich war ja noch ſehr jung und bin auch dazu angeſtiftet worden. Aber du, Miks Bumbullis, tuſt mir leid. Darum bin ich der Meinung, du läßt keinen Tag mehr verſtreichen und kommſt heute nachmittag zu uns auf den Hof. Dann wird ſie ſchon Ruhe geben."

„Wirt bei euch," ſagte er, „kann ich nur ſein unter einer Bedingung: daß Alute gut zu dem Kinde iſt."

„Das willſt du mitbringen?" fragte ſie, und in ihrem Erſchrecken verſchwand zum erſten Male das Lächeln von ihrem Angeſicht.

„Das will ich mitbringen," erwiderte er beinahe feierlich, „ſonſt komm' ich nie und nimmermehr."

Sie lehnte ſich gegen einen Baumſtamm und ſah ſtumm in die Höhe. Und ihre waſſerhellen Augen waren jetzt ſo blau wie der Oſterhimmel. Dann ſagte ſie: „Zurzeit iſt ſie freilich dem Kinde noch bös geſinnt, denn ſie meint, daß du es lieber haſt als ſie. Aber wenn du ihr den Willen tuſt und die Scham von ihr nimmſt, wird ſie ſich wohl mit ihm verſöhnen. Außerdem bin ich ja auch noch da, und ich hab' Kinder ſehr lieb."

„Du wirſt einen Mann nehmen und weggehen," entgegnete er finſter.

„Wann haſt du ſchon das Farnkraut blühen geſehen, daß du ſo allwiſſend tuſt?" fragte ſie und ſah ihn neckend von unten auf an.

In dieſem Augenblick erſchien ihm ſein Schickſal und das des Kindes nicht gar ſo drohend mehr, und er ſagte: „Ich werd' alſo kommen."

9

So geſchah's, daß am Himmelfahrtstage Miks Bumbullis und Alute Lampſatis im Brautwinkel ſaßen und die Hochzeitsgäſte in hellen Haufen um ſie her. Auf dem

Tiſche ſtanden leckere Speiſen in Menge, und über ihm hing von der Decke herab die künſtlich geflochtene Krone, in der ſilberglänzende Vögel ſich wiegten.

Die Ehrengäſte waren mit Handtüchern und Spruchbändern reichlich beſchenkt worden, und das biergefüllte Glas, in das die Gaſtgabe geworfen wird — denn niemand ſoll wiſſen, wieviel ein jeder gegeben —, dieſer unwillkommene Mahner, machte ſo flüchtig die Runde, daß die meiſten ihren guten Taler nicht loswerden konnten.

Das ſchuf natürlich eine wohlbehäbige Stimmung, die, was einſt geſchehen war, mit dem Mantel der Nächſtenliebe bedeckte.

Die Kibelkas waren auch geladen, und der Ehemann lag ſchon längſt in ſeligem Schlaf hinter der Scheune. Aber die kleine Anikke hatten ſie nicht mitbringen dürfen. Das hatte Alute ſo beſtimmt. Und ſie erwies ſich damit wieder einmal als die klügſte von allen. Denn wenn die ortsarme Waiſe ſich gleich wie ein Kind des Hauſes unter den Gäſten herumbewegt hätte, ſo wären Befremden und Verdacht alsbald am Werke geweſen, den verſtändnisloſen Klatſch noch mehr ins Böſe zu wenden.

Als nun aber die Brautſuppe kam, deren Branntwein Alute mit Kirſchſaft und Honig üppig geſüßt hatte, und hierauf die Neckereien ſelbſt unter den Frauen immer kühner aufflackerten, da wurde auch lächelnd des armen Kindes gedacht, das geſtern noch ein Stein des Anſtoßes geweſen war.

„Sonſt bringt wohl eine Witfrau immer was Lebendiges mit in die Ehe," ſagte eine der Nachbarinnen. „Hier tut es der Bräutigam, obwohl er noch Junggeſell' iſt."

Und eine andere ſagte: „Ihr braucht euch gar nicht erſt ſelbſt zu bemühen. Euch fliegen die Kinder nur ſo vom Himmel."

Und eine dritte: „Kauft's den Kibelkas ab. Für eine Buddel Schnaps gibt er euch auch die drei eigenen dazu."

Alute, die heute das rotblonde Haar würdig unter dem Frauentuch verſteckt hielt und auf deren Wiſte eine goldene Broſche ſtrahlte, ſo groß wie auf der Bruſt einer

Königin, hörte das alles mit nachſichtigem Lächeln an und ſagte dann gleichſam überlegend: „Ihr habt eigentlich Recht. Ich wollte es meinem Mann ſchon ſelber anbieten, aber ich glaube, er wird es nicht zugeben, weil es gar zu ſonderbar ausſieht.“

Darauf erhob ſich ein Widerſpruch, der diesmal ganz harmlos und aufrichtig war. Was denn dabei ſei! Und „wenn er das Kind doch nun einmal gern hat?“

Eine beſonders Eifrige erbot ſich ſogar, anſpannen zu laſſen und die kleine Anikke ſofort aus Wiszellen zum Feſte zu holen.

Dem Miks Bumbullis, der in angſtvoller Freude ſchweigend daſaß, ſtieg das Herz hoch, aber Alute winkte beruhigend ab. Dazu ſei auch ſpäter noch Zeit, und niemand dürfe ſich ihr zu Dank die Stunden des Feſtes verkürzen.

Madlyne, die als die oberſte Ordnerin zwiſchen den Gäſten herumhuſchte und wegen ihrer niedlichen Fixigkeit und ihrer wippenden Röcke von den Burſchen „Melinoſi kielele“ — das Bachſtelzchen — gerufen wurde, war, als ſie in dem Brautwinkel von dem Kinde reden hörte, lauſchend ſtehen geblieben und ſagte nun mit einem Lachen hinüber: „Wenn ihr es alle durchaus begehrt, dann bin ich die erſte, die ſich den Dank der Wirtin verdienen muß, und das werde ich morgen auch tun.“

Frau Alute warf ihr einen Blick zu, in dem von Dank nicht viel zu leſen ſtand, aber ſie war ſchon weiter gelaufen und wehrte ſich fröhlich gegen drei Burſchen, die ihre Mädchen im Stich gelaſſen hatten, um ſich mit ihr ein bißchen herumzureißen.

Am nächſten Tage gab es noch Hochzeitstrubel genug auf dem Hofe und am dritten auch. Als aber alles ſtill geworden war und die jungen Eheleute nicht zum Vorſchein kamen, da machte ſich Madlyne auf den Weg und kam zwei Stunden ſpäter mit der kleinen Anikke wieder, die ein neues, grüngeſticktes Miederchen anhatte und mit großen, ſehnſüchtig ängſtlichen Augen der künftigen Heimat entgegenſah.

Hinterher ging der zwölfjährige Jons mit einem Bündel, in dem die Siebensachen des Ziehkindes eingebunden waren. Als das Hoftor in Sicht kam, mußte er Schuhchen und Strümpfchen daraus hervorholen, damit sie nicht etwa barfuß ankam.

Es war nun wirklich so, als ob eine kleine Prinzessin ihren Einzug hielt.

Unter der Ulme vor der Tür saß das Ehepaar und aß dicke Milch mit Zucker, denn es war Vesperzeit.

Anikke löste sich von Madlynens Hand und wollte auf Miks zueilen, da sah sie ein Paar Augen, deren Blick sie mitten im Laufe erstarren machte; sie wußte nicht mehr, sollte sie vorwärts oder zurück.

Aber da kam auch schon die lustige Madlyne ihr nach und sagte: „Warum hast du Angst vor deiner Pflegemutter, mein Vögelchen? Die hat versprochen, sie tut dir nichts."

Anikke machte einen schönen Knicks, wie sie ihn in der Schule gelernt hatte, und wartete auf ein Willkommen.

Wenn sie noch lebte, würde sie auch heute noch darauf warten.

10

Wer aber nun glauben wollte, daß die kleine Anikke es schlecht gehabt hätte, der würde sehr im Irrtum sein. Frau Alute war eine viel zu kluge Frau, um nicht zu wissen. daß sie durch ein sichtbares Hervorkehren ihrer Abneigung dem Manne, mit dem sie nun einmal Tisch und Bettstatt teilte, die Lust an ihr selbst von vornherein verderben mußte. Sie tat darum, als ob sie das Kind um seinetwillen nicht ungern duldete, und ließ sich jede Brosame ihrer Gutwilligkeit durch doppelte Liebesdienste von ihm bezahlen.

Miks Bumbullis war ein umsichtiger Wirt und ein treuer Verwalter. Er arbeitete von früh bis spät und dachte an alles. Die Kartoffeln gediehen, das Heu kam trocken in Käpsen, und als die Roggenaust begann, wurde

beim Mähen ſein Kreuz nicht müde. In ſeinem Weſen war eine große Veränderung vor ſich gegangen. Er trieb ſich nicht mehr in den Krügen herum und kam ſelbſt vom Wochenmarkt nüchtern nach Hauſe. Auch das Wilddieben hatte er aufgegeben, und wenn die Verſuchung an ihn herantrat, nachts über die Grenze zu gehen, ſo ſagte er, ſeine Frau wünſche es nicht.

Das war aber keineswegs ſo. Im Gegenteil, was der Alute einſt an ihm gefallen hatte, war ſein ungebärdiges und zügelloſes Treiben geweſen. Sie hatte gedacht, in ihm den Hitzigſten und Forſcheſten von allen zu eigen zu haben, und war nun bitter enttäuſcht, daß er wie irgend ein Kopfhänger neben ihr herging.

Daß er auch ſpaßen und luſtig ſein konnte, blieb ihr freilich verborgen, denn das geſchah nur, wenn er mit dem Kinde allein war. Dann ſpielte er mit ihm alle die Spiele, zu denen mehr als zweie nicht nötig ſind, und erſann ſich täglich neue dazu.

Da war eines, das hieß „die Katzenfalle“. Dabei muß einer durch die hohlen Arme des anderen hindurchkriechen, und weil er natürlich für ihre Kinderärmchen viel zu dick war, ſo gab das des Lachens kein Ende. Und ein anderes „die Windmühle“. Wenn man die darſtellen will, muß man ſich zwei Hopfenſtangen kreuzweis am Leibe feſtbinden laſſen und ſich nun ganz raſch um ſich ſelber drehen. Kann der andere eine der Stangen ergreifen und ſo die Mühle zum Stillſtehen bringen, dann hat er gewonnen.

So trieben ſie ihre Kurzweil oft bis in die Dämmerung hinein, aber beileibe nicht auf dem Hofe, ſondern weit draußen, damit ihr Lachen nirgends zu hören war. Denn ſie hatten immer ein Gefühl, als ſei dies nicht wohlgelitten.

Nur vor Madlyne ſchämten ſie ſich nicht. Ja, die durfte ſogar die dritte im Bunde ſein. Und dann ging es erſt recht hoch her.

Aber Madlyne war um die Abendzeit meiſtens wo anders heftig beſchäftigt. Denn hinter dem Gartenzaun lauerten die Burſchen von weit und breit, und immer

war ein Gejacher um ſie herum und ein Gegluckſe, das nahm kein Ende.

Aber wenn es zum Heiraten kommen ſollte und der Freiwerber die Stube betrat, dann konnte er auch bald wieder gehen. Kaum daß er noch den Kirſchſchnaps austrank, ſo ſehr lachte Madlyne. Hinterher machte Alute ihr ſtets die heftigſten Vorwürfe, aber ſie kehrte ſich nicht im mindeſten daran.

„Was willſt du von mir?“ ſagte ſie. „Arbeite ich nicht ebenſo fleißig wie eine Magd? Und weil mein Mütterliches mit in der Wirtſchaft ſteckt, ſo arbeite ich auch für mich ſelber.“

Davon ließ ſich nichts abdrehen, denn es war alles die Wahrheit.

Seit der Hochzeit hatte Madlyne drüben in der Klete geſchlafen, denn ſie meinte, die jungen Eheleute möchten im Hauſe am liebſten allein ſein. Aber weil die Burſchen ihr dort bis in den Morgen keine Ruhe ließen und der Hofhund aus dem Bellen nicht mehr herauskam, ſo ſiedelte ſie wieder in die Kammer jenſeits des Hausflurs über. Und Miks war neidiſch auf ſie, denn in dem Raume daneben ſchlief das Kind. Zudem nahm er an, daß die Burſchen ihr ſelbſt hierhin folgten, und er wollte nicht, daß Anikke erwachte, wenn ein Begünſtigter zu ihr hereinſtieg. Noch hatte er freilich keinen ertappt, aber wie ſollte es anders ſein.

Und ſo verliebter Natur war Madlyne, daß ſie es nicht unterlaſſen konnte, ſelbſt ihm von ihrer Zärtlichkeit hie und da ein Zeichen zu geben. Es lag nie etwas Grobes oder Dreiſtes darin. Wie ihr ganzes Weſen, ſo war auch dies von einer zarten und behutſamen Zierlichkeit, ſo daß man es ſich gern gefallen ließ, auch wenn man nicht darauf eingehen wollte.

Ihr Lächeln und ihr Umihnſein wurde allgemach eine einzige große Liebkoſung, die um ſo wohler tat, als man nicht nötig hatte, ſie ernſt zu nehmen. Denn die Luſtigkeit, mit der ſie ſich an ihn heranſchmeichelte, machte jeden Gedanken an künftige Buhlſchaft zuſchanden.

Dann einmal, als er unbemerkt dazukam, hörte er ſie eine Daina ſingen, die lautete umgedeutſcht etwa ſo:

Liegt mir ein Lämmlein
Im reißenden Strome,
Frag' ich nicht lange,
Ob ich's errette,
Nein doch, ich ſpringe ihm nach.

Liegt der Geliebte
Im Arme der Muhme,
Frag' ich mich täglich,
Ob ihn erretten,
Und ich weiß doch nicht wie.

Gönn' ich den Lieben
Der böſen Muhme,
Die ihm mit Tränkchen,
Aus Giftkraut bereitet,
Zankend den Schlummer verdirbt?

Oder ich ſage:
„Komm, lieber Schwager,
In meiner Kammer
Steht eine Bettſtatt
— Ach, ſo ſchmal iſt das Bett! —

Aber zur Mauer,
Der eiskalten Mauer,
Rück' ich geſchwinde,
Daß du es warm haſt
Und mich im Arm haſt und ſchläfſt."

Soll ich's ihm ſagen,
Oder verſchweig' ich's,
Bis einſt der Kummer
Vom Lager der Muhme
Nach dem Strome ihn treibt?

Und hätt' ich tauſend
Der Lämmlein errettet,
Ihn, den ich liebe,
Ließ ich verderben,
Und ich ſprang ihm nicht nach.

Sachte ſchlich Miks ſich aus ihrer Nähe, denn er wollte ſie nicht wiſſen laſſen, daß ſie von ihm belauſcht worden war. Und als er ſie wiederſah und ihr lachendes, glattes Geſichtchen betrachtete, konnte er es nicht faſſen, daß ſie ein ſo finſteres und hitziges Lied geſungen hatte.

Und ein anderes Mal, als ſie die kleine Anikke auf dem Schoße hielt, ſang ſie folgendes:

Kindchen, mein Kindchen, gehörteſt du mir,
Ich ſchenkte dir Kleider und goldene Zier,

Ich ſchenkte dir Betten von Seide ſo weich
Und ſchenkte dir Gott und das Himmelreich.

Auch einen Liebſten ſchenkt' ich dir wohl,
Der dich zur Kirche hinführen ſoll.

Du aber, Kindchen, was ſchenkteſt du mir?
Ich lieg' alleine und bang' mich und frier',

Und der, der dich liebt wie ſein Augenlicht,
Der ſiehet mich nicht und höret mich nicht.

Wenn der mich wollte und ließe von ihr,
Dann, Kindchen, mein Kindchen, gehörteſt du mir.

Von nun an fing Miks an zu überlegen, ob er ſie nicht einmal in die Arme nehmen ſollte. Aber er bezwang ſein Gelüſte, denn wenn er an all die jungen Leute dachte, die bei ihr angeklopft hatten, erſchien es ihm nicht gut genug, ein „Kuszbendris" — ein Weibsteilhaber — zu ſein; auch mochte er um des Kindes willen das Haus nicht mit Verdacht und Unfrieden erfüllen.

Aber der Unfriede kam auch ohne dies.

Als es kalt wurde, ſiedelte Madlyne mit dem Kinde von der anderen Seite des Hauſes her in die gutgeheizte Kleine Stube über, deren Zwiſchentür kein Schloß und keine Klinke hatte und darum immer ein wenig offen ſtand.

Von nun an ſchämte er ſich, bei ſeiner Frau zu liegen, und machte allerlei Ausflüchte, um ſich irgendwo anders einzuquartieren. Und da ihm nichts Beſſeres einfiel,

fing er das Leben wieder an, das er einſt geführt hatte, als das große Unglück noch nicht geſchehen war. Denn nur ſo konnte er die Nacht zum Tage machen.

Er ſuchte die Krüge auf, von wo aus im Schutze der Dunkelheit der Schmuggel über die Grenze ging, und da es nicht immer was zu tragen gab, nahm er auf alle Fälle die Flinte mit, um das Frühmorgenlicht für einen Rehbock auszunutzen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß er wieder in ſchlechten Ruf kam, und Alute, die deswegen gerade einſtmals ihr Herz an ihn gehängt und ihn noch kurz vorher einen „Schwanzeinkneifer“ genannt hatte, ſchalt ihn nun heftig aus, weil ihre ehrliche Wirtſchaft durch ihn zu einer Räuberhöhle würde.

Aber er kehrte ſich nicht daran.

Eines Tages nahm ihn Madlyne beiſeite und ſagte: „Es tut nicht gut, Miks, daß du ſo oft unterwegs biſt, du ſollteſt dich mehr zum Hauſe halten.“

„Aus welchem Grunde wünſchſt du mir das?“ fragte er.

„Sieh dir das Kind an,“ erwiderte ſie und wandte ſich ab.

Er erſchrak, denn er hatte es bisher für ſelbſtverſtändlich genommen, daß es der kleinen Anikke gut ging. Tagsüber war ſie in der Schule, die Nacht ſchlief Madlyne mit ihr. Zudem hatte ſeine Frau noch nie etwas Feindſeliges gegen ſie unternommen. Höchſtens daß ſie ſie nicht beachtete.

Jetzt aber, da er das Kind im Auge behielt, fiel ihm auf, daß es ungerufen nicht mehr an ihn herankam, ſondern ſich zaghaft in den Winkeln herumdrückte. Auch ſah es blaß und ſchwächlich aus und hatte doch während des Sommers geblüht wie ein Tauſendſchönchen.

Er verſuchte, es ins Gebet zu nehmen, aber es wollte nicht mit der Sprache heraus. Nur weinen tat es bitterlich.

Da legte er ſich eines Abends auf die Lauer und mußte erleben, daß Alute das Kind mit einem Lederzaum ſchlug, in dem noch die meſſingnen Schnallen ſteckten.

Er ſtürzte aus ſeinem Verſteck hervor, riß der Armen Kleider und Hemde herunter und fand das Körperchen von oben bis unten mit Striemen und blauen Flecken bedeckt.

Da hob er den Zaum auf, den das wütende Weib von ſich geworfen hatte, und prügelte es ſo lange, bis es ſich winſelnd am Boden krümmte. Auch gegen Madlyne wandte er ſich in ſeinem Zorn, und von nun an ſaß der Teufel im Hauſe.

Madlynens Lied wird Recht behalten, dachte er oft, wenn der Kummer ihn zur Nacht aus dem Hauſe trieb.

II

So geſchah es eines Novembermorgens kurz vor dem roten Sonnenaufgang, als er durchfroren im jungen Schnee ſaß und gerade auf einen ſchönen Bock anlegen wollte, daß er rückſchauend eine Flintenmündung auf ſich gerichtet ſah und einen grünbändrigen Hut dahinter, den er wohl kannte.

Er wollte ſein Gewehr an die Backe reißen, aber er wußte: es war zu ſpät. Darum ſtand er ganz gemächlich auf und ſagte: „Na, wieviel Jahr' wird es koſten?“

„Nicht halb ſo viel, wie du mich Nächte gekoſtet haſt, Miks,“ erwiderte der ſtämmige Förſter, der des erſchoſſenen Hegemeiſters Nachfolger war, und er fügte hinzu: „Die Flinte laß liegen. Die hol' ich mir ſpäter. Sonſt könnte es paſſieren, daß du ſie mir beim Transport wieder abnimmſt und meine dazu.“

„Ich bin gar nicht ſo ſchlimm, wie die Leute es machen,“ lachte Miks und ſchlug, ohne erſt viel zu fragen, den Weg zum Gendarmen ein, dem er ja doch abgeliefert werden mußte. Der Förſter ging zehn Schritt weit hinterdrein und hielt die Flinte ſchußbereit.

„Dreh dich lieber nicht um,“ ſagte er ganz freundlich, als Miks das Geſpräch fortſetzen wollte, „ſonſt ſitzt dir doch gleich eine Kugel im Genick.“

Miks hatte nun eine halbe Stunde Zeit, über das Geſchehene nachzudenken. Daß er von der Alute wegkam, war eigentlich ein Segen. Aber dann plötzlich gab ihm das Herz einen Stoß bis in die Kniekehlen hinein. Das Kind! Was wird nun aus dem Kinde?

„Ich Dummerjan," dachte er, „ſchon wegen des Kindes allein hätt' ich es nicht dürfen."

Und er fing tauſend Pläne zu ſchmieden an, wie er von der Unterſuchungshaft aus die kleine Anikke in andre Pflegſchaft bringen könnte. Aber er verwarf ſie alle. Wenn er die Aufmerkſamkeit der Behörden auf das Kind zurücklenkte und in den Verhören irgend ein Widerſpruch laut wurde, ſo konnte das künſtliche Fachwerk, das Alute damals aufgebaut hatte, davon zuſammenfallen wie eine Haferhocke.

Bald begegneten ihnen auch Leute, die halb mitleidig, halb ſchadenfroh den Zug begleiteten. Reden durften ſie nicht mit ihm. Das verbat ſich der Förſter. So gingen ſie in halblauten Geſprächen neben dem Miks daher, und weil ſie wußten, daß der Förſter kein Litauiſch verſtand, erwogen ſie auch ohne Scheu, ob er nicht doch den Mord auf dem Gewiſſen habe.

Miks Bumbullis hörte das alles. Es war ein rechter Leidensweg.

Die Schar der Neugierigen wuchs mit jedem Schritte, und als er vor dem Hauſe des Gendarmen ankam, hatte er ein Gefolge wie ein König. — —

Miks beſtritt natürlich alles. Von dem Bock wiſſe er nichts. Er habe nur ein paar Krähchen ſchießen wollen, und das könne unmöglich ein großes Verbrechen ſein.

Ob er ſich nicht ſchäme, ſo faule Ausreden zu machen, fragte der Richter.

O nein, er ſchämte ſich nicht. Er wollte ja bei dem Kinde bleiben.

In der Hauptverhandlung kam er mit ſeinem Weibe und Madlyne wieder zuſammen. Er hatte bisher in ſeinem Innern gewünſcht, das Kind möchte nicht geladen ſein, denn es war nun ſchon groß genug, um zu verſtehen,

welche Schande er ihm antat. Aber nun es wirklich nicht da war, tat ihm das Herz weh. Er hätte es ſo gern einmal wiedergeſehen.

Madlyne gab ſich lange nicht ſo adrett und fixniedlich wie dazumal, und ihre Augen waren klein und verheult. Aber ihre Antworten kamen auch diesmal wie aus der Piſtole geſchoſſen.

Die Flinte habe er wohl gehabt, aber nie in Gebrauch genommen. Ja richtig! Einmal habe er eine Eule geſchoſſen. Das war alles.

Alute ſchien ihm die ſchlechte Behandlung längſt wieder vergeſſen zu haben. Nie ſei er zu ungewöhnlichen Zeiten aus dem Hauſe geweſen, nie habe er die Flinte vom Nagel geholt, nie habe er ein Stück Wild oder das Geld dafür von ſeinen Wegen nach Hauſe gebracht.

Schade, daß die Frauensleute nicht ſchwören durften!

Alute zögerte zwar keinen Augenblick, von ihrem Eidesrechte Gebrauch zu machen, aber der böſe Staatsanwalt wußte es zu verhindern, ebenſo wie bei Madlyne, die ihm als Hehlerin verdächtig ſchien, und ſo blieben beider Ausſagen wirkungslos.

Doch auch die andern, die vereidigt wurden, hielten ſich wacker. Selbſt diejenigen, die ihn ſo und ſo viele Male wegen ſeiner Schießereien geneckt hatten, konnten ſich nicht erinnern, je davon gehört, geſchweige denn eine Flinte an ihm geſehen zu haben.

Aber was half das alles! Seine einſtige Beſtrafung richtete ſich drohend hinter ihm auf, und der unaufgeklärte Mord ſchwebte mit dunklen Flügeln über ihm. Wenn auch nur der Staatsanwalt mit argwöhniſcher Anſpielung darauf Bezug nahm, ein jeder fühlte, daß um ihn herum Geheimniſſe verborgen lagen, die nur eines rächenden Anlaſſes bedurften, um gegen ihn loszubrechen.

Als der Richterſpruch verkündet wurde, der ihm drei Jahre Gefängnis zuerkannte, erhob ſich Alute, die bis dahin vermieden hatte, ſeinem Auge zu begegnen, langſam von der Zeugenbank und nickte, den Kopf feierlich wiegend, eine ganze Weile lang zu ihm herüber.

Er ſchauderte noch Tags hinterher, wenn er dran dachte.

Trotzdem bezwang er ſich und verlangte, daß, bevor er in die Strafanſtalt überführt wurde, die Seinen ihn beſuchten, denn er wußte, daß dies die einzige Möglichkeit war, die kleine Anikke noch einmal zu ſehen.

Madlyne hatte ihn wohl verſtanden. Denn als die Zellentür ſich öffnete und hinter der Alute auch ſie hereintrat, da hielt ſie richtig das Kind an der Hand.

Miks Bumbullis mußte ſich ſehr zuſammennehmen, ſonſt wäre er vor dem Kinde niedergekniet und hätte geweint und geweint.

Nun aber ſagte er bloß: „Da ſeid ihr ja alle“, und begrüßte ſie freundlich der Reihe nach.

Alute, die einen neuen, weißen Schafpelz trug und auch ſonſt ſehr unternehmend ausſah, ſagte zu ihm: „Ich könnte mich jetzt von dir ſcheiden laſſen, aber das werde ich nicht tun. Nein, das werde ich nicht tun.“

Er antwortete: „Tu, was du für recht hältſt. Wenn du nur gut zu dem Kinde ſein willſt.“

„Ich bin gut zu dem Kinde geweſen,“ erwiderte ſie, „aber da haſt du alles verdorben.“

Er demütigte ſich vor ihr und ſagte: „Ich werde meine Fehler bereuen und ablegen, wenn du mir nur verſprichſt, daß du gut zu dem Kinde ſein willſt.“

Sie machte ein hochmütiges Geſicht und antwortete: „Ich verſpreche es.“ Dann reichte ſie ihm die Hand und verlangte von dem Aufſeher, er möge ſie hinauslaſſen.

Der Aufſeher tat es und wollte auch die andern auffordern fortzugehen, da bemerkte er, daß Miks vor dem Kinde niedergekniet war und weinte und weinte. Und weil er ein guter und aufrichtiger Mann war, ſo ſchloß er die Tür noch einmal und ließ ihn gewähren.

Miks ſtreichelte Madlynens Rock und ſagte: „Erbarm dich des Kindes!“

Madlyne beugte ſich zu ihm nieder und ſagte: „Ich ſchwöre dir, daß ich auf das Kind achtgeben werde.“

„Und wenn du heirateſt und weggehſt, — ſchwöre mir, daß du das Kind mitnehmen wirſt.“

Madlyne beugte ſich noch tiefer zu ihm und ſagte: „Ich werde nicht heiraten.“

Da wurde Miks wieder ruhig und küßte das Kind und küßte auch die Madlyne.

Und dann war die Beſuchszeit um.

12

Nach zwei Jahren erhielt Miks Bumbullis die Nachricht, daß das Kind geſtorben war.

Er wunderte ſich nicht, denn es war ihm ſchon einige Male im Traume erſchienen.

Der Brief, in dem Alute ihm von dem Unglück Mitteilung machte, lautete ſo:

„Nunmehr will ich Dich wiſſen laſſen, daß die kleine Anikke ein ſeliges Hinſcheiden erlitten hat. Ich und Madlyne haben ſie gepflegt, wie es unſre Schuldigkeit war. Um ihr die fallende Sucht zu vertreiben, habe ich Madlyne zu einer weiſen Frau geſchickt, die ſie nach den Regeln beſprochen hat. Auch eine Kreuzotter habe ich abgekocht und ihr den Saft mit getrockneten Quitſchen zu trinken gegeben. Kurz, es iſt nichts verſäumt worden. Ein Begräbnis habe ich ihr ausgerichtet wie meinem eigenen Kinde. Die Feſtlichkeiten haben zwei Tage gedauert, und es ſind dabei drei Fäſſer Alaus und zwanzig Stof Branntwein ausgetrunken worden. Nicht zu rechnen, was die Gäſte alles aufgegeſſen haben. Einen Sarg habe ich ihr machen laſſen, in dem ſie ſich ordentlich ausſtrecken kann. Auch iſt ſie in ihren beſten Sonntagskleidern beerdigt worden. Du ſiehſt alſo, daß ich mein Verſprechen gehalten habe, und wenn du die Madlyne fragen wirſt, ſo kann ſie es nicht anders ſagen.“

Von nun an erſchien die kleine Anikke dem Miks Bumbullis in jeder Nacht. Er brauchte nur die Augen zuzumachen, und ſie war da. Und in vielerlei Geſtalt erſchien ſie ihm — manchmal im Sarge liegend, manchmal als eine Braut mit dem Rautenkranz im Haar, manchmal als ein Engelchen mit gläſernen Flügeln, manchmal auch

im Hemdchen blutend oder mit einem Strick um den Hals. Und immer wieder in neuen Geſtalten.

Als ein großes Glück empfand er es, daß Alute nun doch gut zu dem Kinde geweſen war. Auch das große Begräbnis ſprach dafür. Denn wenn ſie das Licht der Welt zu ſcheuen gehabt hätte, würde ſie die Tote ſo heimlich wie möglich eingeſcharrt haben. Aber vor allem war ja Madlyne dageweſen, auf die er ſich ganz verlaſſen konnte.

Und doch mußte etwas verſäumt worden ſein, ſonſt würde die kleine Anikke Ruhe im Grabe gehabt haben und ihm nicht immer von neuem erſchienen ſein.

Das ging ſo Nacht für Nacht, bis eines Tages der Anſtaltsarzt zu ihm trat und ihn fragte, was ihm eigentlich fehle.

„Was ſoll mir fehlen?“ erwiderte Miks. „Ich habe ſatt zu eſſen, und keiner iſt ſchlecht zu mir.“

Der Arzt befahl ihm darauf, ſich auszuziehen. Miks tat es, aber der Arzt fand eine Krankheit nicht an ihm. Ob ihm vielleicht ein Kummer zugeſtoßen ſei, fragte er dann.

„Ich habe ein Kind verloren,“ antwortete Miks. Aber von den Erſcheinungen ſagte er nichts, denn vor dieſen Deutſchen muß man ſich immer in acht nehmen.

Einige Tage ſpäter beſuchte ihn der Pfarrer, derſelbe, der am Sonntag gewöhnlich predigte.

Der fing ihm eine ſchöne Troſtrede zu halten an, aber er hatte ſich nicht einmal die Mühe genommen, die Akten durchzuſehen, ſonſt würde er gewußt haben, daß Miks ein eigenes Kind gar nicht beſaß.

Miks beließ ihn in ſeinem Irrtum und küßte ihm die Hand, um ihn glauben zu machen, daß er nun ganz getröſtet ſei. Er war nun ſo weit, daß er ſich ſchon den ganzen Tag über auf die Erſcheinung freute. Aber dann machte er ſich wieder Vorwürfe um dieſer Freude willen, denn wenn es der Anikke im Grabe an gar nichts fehlte, ſo würde ſie ihm nicht erſchienen ſein. Entweder drückte ſie der Sargdeckel, oder man hatte ihr etwas Erſtickendes

auf den Mund gelegt. Vielleicht gar auch war die Giltinne — die Todesgöttin — nicht verſöhnt worden, wie es nach dem Glauben Vieler geſchehen muß, ſo daß ſie aus Rache die arme Tote allnächtlich aus ihrem Frieden ſcheuchte.

Er wollte der Alute deswegen ſchreiben, aber er ſchämte ſich vor den Deutſchen, die den Brief durchleſen und in ihrer Dummheit über ihn lachen würden.

Darum war es ihm ganz recht, daß der Anſtaltsdirektor ihn eines Tages rufen ließ und ihm eröffnete, der Reſt ſeiner Strafe ſei ihm vorläufig erlaſſen, und wenn er ſich ordentlich führe, brauche er ſie auch ſpäter nicht mehr abzuſitzen.

Er dachte: „Da kann ich nun ſelber nach dem Grabe ſehen," und machte ſich auf den Heimweg.

13

Die Kartoffeln wurden gerade geſetzt, und alle arbeiteten auf den Feldern. Kaum einer ſah ſich nach ihm um, und ſo kam er unbeachtet bis nach Haus.

Der Hofhund bellte ihm freudig entgegen, und er ſtreichelte ihn, denn das Kind hatte ihn lieb gehabt.

Das Haus war leer und alles offen. Ihn hungerte, aber er wagte nicht, ſich ein Stück Brot zu ſchneiden, ſo fremd kam er ſich vor auf ſeinem eigenen Beſitz. Er ſah ſich erſt in der Kleinen Stube um, wo das Bettchen zuletzt geſtanden hatte. Aber nichts mehr war davon zu bemerken. Sie ſchien ganz ausgelöſcht aus der Welt. Aber dann fand er auf Madlynens Brett ihre Schiefertafel ſtehen und eine Schnur mit Griffen daran zum Drüberſpringen, wie er ſie ihr einmal gemacht hatte.

Wenn er nicht ſo müde geweſen wäre, ſo wäre er auf den Kirchhof gegangen. Und ſo ſetzte er ſich vor das Haus auf die Milcheimerbank, dort, wo die Sonne ſchien, und wartete. Dabei ſchlief er ein und wachte erſt auf, als die Stimmen der Heimkehrenden im Hoftor laut wurden.

Die Alute war die erſte, die ihn bemerkte. Sie richtete

ſich hoch auf und ſchritt in ihren Klotzkorken mit geraden Schritten auf ihn zu, während ſie ihm ganz ſtarr in die Augen ſah. Sie freute ſich nicht, aber ſie hatte auch keine Furcht.

„Sie haben dich zur rechten Zeit freigelaſſen," ſagte ſie, ihm die Hand reichend, „der Wirt iſt gerade ſehr nötig im Hauſe."

„Ich werde ſchon arbeiten," entgegnete er.

Dann ging ſie, das Abendbrot machen.

Madlyne war hinter ihr gekommen. Er bemerkte, daß ſie ganz ſchmal geworden war und daß um ihren Mund herum allerhand kleine Falten ſtanden.

Sie reichte ihm auch die Hand und lief dann raſch fort.

Ein fremder Knecht war da, ein ältlicher Mann, mit dem die Alute ſicher nichts vorgehabt hatte — „drum werd' ich ihn ruhig behalten können", dachte er —, und eine Magd, die ihn ſchief anſah, weil ſie nicht wußte, was ſie aus ihm machen ſollte.

Zum Abendbrot hatte die Alute raſch einen Hahn geſchlachtet. „Damit alle erfahren, daß der Herr wieder da iſt," ſagte ſie.

Sie war nun ganz freundlich und ſah ihn immer von unten auf an, wie eine Bittende.

Er tunkte die Kartoffeln ins Fett, ließ aber das Fleiſch auf dem Rande liegen.

„Warum ißt du nicht?" fragte die Madlyne, der immer die Augen voll Waſſer ſtanden.

„Ich will's mir bis nachher verwahren," erwiderte er, „denn ich hab' ſo was Gutes lang' nicht gehabt."

Auch ein Glas Alaus bat er ſich aus, rührte es aber nicht an.

Nach dem Eſſen trug er beides in die Kammer hinüber, wo er ſich ſtill hinſetzte, bis es dunkel wurde. Dann holte er ſich einen Topf von der Herdwand und eine leere Flaſche, tat Eſſen und Trinken hinein und verbarg es unter ſeinem Rocke.

„Ich will nur noch einen kleinen Gang machen," ſagte er, und die beiden Frauen fragten ihn nicht, wohin.

Das kleine Grab hatte er bald gefunden. Ein neues Holzkreuz ſtand zu Kopfenden mit einem Dachchen darauf, wie es die jungfräulich Entſchlafenen haben ſollen, und zwei Vögelchen an den ſchrägen Enden. Die hatte ſicherlich die Madlyne angebracht als Spielzeug für die Tote in der langen Ewigkeit.

Er wühlte in dem Sande des Grabhügels eine kleine Kaule aus und ſtellte Topf und Flaſche hinein. Dann glättete er den Sand wieder, ſo daß nicht das mindeſte zu bemerken war.

Manche ſind der Meinung, daß dies zur Nahrung für den Geiſt der Toten gut iſt, andere aber — und die ſind wohl in der Wahrheit — meinen, daß die böſe Giltinne damit beſänftigt wird, ſo daß ſie der abgeſchiedenen Seele die Ruhe nicht fortnimmt.

Und dann ſaß er noch eine Weile und dachte bei ſich: „Hier iſt gut ſein.“ Und ihm war, als ſei er erſt jetzt in die Heimat gekommen.

Als er wieder im Hauſe war und alle ſich zum Schlafengehen bereiteten, ſann er darüber nach, wohin er ſich wohl legen ſollte. Er wußte genau, daß, wenn er ſich abſonderte, der Hader von neuem losgehen würde. Darum kroch er in ſeines Weibes Bett, und ſie tat ſo, als ſei er nie weggeweſen.

Nun fing ſie auch aus freien Stücken von dem Kinde zu reden an. Gegen Gottes allmächtigen Willen ſei Menſchenkraft ohnmächtig; man müſſe zufrieden ſein, wenn man ſich nichts vorzuwerfen habe.

Und ſie weinte.

Er ſagte nur: „Erzähle mir nichts.“ Denn er wußte, daß er es nicht ertragen würde.

In dieſer Nacht erſchien der Geiſt des Kindes ihm nicht. Er freute ſich, daß er mit der Gabe an die Giltinne das Rechte getroffen hatte.

Als er am nächſten Morgen den Spaten ſchulterte, um mit den andern in die Kartoffeln zu gehen, ſagte die Madlyne zu ihm: „Ruh dich erſt aus, du biſt noch zu ſchwach.“

Und er wunderte ſich, daß ſie ſo wenig von ſeinen Kräften hielt.

Aber als er eine Weile vorgegraben hatte, mußte er ſich ſetzen, denn der Atem fing an, ihm zu fehlen, und die Madlyne ſah ihn an wie die Mutter ihr krankes Kind. —

Auch die Alute war von nun an immer gut zu ihm. Sie brachte ihm Paradieskörner in Eſſig und andere ſtärkende Sachen, und er dachte: „Wenn das Kind noch lebte, was würde es jetzt für gute Tage haben!“

Die Erſcheinung war nun nicht mehr wiedergekommen, und er begann ſchon, der Giltinne mit geringerer Ehrerbietung zu gedenken.

Und ſo vertraut war er inzwiſchen mit der Alute geworden, daß er ſich eines Abends ein Herz faßte und zu ihr von den Erſcheinungen ſprach. Auch von dem Mittel, das ſich dagegen bewährt hatte.

Sie lachte und ſagte: „Wenn das ſo leicht iſt, will ich dir Hähne ſchlachten, ſo viel du willſt.“

Ja, ſo gut war ſie jetzt immer zu ihm. Und er fragte ſich manches Mal, warum er ſich früher eigentlich vor ihr gefürchtet hatte.

Auch von der Krankheit des Kindes wollte er jetzt Näheres wiſſen. Nicht daß ſein Kummer geringer geweſen wäre als in der erſten Nacht, nur hielt er ſie jetzt ſo wert, daß er glaubte, ſie würde die richtige Teilnahme haben.

Aber Alute erwiderte: „Du Armer würdeſt es auch heute noch nicht ertragen, drum warte noch eine kleine Weile.“ Und ſo ſagte ſie immer aufs neue.

Da kam er auf den Gedanken, die Madlyne zu fragen. Aber die Madlyne war jetzt wie umgewandelt. Sie ging ihm aus dem Wege, wo ſie nur konnte, ſprach bei Tiſch kein Wort und bohrte mit den Augen Löcher ins Holz.

Auch der Alute fiel das auf, und einmal ſagte ſie: „Die Madlyne muß aus dem Hauſe, und ſchickt ſie auch die nächſten Freier zurück, die ich ihr ausſuche, ſo ſetze ich ihr eines Tages Bettſack und Kaſten vors Hoftor.“

Er erſchrak, daß er an einem ſo böſen Ende die Schuld tragen ſollte, und beſchloß, das Seine zu tun, um alles zum Beſſern zu wenden.

Darum ging er der Madlyne eines Morgens zum Melken nach und ſagte: „Du mußt nicht denken, Madlyne, daß ich dir vom Tode des Kindes etwas nachtrage.“

Sie ſtand von der Hocke auf und ſagte: „Aber ich trage es mir nach.“

Er antwortete, die Rede Alutens nachſprechend, daß gegen Gottes allmächtigen Willen Menſchenkraft ohnmächtig ſei, und man müſſe zufrieden ſein, wenn man ſich nichts vorzuwerfen habe.

Da legte ſie plötzlich beide Hände auf ſeine Schultern, ſah ihn lange mit den bohrenden Augen an, die ſie jetzt immer machte, und ſagte dann: „Schlaf bei mir, Miks Bumbullis! Dann werd' ich dir etwas erzählen, was zu wiſſen dir nottut.“

Er fühlte eine große Unruhe und antwortete: „Mir iſt nach lockeren Streichen nicht zumut. Erzähl es mir auch ſo.“

„Nein,“ ſagte ſie, „anders tu' ich es nicht.“

„Ich werd' es mir überlegen,“ antwortete er und ging aus dem Stalle.

In derſelben Nacht kam die Erſcheinung wieder. Sie war in ihrem Hemdchen, hatte auf jeder Achſel einen Vogel ſitzen und trug einen Stengel in der Hand, aber das war ein Schierlingſtengel.

Er ſagte der Alute nichts davon. Und als der Abend kam, ſparte er wieder ſein Eſſen auf, holte ſich heimlich einen Topf und trug es darin zum Kirchhof hinaus.

Er war des Glaubens, das alles ſei unbemerkt geſchehen, aber hinter dem Hofzaun ſtand Alute und ſah ihm nach.

Diesmal gab die Giltinne ſich nicht ſo leicht zufrieden, denn das Kind erſchien ihm auch in der nächſten Nacht.

„Es wird wohl wieder ein Hahn ſein müſſen,“ dachte er, aber ein unbeſtimmtes Gefühl hielt ihn ab, Alute zu bitten, daß ſie ihn ſchlachte.

Die Erſcheinung kam immer wieder, und die Unruhe verließ ihn nicht mehr.

Da faßte er ſich ein Herz, und während die Frau noch auf dem Felde war, ging er der Madlyne nach in die Kammer. Als ſie ihn kommen ſah, ſtieß ſie einen Seufzer aus und faltete die Hände wie eine, die ſich bereit macht, ſelig zu ſterben.

So ſchlief er alſo bei ihr, und als ihr Kopf an ſeiner Schulter lag, da kam es ihm zur Klarheit, daß er immer und immer nur nach ihr verlangt hatte.

Sie weinte ohne Aufhören und küßte ihm beide Hände.

Und dann ermahnte er ſie, daß ſie nun ihr Verſprechen erfüllen ſolle.

Sie kniete vor dem Bette nieder und flehte: „Verlange es nicht! Verlange es nicht!“

Aber er verlangte es immer wieder.

Da ſah ſie, daß es kein Entrinnen mehr gab, und erzählte ihm, auf welche Art Alute das Kind umgebracht hatte. Und ſie würde nie und nimmer zu überführen ſein.

In ſeinem erſten Zorn griff er nach Madlynens Halſe, um ſie zu erwürgen, weil ſie die Tat nicht verhindert hatte.

Sie ſagte: „Drück nur zu! Drück nur zu! Oben am Hühnerbalken kannſt du die Schlinge ſehen, mit der ich mich aufhängen wollte. Und wärſt du nicht ſo plötzlich gekommen, hätte ich es auch getan.“

Da ſprang er aus dem Bette und lief nach dem Schleifſtein. — — —

Alute arbeitete noch in den Kartoffeln, da ſah ſie einen Menſchen auf ſich zuſtürmen, der halb angezogen war und eine Axt ſchwang.

Und als ſie ihren Mann erkannte, da wußte ſie ſofort, was geſchehen war und daß es ihr nun ans Leben ging.

Sie rannte ſchreiend nach der Richtung des Dorfes hin, und er mit der erhobenen Axt hinter ihr drein.

Aber ſie wagte nicht, nach einem der verſtreuten Höfe einzubiegen, denn ſie wußte, daß kein Türſchloß und keine Menſchenhand ihn hindern würde, die Tat zu begehen.

So lief ſie weiter, und der Raum zwiſchen ihr und ihm verkürzte ſich immer mehr.

Da ſah ſie nicht fern das Haus des Gendarmen und erkannte gleich, daß ſie ſich für heute und künftig nur retten konnte, wenn ſie dem alles geſtand. Die Anſtiftung würde ihr niemand nachweiſen, und der Meineid war bald gebüßt.

Als ihr Verfolger einſah, wohin ſie ſteuerte, da ließ er von ihr ab, denn des Wachtmeiſters Piſtolen waren immer geladen. Er kehrte in ſeinen Fußtapfen um, und die Leute, die ihm gefolgt waren, gingen in großem Bogen um ihn herum.

Das Haus war jetzt ſo leer, wie er es bei ſeiner Heimkehr gefunden hatte. Auch nach Madlyne rief er umſonſt.

Er zog ſich einen warmen Rock an, ſteckte Geld in die Taſche, holte ein altes Gewehr hinter den Sparren hervor, das ſeit ſeiner Wilddiebszeit dort noch verſteckt lag, und kroch auf dem Bauche von Graben zu Graben.

Als es finſter geworden war, floh er über die Grenze. Rußland iſt groß.

14

Der Gendarm erſtattete die Anzeige.

Die Herren vom Gericht nahmen ſich der Sache mit großem Eifer an. Ein Steckbrief wurde erlaſſen, Poliziſten hielten Nachforſchungen hüben und drüben, auch wurden Auslieferungsverhandlungen angebahnt, damit, wenn man ihn faßte, kein Aufſchub entſtand.

Alute, die trotz ihrer Selbſtbezichtigung noch immer frei herumlief, lachte zu alledem und ſagte: „Was gebt ihr euch für Müh'! Das Kind wird ihn ſchon holen gehn.“ Sie hütete ſich wohl, in ihrem Hauſe zu bleiben, und ſelbſt für kurze Zeit ging ſie nur in Begleitung hinein, denn ſie fürchtete, daß Miks ihr dort auflauern würde.

Nacht für Nacht hielt ſie ſich mit den Gendarmen und ein paar Männern, die dazu aufgeboten waren, hinter dem Kirchhofzaune verſteckt. Die Männer wechſelten ab,

denn keiner konnte für die Dauer die Nachtwache vertragen. Sie aber war immer zur Stelle. Bei Tage ſtreifte ſie herum wie ein wildernder Jagdhund. Wo und wann ſie ſchlief, wußte keiner.

Wenn einer von den fremden Gendarmen, die den hieſigen jede zweite Nacht ablöſen kamen, gegen Morgen hin frierend und mißmutig ſagte: „Ich denke, wir ſtellen die vergebliche Arbeit ein, denn er müßte ſchön dumm ſein, uns freiwillig in die Arme zu laufen," dann wehklagte ſie und flehte mit erhobenen Armen: „Erbarmen, Pons Wachmeiſteris! Ich weiß, das Kind wird ihn ſchon holen gehn, — wird ihn ſchon holen gehn."

Was ſie aber nicht wußte, war, daß zu gleicher Zeit und gar nicht weit vom Kirchhof Madlyne im Graben lag — dicht an dem Wege, der von der Grenze her auf das Dorf zuführte. Sie hielt ſich heimlich in dem Hauſe eines früheren Bewerbers auf, deſſen Frau ihr dankbar war, weil ſie ihn nicht genommen hatte. Und allabendlich, wenn es dunkel wurde, ſchlich ſie ſich hinaus auf Wache für den Fall, daß er vorbeikommen ſollte.

Manchmal war es noch kalt, und manchmal regnete es, aber ſie fror nicht und ließ ſich ruhig durchweichen. Nur gegen den Schlaf anzukämpfen fiel ihr ſchwer. Darum legte ſie ſich gewöhnlich eine ihrer Klotztorten auf den Kopf, die ihr gegen die Knie fiel, wenn ſie ihn einſchlafend nach vorn überneigte. Und von dem Schmerze wurde ſie dann wieder ganz wach.

Ab und zu ließ vom Kirchhof her ein leiſes Stimmengeräuſch oder ein Säbelklirren ſich hören; ab und zu, wenn der Wind danach ſtand, zog auch ein Tabaksgeruch über ſie hin. Dann lachte ſie höhniſch und ſchüttelte die Fäuſte in das Dunkel hinein. Solange ſie wachte, war keine Gefahr.

Aber in einer Nacht — es mag die vierzehnte oder fünfzehnte ihres Dienſtes geweſen ſein —, da muß der Schlaf ſie doch überwältigt haben, oder aber er war nicht auf dem Wege, ſondern quer über die Felder gegangen, denn plötzlich hörte ſie auffahrend vom Kirchhof her

Knallen und Männergeſchrei. Und die Stimme Alutens miſchte ſich keifend darein.

Da wußte ſie: ſie hatten ihn.

Weinend lief ſie auf den Lichtſchein los, der plötzlich aufgeflammt war.

Und da ſah ſie ihn auch ſchon kommen. Zwei Männer brachten ihn geführt, und Alute tanzte um ihn herum, indem ſie ihm die Zähne zeigte und die Zunge ausſtreckte.

In ſeinem Gürtel hing der Oberteil einer breithalſigen Flaſche, die wohl beim Kampfe mitten durchgeſchlagen war. Darin war das Opfer für die Giltinne geweſen, mit dem er dem Kinde noch einmal die ewige Ruhe hatte erkaufen wollen.

Madlyne warf ſich ihm in den Weg und küßte die eiſernen Ringe, in die ſie ſeine blutigen Hände geſteckt hatten.

Er ſah gleichſam mitten durch ſie hindurch und ſchritt weiter — ſeinem Schickſal entgegen.

Jons und Erdme

I

Am Osternachmittag sitzen im Chausseegraben nicht weit vom Matzicker Walde zwei Liebesleute — der Jons Baltruschat und die Erdme Maurus.

Ach du gütiger Gott, was sich nicht alles lieben will auf Erden! Selbst die Aller-, Allerärmsten, die kaum das nackte Leben haben, möchten ein Nest bauen.

Der Jons ist das, was der Litauer einen „Antrininkas" nennt, der „Knecht eines Knechtes". Das sagt wohl genug.

Und die Erdme hat unter den Deutschen ihr Glück machen wollen. Vorläufig dient sie als Abwaschmädchen in dem Schlopsniesschen Gasthaus nicht weit vom Bahnhof, das die Leute in Heydekrug meistens das „Hotel Lausequetsch" nennen. Mit Unrecht übrigens, denn in der letzten Zeit hat es sich sehr gehoben. Sogar die besseren Viehverlader verkehren bisweilen darin.

Ausgeputzt sind sie beide. Der Jons hat seine blanken Kirchgangsstiefel an und die schwarze Tuchjacke mit dem türkischen Halstuch. Und die Erdme — die ist nun gar eine Feine! Litauisch trägt sich die doch nicht mehr! Sie hat ein weißes Zephirwollentuch um den Kopf geknüpft und eine halbseidene Bluse an, die hinten zuzuhaken ist. Die hat ihr einmal die Kellnerin geschenkt, weil sie ihr in ihrem Fortkommen hinderlich war.

Jung, stark und hübsch sind sie beide. Aber das ist auch alles. Eltern mit Haus und Hof haben sie nicht. Überhaupt — wo sie herstammen, davon reden sie lieber gar nicht.

Die Erdme hat nicht viel Zeit. Denn um acht kommen die Handwerksburschen, die bringen Feiertagsfladen von der Walze mit und wollen reine Teller haben. Es geht da auch sonst sehr üppig zu. In der Küche werden jetzt

ſogar Ölſardinen gehalten, und das Öl darf man hinterher austrinken.

Der Jons fühlt ſich dadurch gedemütigt. Wie wird eine Frau, die an ſo vornehme Lebensart gewöhnt iſt, ſpäter neben ihm aushalten wollen?

Aber die Erdme beruhigt ihn gleich. Was hat das alles zu ſagen gegen einen eigenen Beſitz? Denn mit dem Beſitzerſein fängt das Leben doch erſt eigentlich an.

Der Jons iſt ganz ihrer Meinung. Jawohl — aber wie? Die Vögel, die ringsum Halme ſuchen, die haben's leicht. Denen liegt der Bauſtoff frei auf der Straße, und für ihren Neſtplatz brauchen ſie auch nichts zu zahlen.

Die Erdme, die einen fixen Geiſt hat, redet ihm Mut zu. Und ſo ganz ohne Vermögen ſind ſie ja beide nicht mehr. Nun holen ſie raſch ihre Beutelchen vor und breiten die Schätze neben ſich aus, geben aber ſorgfältig acht, daß beide nicht untereinander geraten. Denn das kann erſt nach der Trauung geſchehen, wenn die Gütergemeinſchaft erklärt iſt.

Das Häufchen der Erdme iſt viel größer als ſeines, ſo groß, daß er beinahe argwöhniſch wird und nach dem Urſprung fragt. Sechsundſechzig Mark, die kriegt man nicht leicht zuſammen.

Die Erdme wird zwar etwas verlegen, aber ſie kann doch Auskunft geben. Das goldene Zwanzigmarkſtück, das den Hauptſtock bildet, hat ihr einmal ein Betrunkener geſchenkt, der hernach verhaftet wurde. Doch das macht ja nichts, wieder abgefordert hat es ihr niemand. Und auch das übrige iſt nicht etwa der Lohn für Gefälligkeiten, wie ſie Bräutigams nicht gerne ſehen, ſondern redlich verdient von ehrbaren Gäſten, die höchſtens einmal in die Küche kommen, um ein ehrbares Mädchen zu kneifen, wo es ſich kneifen läßt. Zuguterletzt hat ſie ein reicher Viehhändler durchaus an Kindesſtatt annehmen wollen und ſich erſt nach vielem Zureden damit begnügt, ihr neun Mark funfzig zu ſchenken, denn mehr hat er gerade nicht bei ſich gehabt.

Das alles iſt alſo in guter Ordnung, aber die lumpigen

fünfundzwanzig Mark, die er sich in zwei Jahren — und mit was für Opfern! — von seinem Lohne erspart hat, können sich daneben nicht sehen lassen.

„Ach was," sagt die Erdme, „zusammen sind das einundneunzig. Und für hundert kann man sich schon ein Haus bauen."

„Ja wo?" fragt er. „Etwa im Monde?"

„Durchaus nicht im Monde, sondern sogar ganz nah' von hier. Auf der anderen Seite von Heydekrug, nach Ruß zu, wo im Rupkalwer Moor die Kolonie Bismarck liegt."

„Ach so, in Kolonie Bismarck, wo die Diebe und die Mörder hausen," meint er, denn in gutem Ruf steht sie nicht, die Kolonie Bismarck.

Die Erdme wird ärgerlich. Erstens gibt es Diebe und Mörder überall, und zweitens kommt es zunächst darauf an, daß man ein Haus über dem Kopfe hat. Dort ist man sozusagen beim preußischen Staat zu Gaste, der Grund und Boden vergibt, und einen vornehmeren Herrn kann sich keiner erdenken.

Er zweifelt noch immer, daß es möglich ist, für hundert Mark ein Haus zu erbauen, aber sie weiß es genau.

„Natürlich, nachhelfen muß man ein bißchen," sagt sie und lacht ihm verstohlen zu. „Nachhelfen tut ein jeder, und der Moorvogt weiß viel, wo es herkommt."

Nun lacht auch er, und der Entschluß wird besiegelt.

Wie sie aufstehen und die Kleider abgeklopft haben, betrachten sie einander und finden, daß sie ein Paar sind, das sich sehen lassen kann.

Er — straff, breit, knorrig, mit wagerechten Trageschultern und zwei Fäusten, die nicht mehr loslassen, wo sie einmal zugepackt haben.

Sie — eine richtige Scharwerksmarjell, hochbusig, mit federnden Armen und Schenkeln von Eisen, mit flinkem Halse und blanken Backen, in denen zwei Augen listig und lustig Nähe und Ferne nach Beute durchmustern.

Zwei richtige Lebenskämpfer, bereit, dem Schwersten Stand zu halten und das Widrigste mit Schlauheit zu umgehen.

2

Zuerſt der Moorvogt.

Der Moorvogt iſt der unumſchränkte Herrſcher der Kolonie, der zweitauſend Lebensſchickſale ſorgſam und ſtrenge an obrigkeitlicher Leine führt. Über ihm ſteht nur noch die Generalkommiſſion; doch wer und was das eigentlich iſt, ahnen nur wenige.

Drei Tage ſpäter gehen ſie alſo zum Moorvogt.

Mit Liſt und Gewalt haben ſie ſich beide aus ihren Dienſtſtellungen freigemacht. Die Erdme hat ſich von ihrer Herrin eine Scheuerbürſte an den Kopf werfen laſſen und hierauf mit einer Anzeige wegen Körperverletzung gedroht, ſo daß ſie ſchließlich mit dem Zeugnis auch noch ein Schmerzensgeld bekommen hat, und der Jons, der weniger geriſſen iſt, hat ſeinem Brotherrn bloß einen etwaigen Totſchlag in Ausſicht geſtellt, falls er ihn nicht auf der Stelle abziehen laſſe. Manchmal hilft das, manchmal geht es auch ſchlimm aus. Aber diesmal hat es geholfen.

So wandern ſie alſo wohlgemut auf der Rußner Chauſſee zur Kolonie Bismarck hinaus, die bald hinter dem Szlaſzner Kirchhof beginnt und ſich ſo weit ins Moor hinausſtreckt, daß man ihr Ende nirgends abſehen kann.

Als ſie an der langen Brücke ſind, die über die Sumpfniederung führt, bleibt die Erdme an dem ſchwarz-weißen Geländer ſtehen und zeigt auf die Kuhblumen hinunter, die ihre buttergelben Köpfe aus dem Überſchwemmungswaſſer ſtecken, und ſie ſagt: „Wie die Blumchen da vorwärts kommen, ohne zu ertrinken, ſo werden wir auch vorwärts kommen.“

Und der Jons meint dasſelbe.

Als ſie aber vor dem ehemaligen Chauſſeehauſe ſtehen, in dem jetzt der Moorvogt wohnt, da fällt ihnen doch das Herz in die Schuhe.

Der Moorvogt iſt ein ſtarker Mann gegen die Vierzig, mit ernſten Augen und einem Munde, der ungern zu lächeln ſcheint. Eigentlich hart ſieht er nicht aus, aber

ſeine Rede iſt ſcharf und gemeſſen. Angſt muß man ſchon darum vor ihm haben, weil er ſo mächtig iſt.

„Alſo anbauen wollt ihr euch?“

„Jawohl.“

„Seid ihr verheiratet?“

Das ſind ſie nun eigentlich nicht, aber das Aufgebot kann jeden Augenblick beſtellt werden. Jetzt gleich, wenn er will.

„Sind die Papiere in Ordnung?“

Alles tragen ſie bei ſich, vom Taufſchein an.

„Sind die nötigen Mittel da?“

Ob die da ſind! Und mit zaghaftem Stolze ziehen ſie ihre Beutelchen. Das Goldſtück, das bei ihr obenauf liegt, ſcheint ihm einen großen Eindruck zu machen, denn zum erſten Male geht ein Lächeln über ſein Geſicht.

Und er greift nach Mütze und Hakenſtock und ſagt: „Kommt mit.“

Dann geht er ihnen voran auf einer Straße aus Knüppeln und Lehm, die geradeswegs von der hohen Chauſſee weg ins Moor hinunterführt. Das ſieht nun freilich fürs erſte nach allem aus, nur nicht nach einem Moor. Rechts und links nichts wie Kartoffeläcker und Siedlungen bis in den grauen Dunſt hinein. D i e Häuſer haben etwas mehr als hundert Mark gekoſtet! Da reichen ſelbſt tauſend nicht! Und ringsum Ställe und Schuppen! Und Gärten ſogar — die Zäune mit Ölfarbe geſtrichen! Und jeder Zufahrtsweg hat ſeine kleine Allee, aus Quitſchen und Birken — weiß wie Schnee und ſchnurgerade.

Das Herz wird ihnen immer ſchwerer, aber zu reden wagen ſie nicht. Sonſt wären ſie vielleicht noch umgekehrt. Denn wie kann man je daran denken, ſolche Herrlichkeiten ſein eigen zu nennen?

So gehen ſie wohl eine halbe Stunde lang. Eine Wirtſchaft folgt der anderen, ein Ackerfeld dem anderen. Nur hie und da auf höherem Boden, wie aus Verſehen ſtehen geblieben, ein Gebüſch von krüppeligen Fichten, die kaum einmal die Kraft haben, Nadeln zu tragen.

Dann allmählich verändert ſich das Bild. Die Wohnhäuſer werden ärmlicher — demütiger, möchte man

ſagen —, die Wirtſchaftsgebäude hören auf, und ſtatt der beackerten Felder breiten ſich kahle Moorheiden aus bis ins Endloſe hin, von viereckigen ſchwarzen Teichen unterbrochen, die vom Torfſtechen übriggeblieben ſind. Auf denen ſprießt ein junges Sumpfgrün. Sonſt iſt alles braun vor ihnen her. Wie beſchorft iſt alles.

Der Moorvogt hat den ganzen Weg über kein Wort zu ihnen geſprochen. Jetzt wendet er ſich um und ſagt: „Hier könnt ihr euch nun eine Bauſtelle ausſuchen.“

Und er geht ihnen voran, ſeitwärts auf den Moorboden hinaus, der unter ihren Füßen quatſcht und einſinkt. Und wo der Moorvogt den Stock einſtößt, bleibt ein waſſerglänzendes Löchelchen übrig.

Da endlich macht der Jons ſeinem bedrückten Herzen Luft und fragt beinahe ſchreiend: „Kann man denn hier überhaupt bauen?“

Der Moorvogt weiſt mit ſeinem Stocke zurück und in die Runde: „Die haben alle einmal ſo gebaut,“ ſagt er. „Das Trockenmachen iſt eure Sache.“

Jons und Erdme ſehen ſich an und denken: „Was die anderen gekonnt haben, müſſen wir auch können.“ Und ſo ſuchen ſie ſich aufs Geratewohl einen Platz für Haus und Ackerland und ſind dabei immer dem Weinen nahe.

Der Moorvogt umgeht mit ausgreifenden Schritten die ungefähr in Betracht kommende Fläche. „Dieſe Parzelle“, ſagt er dann ſtehen bleibend, „gibt euch der Staat zur Bewirtſchaftung. Sie wird natürlich genau ausgemeſſen werden und iſt dann einen Hektar groß. Geht es euch gut, ſo dürft ihr ſpäter noch drei weitere dazu pachten. Auf dem Rückwege kommt bei mir an und gebt eure Unterſchrift. Bis dahin überlegt es euch. Braucht ihr einen Rat, ſo bin ich dazu da. Viel Glück und guten Morgen!“

Damit gibt er ihnen die Hand, und weg iſt er.

Nun ſtehen ſie da und ſehen ſich wieder an.

Ja oder nein?

Nein — dann müſſen ſie zurück in Dienſt — in einen härteren vielleicht, vielleicht auch niedrigeren, obgleich

das kaum noch möglich ist, und die Hoffnung auf Haus und Herd versinkt für Jahre. Wozu sind sie jung und übervoll von unverbrauchten Kräften, die sich sonst für Fremde erschöpfen müssen? Also ja — dreimal und tausendmal ja.

„Was die anderen gekonnt haben, müssen wir auch können," wiederholt der Jons noch einmal laut, und die Erdme wiederholt es auch. Und damit sind sie fertig.

Das Nötigste, woran sie denken müssen, ist, sich für die nächsten Monate ein Obdach zu besorgen.

Sie gehen also an die ersten zwei Leute heran, die sie auf dem Acker arbeiten sehen, und sagen: „Wir wollen uns in der Nähe anbauen. Könnt ihr uns wohl so lange eine Kammer vermieten?"

Der Mann, der sanftblickende Augen hat und dem um das magere, bartlose Gesicht langes, graues Haar bis auf die Schultern fällt, sieht sie lange an und fragt dann: „Seid ihr verheiratet?"

Erdme lügt rasch „ja", denn sie überlegt sich, daß ihr wahrhafter Stand, mag er noch so kurze Zeit andauern, ihnen bei allen Gutgesinnten Hindernisse bereiten würde.

Und die Frau, die auch nicht mehr jung ist und die so aussieht, als muß sie immer Senf aufschmieren, hat aber keinen Senftopf, die sagt: „Wir sind nämlich Gebetsleute. Wer nicht nach den Geboten des Herrn lebt, den nehmen wir nicht auf."

Erdme sagt: „Auch wir wollen uns den Erleuchteten zuwenden," denn sie weiß sofort, daß sie beide durch dieses Bekenntnis Freiwohnen erlangen werden.

Betten wird sie mitbringen, und so ist für Unterschlupf gesorgt.

Dann kehren sie wieder beim Moorvogt an.

Er hat einen großen Bogen ausgefertigt, sieht noch einmal ihre Papiere durch, und dann gibt Jons die Unterschrift.

Der Moorvogt ist zugleich auch der Standesbeamte und trägt sie als Brautleute in die Register ein.

Jons denkt an die Unwahrheit, die Erdme vorhin ausgesprochen hat, und fragt: „Die Zeit ist knapp. Werden wir als ledige Leute schon einziehen dürfen?“

Der Moorvogt lächelt, wie er damals getan hat, als er ihr Vermögen besah, und sagt: „Die Aushängebogen liest keiner.“

Damit sind sie entlassen.

Nun aber bleibt noch eins zu ordnen, das wichtigste von allem — außer dem Pfarrer natürlich, bei dem das Aufgebot bestellt werden muß. Das ist für Jons, sich eine regelrechte Arbeit zu beschaffen, damit durch den Tagelohn für den künftigen Unterhalt gesorgt wird und ab und zu noch ein paar Groschen in die Baukasse kommen.

Man hat die Wahl zwischen der Torfstreufabrik und der Sägemühle, die beide jetzt zum Frühling Leute brauchen. Jons wählt die Sägemühle, weil er hoffen kann, dort am ehesten Gelegenheit zu billigem oder — wenn das Glück es will — auch kostenlosem Holzerwerb zu finden.

Sie gehen also den langen Weg nach Heydekrug zurück, — und siehe da! kaum nachgefragt, da hat er auch schon die Zusage in der Tasche, daß er am nächsten Morgen antreten kann.

Zwei Mark pro Tag — so viel hat er in seinem ganzen Leben noch nicht verdient.

Als die Dunkelheit gekommen ist, überlegen sie sich, daß noch nie ein Tag da war, der sie ein so großes Stück im Leben weiterführte. Aber er hat sie auch sehr hungrig gemacht. Und da sie beileibe kein Geld ausgeben wollen und zum Betteln zu jung und zu anständig aussehen, so scharren sie sich auf dem Weg nach dem neuen Zuhause ein paar Saatkartoffeln aus einer Miete, was gewiß eine große Sünde ist, aber der Besitzer hat noch genug, und so geschieht niemandem ein Schaden.

Die Taschen voll kommen sie heim, und als sie beim Abkochen ein andächtiges Abendlied singen, schenkt ihnen der fromme Wirt sogar noch ein Stückchen Speck dazu.

3

Der Entwässerungsgraben ist das erste. Ohne den geht nichts.

Erdme hat ihn fast allein gezogen. Denn wenn Jons auch um drei aufsteht, um fünf muß er ja auf dem Weg zur Sägemühle sein, und abends ist sein Helfen auch nicht viel wert. Dann hängen ihm die Arme immer wie Säcke am Leibe.

Aber Erdme — die schafft es. Sie steht bis zu den Knien im eiskalten Wasser und sticht und gräbt und gräbt und sticht — quer durch das widerspenstige Wurzelwerk, das manchmal durch keine Menschenkraft bezwingbar scheint.

Der fromme Taruttis — so heißt der Wirt — sieht von weitem ihr maßloses Mühen, und da sein mitleidiges Gemüt es ihm befiehlt, so läßt er oft die eigene Arbeit im Stich und kommt, ihr über die schwersten Stellen hinwegzuhelfen.

Dafür aber sieht sich Jons zu seinem bitteren Ärger genötigt, die kostbaren Freistunden des Sonntags mit Singen und Beten zu verschwenden. Frommsein ist gewiß eine schöne und notwendige Sache, aber man muß Zeit dazu haben. Sonst wird es zur Landplag'.

Die Arbeitsgelegenheit in der Sägemühle hat sich übrigens als ein Glücksfall erwiesen. Denn aus den Gesprächen mit den Fuhrleuten kann man auf unauffällige Weise tagtäglich erfahren, in welchem Walde und an welcher Stelle geeignetes Holz zu nächtlicher Abholung bereit liegt.

Aber Jons ist nicht der Mann dazu, sich mit gebundenen Händen irgend einem Aufseher auszuliefern, dem es beliebt, ihn anzuhalten.

Die erste der kräftigen vier Kieferstangen, die als Eckpfeiler eines zu erbauenden Hauses nun einmal unentbehrlich sind, kauft er sich für blankes Geld von einem Besitzer, der wegen leidiger Hypothekenzinsen ein schönes Eckchen seines Waldes niederlegt. Dabei bekommt er

einen regelrechten Kaufſchein, den er fortan als Schirm und Schutz in ſeiner Taſche mit ſich führt. Und als er mit Erdme in der übernächſten Nacht einen zweiten Stamm nach Hauſe bringt, der nicht ganz ſo rechtsgültig erworben iſt, da kann er ſich des guten Gewiſſens erfreuen, den ſolch ein Stückchen Papier ſeinem Träger verleiht.

Den Handwagen borgt der fromme Taruttis, der natürlich nichts Böſes ahnt, und legt ſogar noch einen goldumränderten Spruch hinein. Ob der nun hilft oder was anderes, kurz, auch der dritte Stamm gelangt unangehalten nach Hauſe. Als aber der vierte an der Reihe iſt, da kommt als ein unaufſchiebbares Hindernis die Hochzeit dazwiſchen.

Die muß wegen der Wirtsleute in ſtrengſter Heimlichkeit vollzogen werden und koſtet beim Standesamt allein zwei Funfzigpfennigſtücke für die fremden Zeugen, die ſich Jons von der Landſtraße mitgebracht hat. Ein Glück iſt, daß die ſich bereit erklären, auch bei der Trauung am nächſten Sonntag das Zeugenamt zu verſehen, vorausgeſetzt, daß ſie hernach drei ſüße Schnäpſe bekommen.

Der Moorvogt verhält ſich nicht im mindeſten feierlich, er hat nicht einmal die Lichter angeſteckt, ſo gering achtet er ſie. Zum Schluſſe reicht er ihnen die Hand und ſagt: „Von nun an könnt ihr in Ehren beieinander wohnen.“

Als ob das ohne den Pfarrer ſo ginge!

Der fromme Taruttis iſt zwar wenig erfreut, als er am Sonntag das junge Paar im beſten Staate zur Kirche gehen ſieht, denn ihm erſcheint die Kanzelpredigt nur als ein heidniſcher Tand; aber da ſie ſchon halbwegs zu den Erleuchteten gehören, ſo hofft er, ſie durch inbrünſtiges Gebet bald ganz und gar bekehrt zu haben, und trägt es ihnen weiter nicht nach.

Heimlich pflücken ſie ſich im Garten ein paar jungſproſſende Rautenblättchen, die ſie als Merkmal ihrer Brautſchaft nicht entbehren wollen, und treten dann den langen Weg zum Gotteshauſe an.

Die beiden Zeugen ſind richtig zur Stelle, ſie aber ſchämen ſich, auf einer der vorderſten Bänke Platz zu

nehmen, wo immer die Hochzeitsleute ſitzen, und verkriechen ſich hinter einem der rückwärtigen Pfeiler. Nicht einmal die Rautenſträußchen legen ſie an, ſondern bekneifen ſie mit den heißen Fingern.

Der Gottesdienſt iſt zu Ende. Aber jetzt kommt erſt eine große Hochzeitsgeſellſchaft, die mit ihren blumengeſchmückten Wagen den halben Vorplatz erfüllt hat. Bebänderte Ordner laufen umher, und die Brautführer umgeben wie eine Königsgarde den Marſchall.

Die beiden aber ſitzen geduckt im Winkelchen, und ihre Zeugen riechen nach Miſt.

Als der letzte von der großen Hochzeit den Kirchenraum verlaſſen hat, faſſen ſie ſich ein Herz und ſchieben ſich bis nach dem Mittelgang.

Der Pfarrer — ein junger Mann, mit einem Traumdeutergeſicht — blickt ihnen freundlich entgegen, und da ſie wegen ihrer Armut nicht vor den Altar zu treten wagen, öffnet er die rotgepolſterten Schranken und ſchreitet auf ſie zu, um ſie an ſeinen eigenen Händen dorthin zu führen.

Er ſpricht auch nicht bloß die Worte, die im Buche ſtehen, ſondern hält ihnen eine genau ſo ſchöne Rede, als ob ſie vorher dafür bezahlt hätten.

Er preiſt ſie glücklich, daß ſie, erfüllt von Jugendkraft und Hoffnung, die gemeinſame Reiſe durchs Leben anzutreten entſchloſſen ſind, malt ihnen aus, was ſie alles erreichen können, wenn ſie fleißig und beharrlich an ihrem Glücke arbeiten und vor allem — vor allem, vor allem! — den ſchmalen Weg der Redlichkeit niemals verlaſſen wollen.

Jons und Erdme weinen ſehr, und jeder von ihnen ſchwört ſich zu, die Ermahnungen des Pfarrers nicht zu vergeſſen.

Als aber die Zeugen ihre drei Schnäpſe erhalten haben und es dunkel zu werden beginnt, da müſſen ſie doch daran gehen, den vierten der Stämme aus dem Walde zu holen, denn jeder Tag Aufſchub kann von Nachteil ſein.

Sie ſuchen ſich den Handwagen, den ſie ſchon geſtern in ſicherem Gewahrſam untergeſtellt haben, und anſtatt

wie andere bei fröhlichem Tanz und Gelage das neue Leben einzuweihen, ziehen sie beschämt und beklommen auf Raub aus.

„Wenn man so arm ist wie wir, dann kann das unmöglich eine Sünde sein," tröstet die Erdme sich und ihn.

„Eine Sünde ist es schon," antwortet der Jons, „das hat ja noch heute der Pfarrer gesagt. Aber wenn wir es nicht mehr nötig haben, dann wollen wir alles wieder gut machen, worin wir uns jetzt vergehen müssen."

Und das geloben sie einander, während sie im Chausseegraben die Nachtstille abwarten.

Und noch manches geloben sie. Keinen Hader wollen sie aufkommen lassen und keine giftigen Worte in den Mund nehmen und in allem den Kindern ein gutes Beispiel geben.

„Ja, unsere Kinder sollen es einmal gut haben," meint der Jons.

Und die Erdme gerät ins Schwärmen: „Wenn ich Töchter kriege, dann sollen sie in Samt und Seide gehen — und ihre Hochzeiten sollen acht Tage dauern — und der Bräutigamsvater soll nichts Geringeres sein als ein Gendarm."

Doch der Gedanke an den Gendarmen ist ihnen unbehaglich, darum spinnen sie ihn nicht weiter, sondern eilen, im Dunkel des Matzicker Waldes zu verschwinden, wo der vierte Pfosten ihres künftigen Glückes als frischgefällte Kiefer mattschimmernd am Boden liegt.

4

Hausbauen! Leicht gesagt, wenn man für den Winter noch nichts zu essen hat! Die Tage werden heiß. Erst muß die Kartoffelaussaat geschafft sein.

Jons berechnet die Bodenfläche, die im ersten Frühjahr allenfalls in Arbeit genommen werden kann, Erdme leiht sich eine Moorhacke aus, und nachdem die Quergräben gezogen sind, die die weitere Trockenlegung verlangt, kann das Urbarmachen beginnen.

Ein Freitagmorgen iſt es zu Ende Mai — wenn man das Morgen nennen kann, denn noch ſtehen die Sterne am Himmel —, da ſchultern ſie Hacke und Spaten und ziehen hinaus auf das kahle Moor, dorthin, wo die vier Kiefernſtangen lang ausgeſtreckt für ihr künftiges Amt auf Vorrat ſchlafen.

Rohrhalme, geſtern noch eingeſteckt, bezeichnen die Grenzen des Ackers, der nun werden ſoll.

Den beiden iſt bang und feierlich zumut. Gemeinſam zu beten getrauen ſie ſich nicht, weil ſie ein ſchlechtes Gewiſſen haben, und darum ſpricht jeder von ihnen ſein Vaterunſer ganz im geheimen, als ob er Wunder was Unrechtes täte.

Und dann geht es los.

Die oberſte Schicht des Moores, die aus lebendigen Pflanzenſtoffen beſteht, muß zerkleinert und heruntergeſchält werden — „abplacken“ nennt man es —, weil der drunter liegende Boden erſt dann, wenn ſie mit ihm gemiſcht iſt, die natürliche Fruchtbarkeit erhält, die eine Ausſicht auf künftige — wenn auch ſpärliche — Ernten eröffnet.

Die paar Stunden der Frühe vergehen im Fluge. Dann muß er ja weg, um mit dem Taglohn Bargeld nach Hauſe zu bringen. Denn wo ſoll der Stoff zum Hausbau ſonſt herkommen?

Es iſt gar nicht auszudenken, was alles fehlt. Zuerſt die Latten oder Schwarten, mittels deren die Eckpfeiler verbunden werden, damit ſo das Viereck entſteht, das den Grundriß des Hauſes bilden ſoll. Dann die Sparrbalken — die Sparren ſelbſt — die Ziegel für die Feuerſtätte und ſo noch vieles, was nur zum Teil gemauſt werden kann.

Ein jeder ſorgt auf ſeine Art, und keiner will hinter dem andern zurückſtehn. Von einem, deſſen Tagwerk um drei Uhr früh beginnt und um acht Uhr abends endet, kann niemand auf Erden ſagen, er habe es ſich zu knapp bemeſſen.

So kommt der Acker raſch voran.

Eines Vormittags, als Erdme ſich aufrichtet, um ſich den rieſelnden Schweiß aus den Augen zu wiſchen, ſieht ſie den Moorvogt hinter ſich ſtehen.

Sie erſchrickt ſehr, denn die zwölf Mark Pacht, die für das erſte Jahr gezahlt werden ſollen — ſpäter werden es dreißig —, ſind noch nicht abgeliefert.

Er ſagt: „Es iſt ſpät im Jahr. Werdet ihr mit der Ausſaat zurechtkommen?“

Und ſie antwortet: „Wie Gott will.“

„Gott will, wie der Menſch will,“ ſagt er. „Wenn er erſt weiß, daß ihr tüchtig ſeid, wird er euch nichts in den Weg legen.“

Dann prüft er die vier Kiefernſtämme, die, ſchon geſchält, wie Silber in der Sonne funkeln.

„Schöne Stangen habt ihr da,“ ſagt er und ſieht Erdme dabei mit ſchiefem Munde halb von der Seite an, als ſei ihm nicht einer ihrer nächtlichen Gänge verborgen geblieben.

In ihrer Verlegenheit ſtreicht ſie ſich mit den Sohlen den ſchwarzen Schlamm von den Beinen, denn ſie wartet, daß er nun nach dem Urſprung fragen werde; aber die Frage bleibt aus.

Auch ein Haufen Schwarten liegt ſchon da, die Jons ſich für billiges Geld unter den Abfällen des Holzplatzes hat ausſuchen dürfen.

Der Moorvogt betrachtet ſie einzeln, und die untauglichen zeichnet er mit der Spitze ſeines Hakenſtocks.

„Denen ſieht man es an, daß ſie redlich erworben ſind,“ ſagt er und wendet ſich ohne Gruß wieder dem Wege zu.

„Da geht er hin wie der liebe Gott,“ denkt Erdme und iſt ſehr froh, mit heiler Haut davongekommen zu ſein. Vieles an ihm begreift ſie nicht, aber beim lieben Gott geht es einem ja ebenſo. —

Auf dem Wochenmarkt hat Jons drei Scheffel Saatkartoffeln gekauft, glasblank und dünnſchalig, wie ſie für den Moorboden gut ſind. Die werden in Hälften geſchnitten und in die flachen Rücke gleichſam obenauf ge-

legt, denn nicht weit darunter ſitzt immer noch das quatſchende Waſſer.

„Auch die ſind redlich erworben," ſagt Erdme mit Stolz. Und darum brauchen ſie ſich nicht zu ſchämen, über der friſchen Saat ein Bittgebet zu tun.

Aber noch muß viel zuſammengegrapſcht werden!

Denn die Hölzer, aus denen man die Sparrbalken zurechthackt, mit blankem Gelde zu bezahlen, während ſie freundlich in den Wäldern herumliegen, wäre ein Wahnſinn geweſen. Aber vorſichtig muß man ſchon ſein, darum wird Jons auch diesmal die erſte Ladung nach allen Regeln käuflich erſtehen und ärgert ſich bloß, daß er den Schein dafür nicht gleich vor den Mützenſchirm ſtecken kann. Jetzt und auch bei den nächſten Fahrten hernach, wenn alles an Ort und Stelle iſt, fragt niemand mehr. Höchſtens der Moorvogt hätte ein Recht dazu, aber der fragt ja nicht, wie man weiß.

Eine Nacht um die andere ziehen ſie los, denn ab und zu ſchlafen muß doch der Menſch.

Der fromme Taruttis ahnt immer noch nichts. Ihm hat der Kaufſchein die Augen verblendet. Nur daß ſie ſich die nötige Zeit zum Beten nicht nehmen, quält ſein mildes Gemüt, und darum betet er fleißig für ſie, während ſie auf ſeinem Handwagen das geſtohlene Gut mit Hupp und Hopp nach Hauſe fahren.

Und die Taruttene, die unzufrieden iſt, wenn ſie ihn nicht übertrumpfen kann, ſteht ſogar im Finſtern ſchon auf, um ihnen was Warmes bereitzuhalten.

So nehmen die Dinge ihren guten Verlauf, und die Baukaſſe wird kaum einmal magerer.

Endlich iſt auch der Tag nahe, an dem die Aufrichtung des Hauſes vonſtatten gehen kann. Hierzu genügen die Kräfte zweier Menſchen nun freilich nicht, und darum entſchließt ſich Erdme auf des Taruttis Rat, bei den Nachbarn herumzugehen und ſich eine Talka zuſammenzubitten.

„Talka" heißt auf deutſch „Arbeitsgeſellſchaft", und auf ſolchen gemeinſamen Hilfeleiſtungen beruht vieles, was unter dieſen armen Menſchen, die gemietete Hände

niemals bezahlen könnten, an Tüchtigem zuſtandekommt. Dafür erweiſt man ſich dann ſpäter dankbar, wenn der Ruf an einen ſelber ergeht, und alles ſchließt mit einer fröhlichen Bewirtung, ſo viel oder ſo wenig der Bittende zu geben vermag.

Taruttis bezeichnet der Erdme mit der Hand die Häuſer, in denen ſie vorſprechen kann, und die, an denen ſie vorbeigehen muß. Dort wohnt einer, der hilft n i ch t, aber dort wohnt einer, der hilft, weil man ihm ſelber geholfen hat.

Zu dem, der wohl hundert Schritt weit auf der anderen Seite des Weges ſein kleines Anweſen hat, geht Erdme zuerſt.

Er heißt Witkuhn, ſtammt aus dem Goldapſchen und iſt weit in der Welt herumgeweſen. Sogar die Moorwirtſchaft im Weſten ſoll ihm bekannt ſein, ſo daß er ſchon manchem der Langeingeſeſſenen einen guten Ratſchlag hat geben können.

Erdme findet einen blonden, ſcheuen Mann zu Mitte der Dreißig, der die Gewohnheit hat, beim Reden irgendwohin ins Leere zu blicken, und dabei zittert ihm immer der Unterkiefer. Wie er die Erdme daherkommen ſieht, die friſch von der Arbeit weg, mit hochgebundenem Rock und aufgeſchlagenen Armeln, über die Acker ſchreitet, macht er große Augen vor ihrer Glieder Pracht, um dann erſt — gleichſam erſchrocken — den Blick von ihr wegzuwenden.

Er ſpricht ein richtiges, aber fremdklingendes Litauiſch, etwa wie die Pfarrer ſprechen, die es erſt ſpäter gelernt haben, und ſieht überhaupt aus wie ein verkappter Deutſcher. Aber er iſt gut und höflich zu ihr — nur, daß er ſie nicht anſehen kann.

Seine Frau kommt ſpäter zum Vorſchein. — Eine Halblitauerin iſt auch ſie, klein und kümmerlich — ach Gott, wie ſehr! —, mit grauer Geſichtsfarbe und abgemüdeten Augen. Sie wirft einen neidiſchen Blick auf Erdmes kräftige Geſtalt, begrüßt ſie dann aber ganz freundlich.

„Wenn wir nun Nachbarn werden," ſagt ſie, „möge Gott geben, daß Frieden zwiſchen uns bleibt." Und dabei ſieht ſie nicht Erdme, ſondern ihren Mann an, der auch vor ihr den Blick zur Seite wendet.

„An uns ſoll es wahrhaftig nicht liegen," ſagt Erdme und verabſchiedet ſich. Sie fühlt ſich zu den Leuten hingezogen, obgleich, wie man ja ſehen kann, das Unglück im Hauſe ſitzt.

Ein anderer, an den ſie durch Taruttis gewieſen iſt, hat ſein Eigentum dicht neben dem kleinen Moorwalde, der auf einer Sandnaſe ſitzt und ſo niedrig iſt, daß man bloß auf eine Fußbank zu ſteigen braucht, um darüber hinwegzublicken. Dieſe Wirtſchaft ſieht ſchon etwas vorgeſchrittener aus. Ein Stall iſt da, und an den grünen Simſenbüſcheln rupfen zwei magere Kühe.

Der Beſitzer heißt Smailus und hat vor kurzem ſchon die zweite Frau begraben. Er iſt ein großer, ſtarker Mann, dem die Tür bis an die Schultern reicht, mit einem kühnen Polengeſicht und langhängendem Hetmansſchnurrbart, aber ſeine Augen haben einen ſtumpfen und ſchläfrigen Blick, als ob die ganze Welt ihn nichts anginge.

Um ſo luchterner kuckt das Marjellchen ins Leben, das ſich dicht hinter ihm aus dem Hauſe drängt. Etwa zwölf Jahr kann ſie ſein, höchſtens dreizehn, geht barfuß und ziemlich zerlumpt, aber unter dem Halſe hat ſie eine goldene Broſche ſitzen. Sie miſcht ſich auch gleich ins Geſpräch und ſagt, ſie ſei zwar nur die Tochter von einem ganz kleinen Beſitzer, aber eine Beſitzerstochter ſei ſie immerhin, und was ſie tun könne, um Friſchzugezogenen das Leben zu erleichtern, das ſolle gewiß geſchehen.

Erdme ſieht ganz verblüfft auf das kleine Ding, das mit dem Maulwerk vorneweg iſt wie eine Alte. Aber der Vater tut, als ob das nicht anders ſein kann, und ſagt bloß: „Ja, ja, das Bauen und das Begraben muß man ſchon immer gemeinſam verrichten."

„In dem Begraben hat er wohl Übung," denkt die Erdme, ſich bedankend, und die Kleine begleitet ſie noch ein Stück und ſchwatzt unaufhörlich.

Sie wird nun bald eingeſegnet ſein, ſagt ſie, und dann wird ſie in die Stadt gehen und ihr Glück machen als Kellnerin oder als Ladenfräulein, wie es in der Kolonie ſchon viele getan haben. Vorerſt aber muß ſie dem Vater noch eine Frau beſorgen. So eine ſchöne und ſtarke wie Erdme wäre ihr ſchon recht — aber Geld muß ſie haben —; die zweite, von der ſie die Broſche trägt, hat auch Geld gehabt — bloß nicht genug —, und ob Erdme nicht eine weiß, damit ſie ſelber bald auf die Reiſe kann.

Erdme weiß zwar keine, aber die Rede der Kleinen ſchlägt ihr aufs Herz wie ein ſtarker Wein. Alles, was ihr einſt als Ziel des eigenen Lebens vorgeſchwebt hat, ſteckt ja darin. Doch ihr Schickſal liegt nun bereits ſo ſteinern feſt, daß keiner auf der Welt mehr daran rühren kann. Wie eingeſunken in dieſen Moorſchlamm liegt es, der keinen Grund und Boden hat und nichts mehr hergibt, was er einmal mit ſeinen Wurzelfäden umwindet.

Die Kleine heißt Ulele. „Das iſt ein altertümlicher Name," ſagt ſie, „den ich natürlich nicht beibehalten werde, wenn meine Zeit gekommen ſein wird."

Damit verabſchiedet ſie ſich, und Erdme ſieht ihr traurig und bewundernd nach, wie ſie mit ihren nackten, dünnen Beinchen über das Erdreich flitzt, als ob ſie es gar nicht berühre. Und die Lumpen flattern an ihr wie zwei Fledermausflügel.

„Für mich iſt es nun ſchon zu ſpät," denkt Erdme. „Ich muß warten, bis ich Töchter kriege." — — —

Weiter links liegt ein Anweſen, das, wenn es auch ſchon älter ſcheint, doch noch zur Nachbarſchaft gehört. Es macht aus der Ferne geſehen einen recht kläglichen Eindruck, und gerade darum möchte Erdme es kennen lernen, denn ſie will wiſſen, wie man ſich hier behelfen muß, wenn man ganz arm bleibt. Gleichſam als abſchreckendes Beiſpiel will ſie es kennen lernen.

Aber der fromme Taruttis hat daran vorbei gezeigt, und als ſie ihn am Mittag noch einmal fragt, da wendet er ſich ab und macht ſich mit dem Senſenſchärfer zu ſchaffen, obwohl es hier nichts zu mähen gibt.

So fragt ſie alſo zum drittenmal. Da ſagt er: „Über meine Nächſten rede ich nichts Böſes, und wenn ich Böſes reden müßte, ſo ſchweige ich lieber.“

Sie nimmt ſich vor, die Ulele zu fragen, aber als ſie gegen den Abend desſelben Tages wieder in den Kartoffeln kniet, wird ſie vom Wege aus angerufen.

Sie ſieht einen kleinen, alten Mann im Graben ſitzen, der einen Arm voll Weidenruten neben ſich liegen hat und einer gerade mit dem Taſchenmeſſer die Haut abzieht.

„Was willſt du von mir?“ fragt ſie, ohne ſich ſtören zu laſſen.

„Du bitteſt dir wohl heut eine Talka zuſammen?“ ruft er herüber.

„Das kann ſchon ſein,“ ſagt ſie. „Arme zum Helfen kann man immer brauchen.“

„Zwei Arme hab' ich auch,“ ſagt er.

„Gehörſt du zur Nachbarſchaft?“ fragt ſie.

„Ich gehöre ſo ſehr zur Nachbarſchaft,“ ſagt er, „daß du heute ſchon zweimal an meinem Haus vorbeigegangen biſt.“

Und er weiſt mit ſeinem Meſſer gerade auf das Anweſen hin, von dem der Taruttis durchaus nicht reden will.

Da legt ſie neugierig das Schleifbrett nieder, mit dem ſie die Rücke glättet, und tritt näher auf ihn zu. Und was ſie da ſieht, iſt aus zuſammengebettelten Kleidern ſich ſtreckend ein zahnloſes, plieräugiges Greiſengeſicht, dem die Brauen ſowie die Wimpern fehlen und in deſſen Furchen und Gruben eine Art von rotrandigem Ausſatz klebt.

Man kann ſich ſchütteln vor ihm, ſo ſieht er aus.

Sie fragt: „Wer biſt du denn?“

„Ich bin ein verdienter Mann,“ ſagt er und fährt fort, ſeine Ruten zu ſchälen. „Durch fünfunddreißig Jahre bin ich für den Staat tätig geweſen, und nun prozeſſiere ich mit ihm, da er mir keine Altersverſorgung zahlen will. Andere mäſten ihre Ferkel, ich aber muß Ruten flechten, weil meine Leiſtungen nicht anerkannt werden, die ich ganz ohne Lohn vollbracht habe ... Übrigens bin ich

noch ſtark bei Kräften, und wenn du mich mit zu der Geſellſchaft bitten willſt, ſo werde ich dir die Balken heben wie ein Spielzeug."

Schon will die Erdme Ja ſagen, da beſinnt ſie ſich auf die abweiſenden Worte des milden Taruttis, wie auch auf den eigenen Abſcheu, der ſie beim Näherkommen befallen hat, und darum antwortet ſie: „Ich danke dir, Nachbar, für guten Willen, aber unſere Geſellſchaft hat ſchon ihre volle Zahl."

Da kriegt ihn die Wut zu packen; er ſpringt vom Grabenrand auf und ſpeit ihr ſeine wilde Bosheit ſozuſagen ins Geſicht.

„Alſo auch du willſt mich nicht, du Giftſchnauze?" ſchreit er. „Haben die Ohrenbläſer dir ſchon den Kopf mit Ekel gefüllt? ... Keiner will mich! Keiner will das Grauen des Scheuchhauſes von mir nehmen! Aber ich werd' es euch antun! Wenn das Unglück kommen wird, die große Not, die Waſſersnot, daß eure Häuſer zerfließen werden zu Brei und euer Herd ſinken wird in den Abgrund, wenn ihr eingeklemmt ſitzen werdet im Schornſtein und ſchreien um Gnade, dann werde ich lachend anſpannen laſſen die Arche Noah und vorüberfahren und lachen über das Todesquieken eurer Schweine und das Todesgebrüll eurer Kuh — am meiſten aber werde ich lachen über euch ſelber, wenn der Schornſtein zuſammenfällt und das ſchwimmende Eis euch die Gurgel zerſchneidet. So ſoll es ſein. Amen."

Damit nimmt er ſein Bündel Weidenruten auf, zieht die zerlumpten Beinlinge über den Hintern und geht ſeines Weges, aber immer noch kehrt er ſich um und ſchüttelt die Fauſt und ſpeilt die roten Gaumen.

Der Erdme iſt zumut, als wäre ein Klumpen von dem hölliſchen Feuer auf ſie niedergefallen. Wenn das das Ende ſein ſoll, warum bauen ſie dann erſt? Und warum haben die anderen gebaut? Doch deren Häuſer ſtehen ja noch weit und breit, und die Fenſter karfunkeln in der Abendſonne. Es iſt alſo wohl der böſe Feind ſelber geweſen, der ihr das Herz hat abſchnüren wollen.

Aber ſie bleibt ſtill und bedrückt, auch als Jons von der Arbeit kommt und ihr mit Stolz zeigt, was er alles mitgebracht hat.

Zuerſt ſind da ſoundſoviel Pakete mit vierzölligen Drahtnägeln, denn ohne die geht's nicht. Dann aber zur Bewirtung zwei Flaſchen Kornſchnaps aus der Schmidtſchen Deſtillation und alle die Zutaten zu einem ſüßen Fladen, der heute noch gebacken werden muß.

Die Taruttene liefert das Mehl und viele erbauliche Sprüche dazu, und als die Hähne krähen, bringt Erdme ihrem Mann das erſte dampfende Abbruchſel auf den Bauplatz hinaus, wo er die Nacht über Balken behauen hat wie ein gelernter Zimmermann.

Aber von dem böſen alten Mann ſagt ſie ihm nichts.

5

Und nun iſt es wieder Nacht geworden, und das Haus ſteht gerichtet. Die vier Kiefernſtämme ſind in den Boden hineingeſchlagen, ſo tief, daß rund um ſie das Waſſer in ſchwarzem Geſtrudel hochſchoß wie ein Quell, und ſind dann durch die aufgenagelten Latten verbunden. Oben darauf haben ſich Sparren und Sparrbalken zum Dachgerüſt zuſammengefügt, und die künftige Zimmerdecke iſt genagelt.

Ringsum aber liegen wie Raſenbänke die viereckigen Stücke der oberſten Moorſchicht, die für den Hofplatz nicht nötig iſt, um ſo nötiger aber, um ſpäter von außen her an die Latten geklatſcht zu werden und ſo eine mauerähnliche Wand zu bilden, die für den Winter Abhalt und Wärme gibt.

Darauf ſitzt nun die ganze Arbeitsgeſellſchaft und ruht ſich aus. Der fromme Taruttis natürlich und die noch frömmere Frau, Witkuhn, der halbdeutſche Fremdling, und der lange Smailus mit ſeiner kleinen Ulele, die ihm meiſtens das Wort aus dem Munde nimmt. Vorhin aber hat ſie wie ein Vogel hoch auf den Sparren geſeſſen,

und wo keiner die Schlinge befeſtigen konnte zum Hochziehen, da war ſie ſchon oben. Und niemand hat ſie viel klettern geſehen. Fixes Ding!

Müde ſind ſie und warten voll Freuden des kleinen Feſtes, das der Beſitzer ihnen zu bieten hat. Jedem liegt ein Fladenſtück auf dem Schoße, und die ſpiegelnde Flaſche geht manchmal reihum.

Nur die Frau des Witkuhn fehlt. „Sie iſt immer elend," ſagt er, „und muß mit den Hühnern zu Bette."

„Da werd' ich mich dir wohl bald erkenntlich zeigen können, Nachbar," meint die Erdme. Er antwortet nichts, aber über ſein abgehärmtes Geſicht geht rot eine Flamme wie von verbotener Freude.

Die Nacht iſt hell, wie im frühen Juni ja immer, und zum Überfluß ſteht der Mond ziemlich hoch.

Taruttis ſchlägt vor, ein geiſtliches Lied zu ſingen, damit die böſen Geiſter das unfertige Bauwerk nicht umſchmeißen können, und das geſchieht denn auch.

Noch ſind ſie mitten darin, da bemerkt Erdme, daß auf dem Wege, der wohl hundert Schritte abſeits liegt, eine Geſtalt ſich unruhig hin und her bewegt.

Und ſie erſchrickt ſehr, denn ſie erkennt den böſen alten Mann von geſtern. Die Stimme zum Singen verſchlägt ihr, aber ſie will den heiligen Geſang nicht ſtören, darum wartet ſie, bis ſie zu Ende ſind, dann weiſt ſie mit der Hand auf den Schatten hin, der in dem ungewiſſen Mondlicht zu tanzen ſcheint.

Alle wenden die Geſichter, aber keiner ſpricht ein Wort. Es ſcheint, ſie fürchten ſich alle.

Selbſt der Jons braucht eine ganze Weile, bis er fragt, was da los iſt.

„Scht" macht die Taruttene.

Der lange Smailus grunzt etwas vom „Kipſzas", dem Satan, und ſeine Tochter, die Ulele, beugt ſich zu Erdme hinüber und ſagt leiſe: „Es müßte doch ſonderbar zugehen, wenn er dich nicht gebeten hätte, heute zur Talka zu kommen, denn die Zugezogenen wiſſen ja nichts von ihm."

Da erzählt Erdme ebenso leise, was ihr gestern mit ihm begegnet ist.

„So versucht er es immer aufs neue," sagt Taruttis, „denn der Arme kann es nicht verschmerzen, daß man sich nichts mit ihm zu schaffen macht."

Jons fragt: „Warum tut man es nicht?" Und Erdme meint, abscheulich genug sehe er ja aus, aber das könne unmöglich allein die Schuld daran tragen.

Und da erfahren sie beide seine furchtbare Geschichte. Sie ist weit furchtbarer, als Menschen sich ausdenken können.

Als ein überführter und geständiger Raubmörder hat er fast sein ganzes Leben im Zuchthaus zugebracht. Zuerst hat er einen zu Tode geschleift, mit dem er zusammen nächtlicherweile auf einem Wagen gefahren war, und zwar, indem er heimlich einen Lederriemen mit dem einen Ende um die Radfelge, mit dem anderen um dessen Arm geschlungen hatte. Dann, als er nach mehr als zwanzig Jahren freigekommen ist, hat er dasselbe Kunststück noch einmal probiert — an einem Fuhrmann, den er auf stillstehendem Wagen betrunken im Walde vorgefunden hatte. Aber diesmal ist es ihm mißglückt, denn dabei war ihm die eigene Hand ins Rad hineingeraten. Darum hat er auch den Dusel gehabt, trotz der Wiederholung solch einer Untat noch einmal herauszukommen. Und nun haust er wie ein Dachs in seiner Kate, die er sich als junger Mensch gebaut und in der Zeit nach den Strafen mit allerhand geheimnisvollen Vorrichtungen gegen die Überschwemmung versehen hat. Worin sie bestehen, weiß keiner, denn niemals geht einer zu ihm hinein; von außen aber liegt an der Wand eine schräg dagegen geschaufelte Mistschicht, die bis zum Fenster hinauf alles verbirgt.

Die Erdme fürchtet sich nicht so leicht, und doch läuft es ihr einmal nach dem anderen kalt über den Leib. Und während der alte Raubmörder in seiner Sehnsucht nach Menschen dort auf dem Wege herumtanzt, erzählt sie so leise wie die anderen, mit was für fürchterlichen Worten er ihr die künftige Wassersnot ausgemalt hat.

Jons horcht hoch auf und tut dann dieſelbe Frage, die ihr ſeit geſtern wie ein Mühlrad im Kopfe herumgeht: „Wenn die wirklich einmal kommen wird, warum bauen wir uns erſt hier an?“

Da nimmt der Witkuhn, der doch von weit her iſt, das Wort und ſagt beinahe feierlich: „Wir bauen uns hier an, weil wir arme Leute ſind und eine Zuflucht nötig haben. Wo anders gibt man uns keine, ſondern hetzt uns herum.“

Und dann erzählt er, wie ſchon zweimal das Hochwaſſer unermeßlichen Schaden verurſacht hat und daß es für die Zukunft immer häufiger zu befürchten iſt; denn das ſei eben das Schlimme: durch die Urbarmachung ſterbe das Torfmoos ab, und dann ſenke ſich das Erdreich von Jahr zu Jahr. So werde der Segen der Arbeit ſelber zu einer Gefahr, die mit Vernichtung bedrohe, was im Schweiße ſeines Angeſichts ein jeder ſich geſchaffen hat. „Aber darum arbeiten wir doch ruhig weiter,“ ſagt er zum Schluß und zieht den Rock enger, wie einer, der ſich endlich geborgen fühlt, „denn wir lieben dieſes Stückchen Erde, das für die anderen zu ſchlecht iſt und wo uns darum keiner verfolgt. Und wir lieben auch die, die das gleiche mit uns tun und erdulden.“

„Und wir lieben auch den lieben Gott,“ ſagt der fromme Taruttis, „der Gutes und Böſes über uns verhängt und nach deſſen Ratſchluß der Menſch ſogar ein Mörder wird.“

Alle ſehen erſchrocken nach dem Wege hin, denn er hat lauter geſprochen als die anderen, aber da iſt das graue Geſpenſt ſchon fort.

6

Wie macht man einen Herd? Wie baut man einen Ofen? Der Boden trägt ja nichts. Willſt du ihm was Schweres anvertrauen, ſo gibt er nach und ſchluckt es langſam unter.

Aber der Witkuhn weiß Rat. Er kennt alle Nücken und Tücken des Moores. Und er iſt immer da, wenn man

ihn brauchen kann. Aber nicht etwa von ſelber kommt er. Wie ein furchtſamer Hund ſchleicht er ſich um die Bauſtatt herum und wartet, daß man ihn herruft. Und ruft man ihn nicht, ſo geht er von dannen.

Wenn er auch ganz verdeutſcht iſt, wie einer von den Deutſchen benimmt er ſich nicht, die immer eine große Schnauze haben und die Litauer als Vieh anſehen. Und er verkehrt auch nicht mit ihnen, ſoviel ihrer auch auf der Kolonie herumwohnen, denn die nimmt jeden auf, dem eine Heimat fehlt.

Seine Frau iſt wirklich ein Kummergewächs. Schleppt ſich 'rum und tut ihre Arbeit mit Wehklag'. Wenn die flinke Ulele nicht hülfe, wäre das nötigſte oft nicht getan.

Und nun iſt ja auch die Erdme da. Die knapſt ſich manche Viertelſtunde ab, um für ſie Hausarbeit zu tun, während der Mann draußen auf dem Felde iſt.

„Wenn mein Kindchen noch lebte," ſagte ſie, „dann könnte es mir ſchon in manchem behilflich ſein."

Aber das war ja ſchon in der Geburt geſtorben und hatte dabei der Mutter den Leib zerriſſen, ſo daß er nie mehr ganz heil ward.

Und nun kann ſie ihrem Mann keine Frau mehr ſein und ihrem Haus keine Wirtin.

Und dann iſt noch das Unglück da, von dem ſ i e nicht ſpricht und e r nicht ſpricht und das man doch gleichſam riecht, wenn man dem Hof nur in die Nähe kommt.

„Ja alſo," ſagt der Witkuhn eines Tages, „den Herd baut man ſo: Man kauft ſich" — er ſagt „kauft", „holen" ſagt er nicht — „man kauft ſich den Wurzelſtubben von einer Tanne. Eine Kiefer darf es nicht ſein, denn deren Wurzel iſt geformt wie ein ſpitzer Pfahl und ſinkt unter, als wäre er nicht geweſen. Eine Tanne muß es ſein — deren Wurzel hat Querläufer nach allen Seiten — die legen ſich wie Riegel vor, wenn der Stubben einſinken will. So trägt er vielleicht den Herd, und ein anderer trägt auch den Ofen."

Der Jons ſtreift alſo nachts durch die Wälder und

ſucht die Stellen, wo Tannen gerodet werden. Solche Stellen ſind ſelten, denn die Tanne iſt ein koſtbarer Baum, nicht ſo gemein wie die Kiefer.

Er ſucht, und er findet. Und wieder leiht der Taruttis den Handwagen, und beide ziehen aus bis nach dem Norkaiter Forſt, wohl zwei Meilen weit. Der preußiſche Staat iſt reich. Ob der einen Stubben mehr oder weniger hat, was macht ihm das? Und auch den zweiten kann er noch leidlich entbehren.

Aber noch mehrere müſſen daran glauben, denn die Schlammſchicht iſt tief. Einer muß über den anderen gelegt werden, und dann erſt hält der Grund ſo feſt, daß man mit Ziegeln und Lehm darauf arbeiten kann.

Aber die Ziegel kann man leider nicht „holen", denn der Herr Ökonomierat, dem der große Ringofen gehört, hält ſich einen Wächter und hält ſich auch Hunde. Ja, der kennt ſeine Leute.

Vielleicht verſucht man es alſo mit Betteln. Denn weit und breit weiß jeder, welch ein guter und wohlmeinender Herr der Herr Ökonomierat iſt.

Mit Zittern und Zagen ſtehen ſie vor ihm in dem großen Saal, der mit Bücherregalen gefüllt iſt von einem Ende bis zum anderen. Man kann ſich nicht vorſtellen, daß es ſo viele Bücher gibt auf der Welt. Aber es iſt kein „Bagoſzius" — kein Geldprotz —, der zu ihnen ſpricht, ſondern er iſt freundlich und leutſelig und wiſcht ſich mit der Zunge über die Zähne und ſchmunzelt ſie an. Aber ſeinen Augen iſt nicht zu trauen. Die ſehen einen durch und durch.

„Schenken werd' ich euch die Ziegel nicht," ſagt er, als ſie ihre Bitte vorgebracht haben, „denn wer ſich Häuſer baut, der iſt kein Pracher. Aber verkaufen werd' ich ſie euch."

Sie machen lange Geſichter. Dazu hätten ſie ja einfach aufs Kontor gehen können.

„Und ich werde euch auch gleich den Kaufpreis ſagen."

Der Jons hält ſein Beutelchen feſt und denkt: Vielleicht probiert man es doch mit dem „Holen".

Sie verſtehen ſeine Frage erſt nicht, obwohl er litauiſch ſpricht, beinahe ſo gut wie ſie ſelber. Zweimal muß er ſie wiederholen. Da erſt lachen ſie hell auf.

Ob ſie ſingen können!

„Könnt ihr auch Märchen erzählen?“

Fünfhundert können ſie erzählen. Tag und Nacht und noch einmal Tag und Nacht lang können ſie erzählen.

„So viel will ich gar nicht wiſſen,“ ſagt er. „Singt mir zehn Lieder und erzählt mir zehn Märchen. Vielleicht daß ich was Fremdes darunter finde. Und dann könnt ihr euch Ziegel auf die Karre laden, ſoviel ihr braucht.“

Er gießt ihnen auch noch einen Schnaps ein, damit ſie den nötigen Mut bekommen, und dann geht's los.

Die erſten drei kennt er, die dürfen ſie gleich wieder abbrechen. Aber das vierte iſt ihm neu, das ſchreibt er ſich auf. Und von den Märchen, die die Erdme erzählt, ſchreibt er ſich ſogar zweie auf.

Dann gibt er ihnen einen Zettel für ſeinen Ziegelmeiſter, und damit haben ſie ſich Feuerſtatt und Ofen ehrlich erworben. Der zugehörige Lehm muß ja freilich doch noch gemauſt werden, aber den liefert zur Nachtzeit die Grube des Ökonomierats ohne viel Fragen, und das Strauchwerk, das als Halt in die Brandmauer gepackt werden muß, kann man ſich ringsum von den Weidenbüſchen ſchneiden.

So ſteigt die Mauer bald bis zur Decke.

Auf der einen Seite lehnt ſich die Feuerſtelle daran, auf der anderen der Ofen. Sehr ſchön ſieht er nicht aus. Einer aus glaſierten Kacheln würde ſich ſicher weit beſſer machen, und gerade ſteht er ja auch nicht, aber wärmen wird er vielleicht, wenn erſt die Torfſtücke drin praſſeln.

Nun aber der Schornſtein! Denn ſonſt erſtickt man im Rauch.

Das Loch in der Zimmerdecke iſt längſt ſchon geſchnitten. Wenn man nur weiter wüßte!

„Bei Schmidt auf dem Hofe“, ſagt der Witkuhn, „liegt ein Haufen von roſtigen Kannen. In denen iſt

früher Petroleum gewesen. Da kostet jede zehn Pfennig. Davon kauft euch ein Dutzend."

Sie kaufen sich zehn und schmuggeln zwei noch mit durch.

Aber nun weiter!

Und der Witkuhn zeigt ihnen, wie man aus Latten eine vierseitige Röhre macht und sie mit dem Blech so dicht beschlägt, daß der Rauch durch die Ritzen nicht durchkann. Diese Röhre wird durch das Deckenloch geschoben und so hoch geführt, daß sie die Sparren noch überragt. Dann wird unten von Latten ein Mantel schräg darangenagelt, — und siehe da! der Schornstein ist fertig.

Das Anheizen will ausprobiert werden. Ach, wie qualmt das — und stinken tut es nicht weniger — vor allem nach Leim und Petroleum, aber das wird sich schon legen.

Und als der Rauch sich einige Zeit besonnen hat, findet er schließlich den richtigen Weg und entfernt sich gefälligst dorthin, wo es schnurgerade in den Himmel geht. Wenn er es im Winter ebenso macht, ist die Stubenwärme gesichert.

Vorausgesetzt natürlich, daß Hauswand und Dach das ihrige tun. Die Hauswand — das ist nun gar ein schwieriges Stück, und wäre der kluge Witkuhn nicht zur Stelle, man brächte sie niemals fertig.

Aber wie können kluge Leute so ängstlich sein? Er wartet ja bloß darauf, daß die Erdme ihn ruft. Aber bitten läßt er sich doch.

Die viereckigen Moorfladen, die man an die Bretterwand preßt, halten wohl fest, solange sie feucht sind; trocknen sie aber, so fallen lie ab, wie Sandbrocken fallen.

Da baut der Witkuhn aus dem Abfall der schlechtesten Latten noch eine zweite Wand — fünf bis sechs Zoll von der ersten entfernt. Die ist ganz luftig, nicht dichter als etwa ein Zaun. In dem Raum zwischen den beiden sackt sich die Moorschicht und kriegt Halt und lernt auf sich selber beruhen.

Nach ein paar Wochen kann man die Latten wieder entfernen. Nur zur besseren Sicherung läßt man ein

TAYLOR INST.

paar zwiſchen Dachwand und Erde geklemmt, denn es werden die Winterſtürme kommen, und der Sturzregen wird wühlen und der Rauhforſt klaffende Spalten hindurchziehen.

So warnt der kluge Witkuhn, der alles weiß und alles kennt, und ſieht an Erdme vorbei, und das Kinn zittert ihm ſo, daß die Zähne oft klirren.

Wenn ſie mit ihm allein iſt — und das geſchieht faſt alltäglich —, dann hat ſie ſtets ein Gefühl aus Mitleid und Neugier gemiſcht, zu dem noch was anderes hinzukommt, das ihr das Herz beklemmt. Es iſt, als hätte ſie Angſt vor ſeiner Angſt, denn Angſt hat er immer, das iſt ganz klar. Wenn man nur wüßte, wovor. —

Aber dem Jons ſagt ſie nichts. Sie will ſich den guten Nachbar erhalten.

Nach der Hauswand das Dach!

„Jons, bring Rohr!“ Es können auch Binſen ſein — oder beides zuſammen. — An Rohr und Binſen iſt die Gegend wahrhaftig nicht arm, wenn auch das Moor ſelbſt ſie nicht liebt — oder ſie nicht das Moor, was auf dasſelbe herauskommt. Ein Strom wächſt ringsum aus dem anderen, und alle ſind ſie mit Röhricht umſtanden.

Dem Taruttis ſein kleiner Handwagen hat leichte Laſt, wenn er hochgetürmt vom Rußufer daherkommt, und der Gendarm fragt nicht viel, denn daß man ſich dergleichen nimmt, wo man es findet, verſteht ſich von ſelber.

In der Julihitze trocknet das Rohr auch leicht, ſo daß man bald ans Dachdecken gehen kann. Der Taruttis borgt ſeine Leiter, die Querſtangen werden genagelt, und nun ſteht Erdme Tag für Tag hoch auf den Sproſſen und legt ein Bündel dicht neben das andere und preßt es zuſammen und beſichelt die Enden. Und unten lauert die kleine Ulele und reicht ihr zu, denn eine Mannsperſon kann man dazu nicht brauchen, es ſei denn der eigene.

O Gott, o Gott, du glaubſt es nicht! Nun ſieht es ſchon bald aus wie ein Haus. Aber noch fehlen die Türen, die Fenſter — kein Menſch kann ſich ausdenken, was alles noch fehlt.

Doch wer den Jons etwa für dumm nimmt, der irrt ſich. Eines Tages bringt er zwei Fenſter an, hellblau geſtrichen und ſogar mit Glas drin, nur daß die Rauten gebrochen und die Rahmen angekohlt ſind. Vorige Nacht hat es nämlich in Trackſeden gebrannt. Darauf iſt er zu dem Beſitzer gegangen und hat geſagt: „Verkauf mir den Kram für zwei Stof Schnaps. Dem Verſicherungsinſpektor erzählſt du, es iſt dir beim Retten verſchwunden, und dann kriegſt du neues dafür.“

Dem Abgebrannten leuchtet der Vorſchlag ein, er hilft ſogar dem Jons in der Nacht darauf die noch ſtehenden Türgerüſte ausbrechen und auf den Handwagen laden.

Das Schlimme iſt nur, ſie riechen auf zwanzig Schritt nach Feuersbrunſt, und wer ihm begegnet, der lacht ihn an, denn er denkt, er habe es aus dem Brandſchutt geſtohlen.

So kann man ſelbſt bei dem ehrlichſten Handel in ſchweren Verdacht kommen.

7

Wenn gegen Mitte Auguſt ein Fremder quer durch das Moor die Lynckerſtraße heruntergeht und dann links um die Ecke biegt, ſo fragt er wohl ſeinen Begleiter: „Wer hat ſich das hübſche kleine Hauschen gebaut?“

Und wenn der Ortskenntnis hat, ſo antwortet er: „Das iſt der Losmann Jons Baltruſchat, der mit ſeiner jungen Frau im Frühling zugezogen iſt.“

Und der Fremde ſagt wohl: „Das müſſen fleißige Leute ſein.“

Aber durch die himmelblaue Tür darf er bei Jeſu Leibe nicht eintreten, denn drin ſieht es fürchterlich aus. Nichts iſt getan, rein gar nichts. Nicht einmal die Ritzen, die zwiſchen den Schwarten klaffen, und die Aſtaugen darin ſind richtig verſchmiert, und überall hängen die Faſern der Moorſchicht.

Doch lange darf die Schande nicht dauern.

Vor allem der Fußboden! Viele wohnen ja auf dem nackten Moor, und das ſoll ſogar trocken halten und im Winter gar nicht ſo kalt ſein. Aber da kennt ihr die Erdme ſchlecht! Neuer Lehm wird im Finſtern geholt und ein Eſtrich gewalzt, auf dem man tanzen könnte zu Faſtnacht. Dann werden die Wände verklebt, und dann kommt das feinſte: der Bildſchmuck. Überall in den Heydekrüger Läden ſind wunderſchöne, bunte Bilder ausgehängt. Die preiſen Zichorienpulver und Chinawein und Malzextrakt und Hühneraugenringe in der Uhr und tauſend andere nützliche Sachen. Und immer kommen neue Plakate. Die alten aber, die auf dem Speicher herumliegen, die bettelt man ſich zuſammen. Und die jungen Gehilfen lachen und holen ſie gern. Außerdem war doch — Erdme beſinnt ſich genau — in der Rumpelkammer der Frau Schlopsnies ein Haufen alter Blätter aufgeſtapelt mit Anſichten aus allen fünf Erdteilen. Der Niagarafall und die Pariſer Weltausſtellung und die Spitze des Monte Roſa und ſo noch manches andere.

„L i e b e Frau Schlopsnies, g u t e Frau Schlopsnies, ich hab' mich ſo ſehr nach Ihnen gebangt! Und wenn ich ein Mädchen kriege, möcht' ich's fürs Leben gern nach Ihnen benennen."

Und dabei weiß ſie gar nicht, wie die Frau Schlopsnies mit Vornamen eigentlich heißt. Aber die Blätter bekommt ſie geſchenkt, ſogar die Kupferſtiche aus einer Modenzeitung ſind dabei, die Frau Schlopsnies ſich einſt geſammelt hat, als ſie noch keine alte Schachtel war und als Kellnerin hochkommen wollte.

Die ſind noch ſo gut wie neu. Und wenn die Erdme wirklich einmal Töchter kriegt, dann müſſen ſie genau ſo angezogen gehen wie alle dieſe ſchönen Damen, die einem das Herz vor Neid im Leibe umdrehen.

Und nun wird die Stube geſchmückt! Bild neben Bild geklebt, und die bunteſten kriegen die vornehmſten Plätze. Schließlich ſind ihrer ſo viele, daß man den Niagarafall wegſchmeißen muß, und die Spitze des Monte Roſa ſchon deshalb, weil es da oben ſo kalt iſt.

So ſchön wie bei den Baltruſchats iſt es wohl nirgends. Der Taruttis hat ja auch Bilder geklebt, aber die ſind bloß griesgrau und ſtammen aus Kindergeſchichten und heiligen Büchern. Und bei Witkuhn hängt nur das Kaiſerpaar mit dem Bismarck darunter, genau wie im Zimmer des Moorvogts.

Dem Witkuhn hat ſie noch nichts gezeigt. Die Tage werden kürzer, und darum getraut ſie ſich nicht, ihn zum Helfen zu holen. Aber wie die Zimmerdecke gedichtet werden muß, da braucht ſie ihn doch. Denn wenn der Jons heimkommt, dann iſt es ſchon immer faſt dunkel.

Erſt will er gar nicht hereinkommen — gewiß hat er wieder mal Angſt —, aber als er die Farbenpracht ſieht, da geht doch ein Lächeln — ein Lächeln der Freude natürlich, daß es ſo ſchön iſt — über ſein ſtilles Geſicht.

Und der Erdme wird das Herz voll von Dankbarkeit.

„Ohne dich, Nachbar," ſagt ſie, „hätten wir's nie ſo weit gebracht." Und ſie legt ihm die Hände auf beide Schultern.

Da plötzlich klappt er vor ihr zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, ſinkt auf den Bock, wo der Kleiſtertopf ſteht, ſchlägt die Hände vors Geſicht und weint.

„Was iſt? Was iſt?" fragt ſie erſchrocken.

Und weil ſie ihn tröſten will, beugt ſie ſich zu ihm nieder und ſtreichelt ihn.

Und — was tut er? Er umſchlingt ihre Hüften und küßt ihr den Rock und küßt ihr die wehrenden Hände und will ſie gar zu ſich niederziehen.

„Nicht doch, Nachbar," ſagt ſie mit einem Blick auf den Kleiſtertopf, „ſo was mußt du nicht tun."

Und er ſagt, ſie ſolle ſich ſeiner erbarmen, ſonſt muß er ins Torfloch.

„Schade, Nachbar," ſagt ſie und lacht, wie ſie immer gelacht hat, wenn ſie einer hat haben wollen, „ſchade, daß du nicht früher gekommen biſt. Als Mädchen nahm ich's nicht ſo genau. Da hat mich bald der geliebt und bald jener. Aber jetzt, wo wir uns ſo quälen müſſen, der Jons und ich, da würde ich mich vor ihm ſchämen, wenn er des

Abends nach Haus kommt. Außerdem, wenn du's wiſſen willſt, in anderen Umſtänden bin ich wohl auch."

Da ſteht er langſam auf, greift nach der Wand, ſich feſtzuhalten, und geht hinaus wie betrunken.

Dem Jons ſagt ſie auch hiervon nichts, denn innerlich hat ſie den Nachbar gern. Und um ſo gerner, ſeit ſie weiß, daß er ſo an ihr hängt. Und weil ihr iſt, als habe ſie was an ihm gutzumachen, ſo hält ſie es mit der Frau und hilft ihr, wo ſie nur irgend kann. Ihr eigenes Tagwerk kommt zwar dabei oftmals in Rückſtand, aber über das Schwerſte iſt ſie ja weg. Und die Frau kann kaum noch den Eimer tragen, wenn ſie vom Melken kommt. Zur Dienſtmagd aber reicht es auch dort nicht.

Und die Frau ſieht ſie immer mit großen, bittenden Augen an, als will ſie was ſagen. Aber ſie ſagt es nicht, ſoviel die Erdme auch nachhilft.

Was kann es nur ſein, was ſie will? Manchmal denkt die Erdme: „Jetzt weiß ich's." Aber das geht wider Natur und Religion, und darum wirft ſie es weit von ſich weg.

Der Nachbar wagt ſich ihr nun gar nicht mehr in die Nähe, und wenn er vom Felde kommt und hört auf dem Hof ihre Stimme, kehrt er lieber noch einmal um. Sie möchte ihm manchmal entgegengehen, aber das ſähe ja aus, als ermuntere ſie ihn, und darum läßt ſie es lieber.

Das Haus iſt nun ſo weit, daß es bezogen werden kann, aber alles Geräte fehlt. Nur die Bank an der Giebelwand, die in jedem litauiſchen Hauſe ſteht, iſt gleich beim Bauen feſtgemacht worden.

Und der Jons kommt immer ſpäter. Er ſagt, er habe Überſtunden, aber das glaubt ſie ihm nicht.

Der Winter ſteht vor der Tür, und noch iſt die Bettſtatt nicht da und auch kein Tiſch und kein Kaſten.

Sie mahnt ihn tagtäglich, er ſolle nun zimmern, aber er ſchüttelt bloß immer den Kopf.

„Mein Gott, mein Gott," denkt ſie, denn ſie geht mit der Katrike — ſo wird es heißen, wenn es ein Mädchen iſt — nun ſchon im vierten Monat.

Ein Glück iſt noch, daß die Kartoffeln gedeihen. Wie andere heimlich nach einem vergrabenen Schatze ſehen, ob er noch da iſt, ſo geht ſie wohl dreimal am Tage zum Acker und kuckt ſich erſt um, ob niemand am Weg iſt, und dann kniet ſie raſch nieder und ſcharrt an d e r Stelle und jener, nicht mehr, als ein Hündchen mit dem Vorderfuß klaut, — und ſiehe da! überall ſagt ihr ein junges Knollchen: „Labsriets“ und „da bin ich“. — Jetzt ſind ſie wie Walnüſſe ſo groß und nach vierzehn Tagen ſchon, wie Katrikes künftige Fäuſtchen ſein werden, und ſo wachſen ſie immer noch weiter.

Aber der Jons tut, als gehe es ihn nicht das mindeſte an. Für nichts hat er Sinn und Verſtand, und nicht einmal den Wochenlohn liefert er ab. Er kommt und geht — das iſt alles.

Da fängt ſie an zu glauben, er habe ſich nicht weit vom Wege was Liebes angekramt — und da ſitzt er nun wohl die Abende über und wird ſie zum Winter verlaſſen.

„Dann ſteck' ich das Haus in Brand,“ denkt ſie, „und zieh' hinüber zum Nachbar.“

Aber eines Abends ſo um die Michaeliszeit — da kommt nach Sonnenuntergang ein Einſpänner den Weg entlang — beladen mit allerhand Zeug — man weiß nicht recht was. Und neben dem Fuhrmann ſitzt einer — der hat ſo breite Schultern wie Jons — und ſieht auch ſonſt aus wie Jons — und ſchließlich iſt es auch Jons.

Und der Wagen hält vor dem Zufahrtsſteg und tut, als will er aufs Moor einbiegen. Aber das trägt ja noch nicht. Das Pferd hat keine Schuhe an und würde verſinken bis an den Leibgurt.

Und wie ſie herzuläuft — um Gotteswillen, was ſieht ſie da? Hoch auf dem Wagen ſteht ein Schrank, ſchön grün geſtrichen mit roten und gelben Blumchen, und eine Bettſtatt ebenſo grün, und ein Tiſch mit kreuzweiſen Füßen, und ſogar — man kann es nicht faſſen, ob auch das Abendrot draus in die Augen ſticht wie mit feurigen Nadeln — ein Spiegel iſt da! — Wahrhaftig, in goldblanker Leiſte ein Spiegel!

Die Erdme denkt, ſie muß in die Erde ſinken, und das wäre auf dem Moor auch gar nicht ſo ſchwierig.

„Iſt das für uns?“ ſchreit ſie ihn an.

Er lacht, wie er ſeit Wochen nicht mehr gelacht hat, und reicht ihr den Spiegel herunter. Sie ſolle ins Haus gehen, ſich raſch das Haar zurechtmachen, ſie ſehe ja aus wie die Hexe, die Rágana ſelber.

Und ſie kuckt in den Spiegel — der ſpiegelt zwar nicht — aber es iſt doch ein Spiegel.

Der Schrank wird gleich in die Stube geſtellt, aber die Bettſtatt muß auseinandergenommen werden, denn die Tür iſt zu ſchmal, und der Tiſch geht erſt recht nicht hindurch. Aber ſchließlich ſteht alles an ſeinem Platz, und der Fuhrmann kriegt ſeinen Freitrunk.

Nur ſchade! Stockfinſter iſt es geworden. Selbſt die Blumchen der Schranktür ſind nirgends mehr zu erkennen.

Da ſagt der Jons: „Was du wohl denkſt! Das Schönſte iſt immer noch draußen.“

Er geht, und ſie wartet gehorſam. Nie im Leben hat ſie gedacht, daß man ſo klein daſtehen könne neben dem eigenen Mann.

Da läuft ein Lichtſchein über ſie her. Und was bringt er getragen? Eine Lampe. Eine richtige Petroleumlampe mit Glasbehälter und Glocke, wie ſie im Hoffmannſchen Laden im Schaufenſter ſtehen. Selbſt in der Wirtsſtube der Frau Schlopsnies hat es das niemals gegeben. Dort hatten ſie alle bloß blecherne Schilder.

Der Fuhrmann fährt ab, und der Jons ſteht da und läßt ſich bewundern.

Wie hat das zugehen können?

Ja, wie hat das zugehen können? Die Bretter ſind aus der Sägemühle, das iſt klar. Aber weiter? Als der Tiſchler Kuntze ſich auf dem Holzplatz ſeinen Bedarf ausſuchte, hat Jons ihn gefragt, wie man wohl am beſten zu einer Einrichtung kommen könne. Da hat der Tiſchler ſich erſt umgeſehen und dann geſagt: „Wer mir beim Aufladen behilflich iſt, ſo daß ich nicht etwa zu kurz komme, dem werd' ich nach Feierabend zur Hand gehen und ihm

zeigen, wie er es macht.“ Nun, der Tiſchler Kuntze iſt nicht zu kurz gekommen. Im Gegenteil. Und zum Dank dafür hat der Jons ſechs Wochen lang in ſeiner Werkſtatt arbeiten dürfen bis in die Nacht hinein. Dann hat er noch zwanzig Mark zuzahlen müſſen für Licht und für Ölfarbe, und noch heute können ſie 'rüberziehen und im eigenen Heim wohnen wie jeder Beſitzer.

So tüchtig iſt der Jons und ſo geſcheit. Es müßte wirklich mit unrechten Dingen zugehen, wenn zwei ſolche Eheleute nicht vorwärts kämen.

Und ſie kommen vorwärts.

Die Kartoffelernte bringt zwanzig Scheffel. Davon kann neben ihnen noch ein Ferkelchen ſatt werden. An dem Giebelende, das fenſterlos iſt, erhebt ſich alsbald ein Abſchlag mit Schwarten als Dach und rohrgeflochtenen Wänden. Darin hat das Schweinchen Platz und ſpäter wohl auch eine Ziege, deren Milch man als Wöchnerin ungern entbehrt. Im Sommer nährt die ſich ſelber am Wegrand, für den Winter aber muß vorgeſorgt werden.

Das Heu rupft man ſich, indem man in nächtlicher Finſternis hinter den Fudern daherläuft, die auf der Chauſſee von den Wieſen kommen und Gott ſei Dank bloß in kurzem Trab fahren — ſonſt würde die Erdme in ihrem Zuſtand ihnen nicht folgen können. Das Verſtreute ſammelt man auf dem hinterher fahrenden Handwagen, ſo raſch es nur geht, denn unverſchämte Diebe gibt es genug, die einem das ſauer Erworbene vor der Naſe wegſchnappen wollen. Manchmal findet man die Plätze hinter den Fudern bereits von anderen Schatten beſetzt; mit denen prügelt man ſich herum, oder man einigt ſich beſſer in Güte.

So wird allmählich der Bodenraum voll. Nur für die Heizung muß Platz bleiben. Um die zu beſchaffen, hat man vom Moorvogt das Randſtück eines Torflochs gepachtet und iſt auch dieſe Pacht ſchuldig geblieben — genau ſo wie jene. Denn der merkwürdige Menſch mahnt ja nicht. Warum ſoll man ihm alſo entgegenkommen?

„Er wird ſchon mahnen," lacht die kleine Ulele. „Er hat ein dickes Buch. Darin ſteht alles geſchrieben wie in dem Buch des ewigen Richters. Was ehrlich erworben iſt und was nicht. Es ſteht alles darin."

Der Erdme zittern die Knie, ſie quiekt wie eine Maus und ſinkt nach hinten zurück. Aber das hängt ja mit ihrem Zuſtand zuſammen. Und ſo entſchuldigt ſie's auch bei der kleinen Ulele.

8

Der Winter kommt wie alles Schlimme früher, als man ſich's denkt.

Eines Morgens zu Anfang November iſt das Moor gefroren wie ein Brett. Bis dahin hat man im Kalten gelebt, aber nun geht es nicht mehr.

Der Handwagen des frommen Taruttis, der ſo viel Unfrommes mit angeſehen hat, iſt ihm zurückgegeben. Statt deſſen dient nun die Karre, die Jons vom Markte gebracht hat.

Das Torfloch trägt eine Eisdecke. Die wiegt ſich und klingt, wenn man auf dem Moore daherkommt. Die Torfziegel, die Erdme alle ſelber geſtochen hat, ſtehen in viereckigen Haufen geſchichtet. Obwohl ſie ſie mit Rohr bedeckt hat gegen den Herbſtregen, trocken ſind ſie noch immer nicht. Aber wenn man ihnen gut zuredet, brennen werden ſie doch, und der Qualm geht zum Schornſtein hinaus.

Ja, Kuchen! Wie der Jons des Abends nach Haus kommt, findet er die Stube ſo voller Rauch, daß von der Lampe gar nichts zu ſehen iſt. Und auf dem Bett liegt die Erdme kraftlos und huſtet.

Aber die kleine Ulele, die jetzt immer dabei iſt, lacht und ſagt: „An den Rauch gewöhnt man ſich wie ans Grundwaſſer. Oben erſticken wir, unten verſinken wir und ſind ganz luſtig dabei."

Und ſie hat Recht gehabt. Bald weiß man kaum mehr, ob es raucht oder nicht, wenn man's nur warm hat. Und das iſt die Hauptſache.

Denn Tage brechen herein, so naß und so kalt, daß einem das Herz im Leibe erklammt, wenn man die Nase ins Freie steckt. Was schlimmer ist, der suppende Nebel oder der rotklare Frost, die fegenden Schneestürme oder der windstille Rauhreif, — man weiß es wahrhaftig kaum; nirgends friert man so wie hier auf dem Moor. Die Kälte auf der Spitze des Monte Rosa muß dagegen ein Kinderspiel sein.

Ein Glück ist, daß, noch ehe der erste Schnee kam, der Zufahrtssteg angelegt und mit kleinen Birken und Quitschen bepflanzt ist, sonst würde der Jons, wenn er in der Finsternis heimkehrt, nicht wissen, wo er abbiegen muß, so verstiemt ist alles in Weite und Breite. — Selbst das Fensterchen steckt manchmal tief unterm Schnee und muß am Morgen ausgeschaufelt werden, damit man weiß, daß es Tag ist.

Die Erdme geht nicht viel mehr ins Freie. Nur das Ferkelchen muß sie versehen, das prächtig gedeiht. Wenn man das schlachten dürfte, könnte man pökeln für Jahre. Aber so üppig leben wir nicht. Wir sind froh, wenn wir ab und zu einen Hering haben. Das Schwein wird, wenn es fett ist, an den Schlachter verkauft, und was dafür einkommt, bildet das Grundkapital für die künftige Kuh. Aber das sind noch Zukunftsträume. Fürs erste wollen wir mit der Ziege zufrieden sein.

Im Januar rückt sie an. Sie heißt Gertrud, frißt mit aus dem Schweinetrog und stößt, wenn man sie melken will.

Aber schließlich gewöhnt sie sich und gibt ihre Milch so großmütig her, wie nur eine kann, deren Haltung nichts kostet. —

Am schlimmsten in dieser schlimmen Zeit ist das Gefangensein. Man kuckt nach rechts — man kuckt nach links — alles ist weiß, alles ist weit, und nicht ein Fuhrwerk fährt auf dem Wege, um zu zeigen, daß es noch Dinge gibt auf der Welt, die anders aussehen als weiß. Die Häuser der Nachbarn stehen ja da, aber sie sind fast ganz in Schneefluchten versunken, und nur wo der Rauch

ſich niederſchlägt, gibt's auf dem Dach einen graulichen Flecken.

Man kann ſich kaum vorſtellen, daß dort überall Menſchen wohnen, denn niemals ſieht man einen, und man geht auch nicht gerne hinüber.

Wäre die kleine Ulele nicht, man wüßte tagsüber kaum mehr, wie eine fremde Menſchenſtimme ſich anhört.

Aber die kleine Ulele hat viel zu tun. Sie geht auf Freiersfüßen. Wenn ſie zum Frühling eingeſegnet wird, muß der Vater ſchon ſeine Frau haben. Denn dann will ſie in die große Welt, ihr Glück machen. Sie weiß eine, die hat dreihundert Taler, und eine andere, die hat noch mehr. Aber an der hängen zwei Kinder, deren Vater ſie manchmal beſucht. Und die Ulele meint mit Recht, das werde Streitigkeiten geben, wenn ſie ſelbſt als Vermittlerin nicht mehr im Lande iſt. Sie wird alſo wohl die erſte wählen, aber der muß noch viel zugeredet werden, denn ſie fürchtet, der Weg der Vorgängerinnen werde alsbald auch der ihrige ſein.

So hat man ſeine Sorgen, auch wenn man noch Kind iſt.

Von dem Nachbar Witkuhn hat Erdme ſeit Monaten nichts mehr geſehen, und die Hilfeleiſtung bei ſeiner Frau muß die kleine Ulele für ſie mit übernehmen.

Es bleibt alſo nur der fromme Taruttis, an den man ſich halten kann. An jedem Sonntagabend gibt's eine Verſammlung bei ihm. Zu der kommen die Gebetsleute weit und breit, und manchmal ſind Stube und Vorflur ſo voll, daß die Haustür offen ſtehen muß, und dann zieht der eiſige Wind wie mit Peitſchenhieben über die Köpfe.

Aber ſchön iſt es trotzdem. Andächtige Lieder werden geſungen, Sündenbekenntniſſe abgegeben, und meiſtens kriegt der heilige Geiſt einen oder den anderen zu packen, ſo daß er aufſteht und mit Zungen redet, während die anderen horchen und weinen. Das iſt dann ein rechtes Sonntagsvergnügen.

Zu der Gemeinde gehören Jons und Erdme noch nicht, denn das Abtun des Irdiſchen iſt wenig nach ihrem

Geſchmack. Aber ſie werden als Gäſte geduldet, zumal der Tag der Erleuchtung auch ihnen nicht ausbleiben kann.

Zweimal hat es Tauzeit gegeben und Regen und Weſtſturm. Dann hat der Schnee ſich gelöſt, und die Welt iſt zu Torfſchmutz geworden. Dann riecht es nach Rauch und nach Pferdeurin, und doch ſind gar wenige Pferde ringsum. Nur der Wohlhabende kann ſich eins halten.

Aber Jons und Erdme wiſſen, daß, wenn die Zeit erfüllt iſt, ihnen ihr Pferdchen nicht fehlen wird. Jahre und Jahre kann es dauern, aber kommen wird es gewiß, genau wie das Fettſchwein gekommen iſt, um das der Schlachter ſchon lange herumſtreicht.

Aber vorerſt wird was anderes kommen — etwas, das einſt in Samt und Seide gehen wird und wofür der Sohn eines Gendarmen ſchon längſt nicht mehr gut genug iſt. Ein großer Beſitzer muß es ſein, wie die reichen Herren der Niederung, die hundert Kühe halten und deren Käſereien mit Dampf betrieben werden. Billiger macht die Erdme es nicht, wenn ſelbſt der Jons mit ſich handeln läßt.

Um Mitte März kann das Kleine ſchon da ſein. Und der März ſteht vor der Tür. Die Sonne bohrt Pockennarben tief in den Schnee, und wenn mittags die Eiszapfen tropfen, klingt es wie Frühlingsmuſik.

Eines Tages kommt die Frau des Witkuhn. Mühſelig ſchleppt ſie ſich ins Haus. Die Erdme iſt noch ein Wieſel dagegen.

„Nachbarin," ſagt ſie. „Ich weiß, deine Stunde wird bald kommen. Ich hab' eine Bitte an dich."

„Was für eine Bitte?" fragt die Erdme.

„Sieh mich an," ſagt ſie darauf. „So quiem' ich nun ſchon an die zehn Jahr. Und die Wirtſchaft kann nicht gedeihen. Hätte der liebe Gott ein Einſehen, ſo würd' er mich zu ſich nehmen, damit der Witkuhn ſich nach etwas Beſſerem umſehen kann. Aber ſo werd' ich ihm zur Laſt liegen, wer weiß wie lange."

Sie weint, und die Erdme ſagt zu ihr, was man ſo ſagen kann.

„Darum ſollſt du mir das Verſprechen geben," fährt ſie fort, „daß du es bei der Hebamme nicht bewenden läßt, ſondern dir auch den Doktor beſtellſt aus Heydekrug oder aus Ruß."

„Um Gotteswillen!" ſchreit die Erdme ganz erſchrocken. „Das koſtet zehn Mark!"

„Das haben wir auch ſchon überlegt," meint die Nachbarin, „und der Witkuhn hat geſagt, wenn ihr es noch knapp habt, die zehn Mark gibt er mit Freuden."

Die Erdme wird heißrot, denn ſie denkt an das, was im Frühherbſt paſſiert iſt. Und ſie ſagt: „Dank deinem Mann, Nachbarin, aber ſoviel haben wir ſelber. Nur ſollt' es für die Kuh geſpart bleiben."

„Die Kuh kann krepieren," ſagt die Witkuhn, „und dann ſpart man ſich eine neue. Aber wenn man ſelbſt zuſchanden iſt, dann ſpart man ſich keine mehr."

Die Wahrheit leuchtet der Erdme ein, und ſie gibt das Verſprechen. Sie kann es ruhig tun, auch für den Jons. Nur wie es mit dem Fuhrwerk werden wird, weiß ſie noch nicht. Denn wenn der Doktor ſich ſelbſt eins beſtellt, ſo koſtet es weitere zehn Mark. Aber Witkuhn hat auch dafür ſchon Rat geſchafft. Er hat mit einem der beſſeren Beſitzer geſprochen, und der wird ſein Pferdchen gerne hergeben, wenn es erſt ſo weit iſt.

Und jetzt iſt es ſo weit. Die Erdme liegt und ſchreit wie ein Tier. Seit Stunden folgt eine Wehenwelle der anderen und will ihr das Gedärm aus dem Leibe reißen.

Da tritt ein deutſcher Mann an ihr Bett, anzuſehen wie ein rotbärtiger Rieſe — Perkuhn, der Donnergott, muß ſo ausgeſehen haben —, und blickt aus großen, rollenden Gottesaugen auf ſie herab und ſagt mit einer Stimme, bullrig und gut wie abziehendes Ungewitter: „Na—a? Kommt es denn immer noch nicht?"

Nein, es kommt immer noch nicht. Und kommt auch die ganze Nacht hindurch nicht. Wenn eine Wehe heran-

jagt, dann kriegt ſie ſeine Knie zu faſſen und kneift ſich darin feſt, daß er lachend ſchreit: „Wirſt du wohl loslaſſen!“ Aber ſie kneift nur noch feſter.

Zuerſt, wie er geſtanden hat, iſt er weit höher geweſen als die Decke des Zimmers; nur ganz gebückt hat ſein Kopf darunter Platz gehabt, und auch jetzt, wie er neben dem Bett auf der Hocke ſitzt, erſcheint er noch immer ſo groß wie etwa ein Pferd. Aber dann iſt es ihr, als wird er langſam kleiner und kleiner. Mit jeder Nachtſtunde wird er kleiner. —

Wie es gegen den Morgen geht, denkt ſie mit einmal: „Für zehn Mark wird er das gar nicht machen.“ Und ſie fängt vor Angſt und Ungeduld zu weinen an, weil es ſo teuer wird.

Er wiederum denkt, daß es die ausgeſtandenen Schmerzen ſind, die ihr die Tränen zum Fließen bringen. Und wie er ihr tröſtend die Hand beklopft, da iſt er ſchon ganz klein.

Und mit einem Male kriegt er das Übergewicht und kippt mit ſeinem mächtigen Schmerbauch nach hinten zurück, ſo daß die Beine hoch in der Luft herumrudern.

Da weiß ſie, was es iſt. Die Lehmſchicht und der Moorboden haben dem mächtigen Körper nicht ſtandhalten können, und die vier Beine der Hocke ſind unter ihm in die Tiefe geſunken.

Und da befällt ſie ein Lachen. Sie lacht und lacht, und aus dem Lachen heraus kreiſcht ſie hell auf, denn ihr Leib wird plötzlich in Stücke geſchnitten, und — wupp! — iſt die Katrike da!

Nachher, wie er gehen will, dreht der Jons demütig die Mütze in der Hand und fragt ihn, was es wohl koſtet.

Da ſieht er ſich in der Stube um, beſieht den grünbunten Schrank und den goldrahmigen Spiegel und ſagt: „Nun, nun, ihr ſcheint ja ganz wohlhabende Leute zu ſein. Gebt mir alſo“ — der Erdme ſteht das Herz ſtill vor Angſt — „gebt mir alſo — drei Mark.“

Und die Erdme denkt jubelnd: „Wenn das ſo billig iſt, krieg' ich nächſten Frühling ein zweites.“

9

Man müßte lügen, wollte man ſagen, daß das nun folgende Jahr für den Jons und die Erdme kein geſegnetes geweſen ſei.

Das Schwein wird gut verkauft, und die Kuh zieht ein. — Sie iſt die klügſte, die ſchönſtgefärbte, die milchreichſte Kuh, die es auf Erden je gegeben hat. Die Milch muß morgens und abends zur Sammelſtelle getragen werden und bringt manchen nützlichen Groſchen. Das Schlimme iſt nur, daß es an Futter fehlt, denn auf dem kalkloſen Moor kommen die Wieſen erſt, wenn es Jahre und Jahre bebaut iſt, und ſeine Bewohner helfen ſich dadurch, daß ſie im Umkreis — bis über den großen Strom hin — jedes Raſenſtück pachten, das irgend zu pachten iſt.

So geht auch Jons auf die Suche, findet aber nichts, was nahe genug gelegen wäre, daß man das Heu auf der Karre heimſchaffen könnte.

In all den Sorgen muß alſo wohl oder übel der Moorvogt heran, der ja am beſten Beſcheid weiß.

Sie tun alſo ſo, als hätten ſie k e i n ſchlechtes Gewiſſen, ſtecken für alle Fälle die ſchuldig gebliebene Pacht in die Taſche und gehen zu ihm.

Er ſieht ſie lange und nachdenklich an, ſchlägt dann ein großes Buch auf — das Buch gewiß, in dem all ihre Sünden ſtehen — und ſieht ſie darauf wieder an.

Erdme gibt dem Jons einen heimlichen Stoß, und er denkt: „In Gottes Namen.“ Damit zieht er die Pachtſchuld aus der Taſche und legt ſie auf den Tiſch. „Schad' um das ſchöne Geld,“ denkt die Erdme. Aber wenn man ſo angeſehen wird, was kann man da machen?

„Es war Zeit,“ ſagt der Moorvogt — weiter nichts — und ſchreibt ein Zeichen in das Buch.

Der Jons iſt ganz geſchwollen von dem plötzlichen Bewußtſein ſeiner Rechtlichkeit und ſagt mit Würde: „Die Pacht fürs zweite Jahr wird auch bald da ſein.“

„D a s wär' nun nicht nötig geweſen,“ denkt die Erdme, aber weil es doch mal heraus iſt, will ſie ſich auch

nicht lumpen laſſen und ſetzt hinzu: „Es fällt uns ja ſchwer, aber unſere Verpflichtungen erfüllen wir pünktlich.“

Der Moorvogt kneift die Lippen ein, als will er ein Pruſten verſtecken, und der Erdme wird ſehr verdrießlich zumut. Man weiß mit dem Manne nie, wie man dran iſt.

Er breitet eine große Plankarte aus und fragt dann: „Wieviel Kartoffelland nehmt ihr dieſes Jahr in Arbeit?“

„Wenn's Glück gut iſt,“ ſagt die Erdme, „wird die Hälfte von dem Gepachteten fertig.“

Er wiegt langſam den Kopf, ſieht ſie wieder eine Weile an und ſagt dann: „Für ordentliche Leute hab' ich immer noch ein Stückchen Wieſe bereit, das nicht zu weit liegt.“

„O Gott, o Gott,“ denkt die Erdme. „Wie erträgt der Menſch ſo viel Glück? Erſt die Wieſe und dann auch noch gelobt werden.“

„Außerdem,“ fährt der Moorvogt fort, „iſt der Fiskus bereit, Anſiedlern, die ſich bewähren, zur Verbeſſerung des Bodens mit einigem Kalkmergel unter die Arme zu greifen. Das gibt dann die doppelte Ernte.“

Das wird der Erdme zu viel. Sie kriegt das Heulen, rennt hinaus und rennt ſchnurſtracks nach Hauſe. Der Jons kann ſehen, wo er bleibt. Dann wirft ſie ſich über die Wiege der kleinen Katrike und erzählt ihr die ganze Geſchichte. Und daß das Fräulein Tochter nun ganz ſicher einmal in Samt und Seide gehen wird, erzählt ſie ihr auch.

Wie der Jons nachkommt, der inzwiſchen alles feſtgemacht hat, fällt ihr ein, daß der Moorvogt, wenn er ſie ſo ſehr belobt, von ihren nächtlichen Fahrten unmöglich was wiſſen kann. Die kleine Ulele hat ſie gewiß umſonſt in Angſt gejagt. Und ihr gutes Gewiſſen kennt keine Grenzen.

Unſchuld liebt Blumen. Der Garten muß angelegt werden, ſonſt wird's für den Sommer zu ſpät. Zu Staketen iſt das Geld noch nicht da, Weidenruten tun's auch. Wenn die bloß nicht immer von neuem losgrünen wollten. Tag für Tag muß man die jungen Triebe abſchneiden, ſogar die Brandmauer zwiſchen Kochherd und Ofen ſchlägt noch einmal aus, weil die Ruten, die ihr den Halt

geben ſollen, ſich in dem Glauben befinden, ſie ſeien zu neuem Wachstum in den fetten Lehm hineingepackt.

So will alles leben und gedeihen, ſelbſt wenn es längſt tot iſt. Und der Jons und die Erdme ſollten n i ch t gedeihen, in denen doch Leben ſteckt für zehne?

Sonnenblumen, Krauſeminze, Schnittlauch und Fenchel werden geſät, vor allem aber die Raute, die Mädchenblume, die Brautblume. Denn wenn die Katrike heiratet, muß ſie ſich ihren Kranz aus dem eigenen Garten winden. Das ſchickt ſich für eine Beſitzerstochter nicht anders. — —

Um dieſelbe Zeit macht der Vater Uleles zum dritten Mal Hochzeit. Die Kleine hat viel Plage gehabt, und erſt die Überzeugung, die ſie der künftigen Stiefmutter beibrachte, daß ſie ſelbſt einmal etwas ſehr Reiches werden wird, hat, als ſie noch zögerte, den Ausſchlag gegeben.

Sie iſt eine hübſche Perſon zu Ende der Zwanzig mit einem gutherzigen und gekränkten Geſicht. Und wie ſie daſitzt in ihrem ſchwarzen deutſchen Kleide und einer Jettbroſche unter dem Halſe, ſieht ſie aus, als ob ſie gekommen wäre, ihr eigenes Begräbnis zu feiern. Aber die kleine Ulele weicht ihr nicht von der Seite und erzählt ihr immer aufs neue, wie herrlich hier alles beſtellt iſt und was für vornehme Gäſte die Stube erfüllen und daß es für ihre dreihundert Taler eine beſſere Verwertung nicht gebe.

Der große Smailus dagegen ſtreicht ſeinen rundbogigen Schnurrbart, ſieht kühn in die Weite und berichtet jedem, der es längſt weiß, dies ſei nun ſchon ſeine Dritte. Und hernach, wie er betrunken iſt, ſetzt er hinzu, wenn daraus eine Vierte und Fünfte würde, ihm wäre es ganz recht. Aber da hat ihn die Ulele bald beiſeite geſchafft.

Abends ſpät, wie viele der Gäſte ſchon weg ſind und die verlaſſene junge Frau aus dem Brautwinkel mit großen Augen zur Tür ſieht, als möchte ſie raſch wieder anſpannen laſſen, da nimmt die kleine Ulele die Erdme beiſeite und ſagt: „Ich wollte eigentlich jetzt gleich nach der Stadt, um das Nähen und die Putzmacherei zu erlernen, denn

das muß immer das erſte ſein, weil man zugleich die Abendſchule beſuchen kann. Aber ich ſeh' ein, ich kann die Stiefmutter, bis ſie ein Kindchen hat, nicht ganz allein laſſen. Darum will ich fürs erſte in Heydekrug bleiben. Von dort wutſch' ich des Abends manchmal herüber und red' ihr gut zu. Dich, Erdme, aber bitt' ich, daß du oft um ſie biſt. Der Vater meint es nicht ſchlecht, aber ſein Weſen könnt' ſie verſchrecken."

Und die Erdme verſpricht es und denkt: „Zuſammen mit der kranken Witkuhn ſind es ſchon zwei. Die Katrike noch gar nicht gerechnet."

Dann ſetzt ſie ſich auch gleich neben die junge Frau und erzählt, wie verzagt ſie einmal geweſen iſt, als ſie aufs Moor hat hinausziehen ſollen, und wie ſie jetzt gar nicht mehr weg möchte.

Und die junge Frau meint traurig: „Aber deiner war jung und war auch kein Witmann."

Dagegen läßt ſich nichts ſagen. Darum küßt ſie ſie bloß und hält ihr die Hände. Und langſam beruhigt ſie ſich und ißt von dem dickbezuckerten Fladen.

Der Witkuhn iſt auch da — ohne die Frau —, aber er ſpricht die Erdme nicht an. Sie muß ſelbſt auf ihn zugehen und ihn an frühere Zeiten erinnern.

„Es war doch ſo hübſch, Nachbar," ſagt ſie, „darum komm nur immer herüber. Was nicht ſein ſoll, das hab' ich vergeſſen."

Er ſagt: „Du biſt gut gegen die kranke Frau und darum auch gut gegen mich. Ich bete für dich am Morgen und Abend, aber kommen — das kann ich nicht."

Sie ärgert ſich, daß es nicht nach ihrem Willen gehen ſoll, und nimmt ſich vor, ihn nächſtens kirre zu kriegen.

Wie ſie nach Hauſe gehen, der Jons und ſie — ſie führt ihn natürlich, denn hätt' er ſich nüchtern gehalten, ſo wär's eine ſchlechte Hochzeit geweſen —, da ſieht ſie auf dem Weg den grauen Schatten herumlaufen, der voriges Jahr, als ſie das Haus gerichtet hatten und nun gemütlich ausruhen wollten, mit ſeinem Getanze dazwiſchen gefahren war.

Sie denkt an die Worte des frommen Taruttis und denkt auch an die Waſſersnot, vor der ſie manch liebes Mal zittert, wenn ſie voll Stolz ihr wachſendes Eigen beſieht. Sie weiß nicht, wie es geſchieht —, ſie hätt' es auch nicht für möglich gehalten, aber ſie muß das Stück Fladen hervorziehen, das ſie heimlich eingeſteckt hat, und es ihm hinreichen. Und ſagt: „Da nimm, Nachbar, und wenn du Hochzeit machſt, gibſt du mir auch was."

Er greift zu wie ein Verhungernder und pruſtet und faucht und läuft raſch davon, als muß er den Raub in Sicherheit bringen.

Doch ſie kann ſich der Guttat nicht freuen. Denn ſie denkt, er werde nun ein Recht an ſie haben und verlangen, daß ſie mit ihm redet, wenn er des Wegs kommt. Und es redet doch ſonſt niemand mit ihm. Selbſt der fromme Taruttis tut es nicht.

Doch ihre Sorge iſt unnütz geweſen. Nie hat er ſie anzuhalten verſucht, und manchmal iſt er vor ihr ſogar auf die Seite gegangen. — — —

Die Erdme hat mächtig zu tun. Kind und Kuh verlangen Wartung, eines ſo viel wie das andere. Und ein Ferkel iſt auch wieder da.

Der Frau des Witkuhn fällt das Melken ſehr ſchwer, und die junge Frau Smailus muß eingewöhnt werden, ſonſt läuft ſie womöglich wieder davon.

Jetzt ſieht die Erdme erſt, was ſie an der kleinen Ulele gehabt hat. Aber klein iſt die ſchon lange nicht mehr. Wenn ſie zum Sonntagsbeſuch kommt, dann trägt ſie ein Fräuleinskleid und einen Strohhut mit Blumen. Sie nimmt die Stiefmutter unter den Arm und ſetzt ſich mit ihr in das Kieferngeſtrüpp, das nicht höher iſt als der Vater und deſſen Nadeln büſchelweis ſtehen wie Haare auf Warzen.

„Ach, wie iſt es ſchön, ſo in einem grünen Walde zu ſitzen", ſagt ſie dann, „und die geſegnete Flur zu erblicken!" Und dabei zeigt ſie nach den ſtruppigen Kartoffeln und auf das brandige Moor, auf dem nichts weiter wächſt als Torf in kohlſchwarzen Haufen.

Und alsbald hat ſie die junge Frau für acht Tage wieder getröſtet.

Eines Sonntags ſagt ſie zur Erdme: „Gott ſei Dank, jetzt wird ſie's leichter haben, denn es iſt zugeſät bei ihr.“

Mit dem Leichterhaben irrt ſie ſich freilich. Oft muß die Erdme heran, der traurigen Frau den Kopf zu halten, wenn ſie ſich weinend erbricht und immer nach Hauſe will.

Und auch bei der Erdme iſt es wieder ſo weit. Da heißt es, ſich dreifach zuſammennehmen und ſich nichts merken laſſen, ſonſt geht die Wirtſchaft den Krebsgang.

Der Jons hat neben der Taglöhnerarbeit jetzt auch für die Wieſe zu ſorgen. Die Karre nimmt er des Morgens meiſt mit und ſchiebt ſie des Abends mit Grünfutter beladen nach Hauſe. Dazu kommt noch die Heuauſt, das Mähen, das Wenden, das Inhaufenbringen und Wiederausſtreuen, wenn der Regen alles durchweicht hat.

Man kann es wohl verſtehen, daß er maulfaul wird und kaum Antwort gibt, wenn man ihn fragt. Wäre die kleine Katrike nicht da, gäb's wenig Unterhaltung im Hauſe. Aber die lacht ſchon, macht Brummchen und zappelt, ſolange man Zeit hat zum Spielen.

Die Kartoffeln bringen in dieſem Jahr funfzig Scheffel. Davon darf man ſogar verkaufen. Milchgeld, Taglohn, Ertrag des Schweines kommen dazu. Man kann fürs nächſte Jahr an eine weitere Pachtung denken.

Der zweite Winter vergeht wie der erſte. Nur daß die Erdme ein Spielzeug hat und daß die Ulele den Kopf nicht mehr zur Tür hereinſteckt.

Im April kommt die kleine Urte zugereiſt. Ganz leicht und plötzlich iſt ſie gekommen. Der Doktor hat gar nicht geholt werden brauchen.

Nun ſind es ſchon zweie, und darum wird Schluß gemacht. Das Nötige hat die Erdme als Mädchen gelernt.

Die Jahreszeit iſt für die Entbindung günſtig geweſen. Noch bleibt Zeit genug für die Frühjahrsbeſtellung. Am neunten Tage nach der Geburt hat die Erdme ſchon wieder bis an die Knie im eiskalten Schlamm geſtanden. So ein Kerl iſt die Erdme.

Nicht so leicht hat es die junge Frau Smailus gehabt, aber daran ist ihr Herzweh wohl schuld. Was wäre erst ohne die Ulele geworden! Mit einem Male ist sie dagewesen, hat Hebammendienste getan, hat das Kind gewartet so gut wie die Mutter und hat dabei noch in den Büchern gelesen.

Eines Tages kommt sie zur Erdme und sagt: „Nun wird es wohl gehen, daß ich weg kann. Wenn ihr das Kleine nicht hilft, hilft ihr nichts auf der Welt."

Die Erdme fragt sie, wo sie eigentlich hin will.

Und sie sagt: „Zuerst nach Königsberg und dann nach Berlin. Denn diese kleinen Nester sind nichts für mich. Nicht einmal, was ein kleidsamer Hut ist, versteht man da. Auch muß ich des Abends die Schreibmaschine erlernen sowie die Schnellschrift, die man Stenographie nennt. Dann muß ich noch einmal aufs Land, das heißt auf ein Rittergut, um die Wirtschaft zu lernen und die Verwaltung. Wenn ich das ordentlich verstehe, gehe ich in ein großes Getreidegeschäft und mach' mich dort unentbehrlich. Vielleicht, daß der Prinzipal mich dann heiratet, weil er einsieht, daß ohne mich doch nichts mehr los ist. Aber im Grunde glaub' ich es nicht. Denn die Männer sehen mich nicht an."

„Du bist ja noch so jung," sagt die Erdme.

„Das ist wahr," sagt sie, „Busen hab' ich noch gar nicht. Vielleicht werd' ich auch nie einen kriegen. Ich hab' immer gedacht, ich werd' durch das Mannsvolk in die Höhe kommen, aber das muß ich mir wohl aus dem Kopf schlagen. Und es wird ja auch so gehen."

Und die Erdme lacht und sagt: „Du mit deinen fünfzehn — was kannst du da Großes verlangen?"

„Um mich herum liebt sich schon alles," gibt sie zur Antwort, „bloß mich wollen sie nicht."

Und Erdme, die erst sehr neidisch gewesen ist, sieht auf die Wiege, in der Kopf an Kopf die Urte und die Katrike liegen, beide mit Lutschpfropfen im Munde, und denkt: „Euch wird es nicht so gehen, denn ihr habt von meinem Blut in den Adern."

Und es ist, als ob die Ulele ihren Gedanken erriete, denn sie sagt seufzend: „Ja, wenn man so eine wäre wie du!“

„Was willst du damit sagen?“ fragt die Erdme argwöhnisch. „Weißt du etwas von mir?“

„Das gerade nicht,“ sagt sie, „aber — aber —“ Und sie druckst und druckst und kommt nicht zu Rande. Schließlich, wie sie gehen will, dreht sie sich noch einmal um und sagt: „Eine Bestellung ist es eigentlich nicht, das würde sie sich nicht getrauen. Aber wünschen tut sie gewiß, daß d u es erfährst.“

„Wer? Was?“ fragt die Erdme ganz erstaunt.

Also: die Frau Witkuhn hat zu ihr gesprochen wie zu einer Alten. Das Elend mit ihrem Manne reißt ihr das Herz aus dem Leibe. Wenn er nicht da ist, sitzt sie in Angst, er könne sich ein Leid antun. Und ob es keine Möglichkeit gebe, daß die Erdme sich seiner erbarme.

Die Erdme erschrickt. Wenn die eigene Frau sich wirklich so an der Natur und der Religion versündigt, dann muß es wohl schlimm stehen.

„Warum hängt er sich gerade an mich?“ fragt sie. „Mädchen, die ihm gern einen Gefallen täten, laufen genug herum auf dem Moor.“

Die Ulele macht eine pfiffige Nase. „Das ist es gerade,“ sagt sie. „Ursprünglich wäre ihm wohl jede die Rechte gewesen, aber wenn eine ihm nah kommt, schrickt er zurück. Früher, als ich noch dümmer war und nicht wußte, warum, da hab' ich mich ihm manchmal auf den Schoß setzen wollen, aber da hat er mich von sich gewiesen wie das höllische Feuer. Nun aber hat er seine Sinne auf dich allein gesetzt. Ich verstehe ja nicht viel davon, aber ich meine, wenn der Jons nichts erfährt, könntest du ihm wohl einmal Mitleid erweisen. Wollte er mich, ich tät's, aber ich bin ihm wohl noch zu klein.“

Die Erdme fühlt, daß sie heiß wird von Kopf bis zu Füßen. „Du verstehst wirklich noch nichts davon,“ sagt sie und schiebt die Ulele hinaus und nimmt auch keinen Abschied von ihr.

Aber der Gedanke an den Nachbar geht ihr nicht mehr aus dem Kopf. Sitzt der Jons ihr gegenüber, ſtumm und ſchwer, wie es ſeine Gewohnheit iſt, dann ſieht ſie ihn immerzu an und denkt: „Soll ich — ſoll ich nicht?“ Und ihr Entſchluß iſt dann ſtets: „Nein, ich ſoll nicht.“

Aber wenn ſie den Nachbar arbeiten ſieht fernab auf dem Feld und ſich ſein feines, ſtilles Geſicht vorſtellt und die zitternden Backenknochen, dann denkt ſie doch wieder: „Ich ſoll.“

Und ihr Mitleid wird ſo groß, daß ſie nachts von ihm träumt und bei Tage auf dem Grabenrand ſitzt und ihm nachſieht. Dabei leidet natürlich die Arbeit.

Schließlich denkt ſie: „Komm's, wie es will, geſchehen muß was.“

Darum faßt ſie ſich eines Tages ein Herz und geht zu ihm 'rüber.

Als er ſie kommen ſieht, fällt ihm die Hacke aus der Hand. Er ſteht da und ſieht ſie an wie eine Himmelserſcheinung, und dabei hat er ſie doch immer vor Augen.

„Nachbar,“ ſagt ſie, als hätte ſie noch geſtern mit ihm geſprochen, „willſt du nicht einmal nach unſerer Kuh ſehen? Die frißt nicht.“

Er zieht die Klotzkorken über die nackten Füße und kommt. Er befühlt der Kuh den Leib, legt ihr die Hand auf die Schnauze und dreht die Augenhaut um. „Die Kuh iſt geſund,“ ſagt er. Weiter nichts.

Die Erdme ſchämt ſich und fühlt, wie ſie zittert. Aber ſie weiß, ſo ein Augenblick kommt nicht wieder. Darum ladet ſie ihn ein, noch ein wenig in die Stube zu treten.

„Was ſoll ich da drin?“ fragt er.

„Ich hab' ſchon lange einmal mit dir reden wollen,“ ſagt ſie.

Er ſtreift die Klotzkorken ab und tritt ein. Die Wiege hat ſie vorher auf den Hof geſtellt, damit die Kinder nicht zuſehen.

Und jetzt ſtehen ſie da und zittern beide.

„Nachbar,“ ſagt ſie, „ich muß immer an die Stunde denken vor zwei Jahren, und mir iſt, als habe ich dir ein

Unrecht getan. Wenn ich es gutmachen kann, will ich es gerne."

„Es ist nichts gutzumachen," sagt er und bekuckt sich die Bilder.

„Setz dich auf die Bank, Nachbar," sagt sie.

Er gehorcht, und sie setzt sich neben ihn. Mehr kann sie wahrhaftig nicht tun.

„Nachbar," sagt sie, „du hast ein seltsames Wesen. Nicht bloß gegen mich. Dir muß irgend was geschehen sein. Das Beste wär' schon, du sprichst dich aus."

„Jawohl," sagt er, „das will ich."

Und dann erzählt er ihr eine Geschichte, wie es ihm in der Jugend ergangen ist. Er ist ein froher Bursch gewesen, Besitzerssohn, ansehnlich und beliebt. Und die Mädchen haben ihn gern gewollt zum Heiraten sowohl wie zu dem anderen. Und eine — die war wild und heimlich zugleich. Wie wohl die wildesten sind. Und nichts war ihr heimlich genug. Und eines Nachts im Finstern trafen sie sich unter dem Kadigbusch auf der Heide, wo sonst kein Menschenfuß hintritt. Da wollte sie ihm zu Willen sein. Aber plötzlich sind ringsum Lichter aufgetaucht von Jägern, die sich schon im Finstern auf eine Jagd begaben. Da hat sie zu schreien angefangen, daß er ihr Gewalt antue. Als ob sie am Speer stak, so hat sie geschrien. Und so ist er ins Unglück gekommen. Das hat ihn verfolgt von Ort zu Ort und ist stets offenbar geworden, wenn er ein Führungsatteſt gebraucht hat oder als Zeuge vor Gericht hat stehen müssen. Schließlich hat er im Moor eine Zuflucht gefunden, wo mancher bestraft ist und keinem viel Schaden daraus erwächst. Der Moorvogt weiß es und seine Frau. Sonst niemand. Bei der Frau hat er Rettung gesucht, aber die ist ja schon lang' keine Frau mehr. Und sobald eine andere ihm zugelächelt hat, ist ihm sofort der Gedanke gekommen: „Sie wird schreien." Immer hört er das Schreien. Und dann zittert ihm das Gesicht, wie es ihm damals gezittert hat, als er sich stumm und ohne Verteidigung hat abführen lassen. So vertattert ist er gewesen, und so ist er noch heute.

„Wie haſt du dich dann aber an mir vergreifen können?“ fragt ſie und lächelt ihn an.

„Das weiß ich ſelber nicht,“ ſagt er und ſtreicht ſich übers Geſicht.

„Nun, ich hab' doch nicht geſchrien,“ ſagt ſie und lächelt ihn immerzu auffordernd an.

„Aber — abgewieſen haſt du mich, und ſeitdem iſt es ſchlimmer als je!“

Soll ſie nun ſagen: „Heute würd' ich dich nicht abweiſen?“ Das kann ſie nicht. Das bringt keine Frau über die Lippen. Bloß ſeinen Arm ſtreichelt ſie und ſagt: „Armer Nachbar.“

Sie denkt, er wird ſie nun umfaſſen, aber was tut er? Er zittert und rückt von ihr weg und ſtöhnt: „Laß man, mir hilft keiner mehr.“

„Gott wird helfen!“ ſagt ſie, wie man ſagt: „Guten Tag“ und „Guten Weg“.

„Auch Gott hilft mir nicht,“ ſchluchzt er und ringt die Hände. „Ich hab' zu ihm gebetet bei Tag und bei Nacht, er ſoll die große Zuneigung von mir nehmen, aber geholfen hat er mir nicht.“

„Ich werd' für dich beten,“ ſagt ſie. Sündigen möcht' ſie viel lieber, aber man muß doch ſo tun.

Er in ſeiner Not greift den Gedanken auf wie der Hungernde den Knochen, den man zum Fenſter hinauswirft.

„Ja, bet für mich, bet für mich, oder wenn du mir eine große Gnade antun willſt, dann laß uns zuſammen beten. Vielleicht daß Gott mich dann hört.“

Und richtig! Sie holt ihr Geſangbuch hervor und das von Jons, und jeder ſchlägt auf, und ſie beten und beten.

Und ſiehe da! Immer frömmer wird ihr zumute. Sie denkt an die ſchlafenden Kinderchen draußen und an den Mann, der ſich abſchindet von früh bis ſpät, und bald begreift ſie gar nicht mehr, daß ſie eine ſo große Sünde hat begehen wollen.

Wie ſie eine halbe Stunde gebetet haben, ſagt ſie: „Nun, Nachbar, fühlſt du, daß es dir hilft?“

Er ſchüttelt bloß den Kopf.

Sie denkt: „Aber mir hat es geholfen.“ Und nun — ganz aufrichtig geſonnen — redet ſie ihm gut zu und meint, ſie möchte ihm ja gerne den Wunſch erfüllen, aber es gehe nicht an. Die Kinderchen ſind noch ſo klein, und der Jons hat ſie alle dreie ſo lieb, wenn er es auch nicht recht ausdrücken kann. Aber vielleicht wird es ſpäter einmal anders werden, ſo daß ſie ſich dann wegen des Unrechts nicht mehr ſo zu ſchämen braucht. Es könnte ja ſein, daß Jons einmal zu trinken anfängt und ſie ſchlägt oder ſo. Dann würd' ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen.

Der Nachbar ſteht auf, taſtet nach ſeiner Mütze und ſagt im Gehen: „Ich werd' alſo warten.“

Und ſie denkt: „Schade!“ Aber wer weiß, wozu es gut iſt?

10

Wenn das Überſchwemmung iſt, das läßt ſich ertragen!

Wohl ſtehen Hof und Garten zollhoch unter Waſſer, auch iſt der Knüppelweg zur Chauſſee an vielen Stellen unbegehbar. Und der Eſtrich in der Stube fühlt ſich an, als möchte er ſich von neuem kneten laſſen. Aber ſchließlich — zu ſeinem Vergnügen lebt man nicht im Moor, und alles geht vorüber. Die Wege trocknen, über Hof und Gräben legt man Bretter, und der Eſtrich wird wieder glatt gewalzt.

So iſt es nun im Märzenmonat ſchon zweimal geweſen, und die Erdme denkt nicht mehr mit Angſt an die finſteren Prophezeiungen, mit denen der alte Raubmörder einſt ihre Hoffnungen vergiftete.

Manchmal fragt ſie die Nachbarn, aber die ſcheinen ungern davon zu ſprechen, und darum unterläßt ſie es. —

Jetzt im vierten Jahre zeigt es ſich, daß man ſtark genug iſt, noch weitere Sprünge zu machen. Die Wieſe liefert Heu genug, um eine zweite Kuh zu ernähren, und deshalb muß ein Stall gebaut werden. Der Abſchlag am

Giebelende reicht ſchon für die eine nicht aus, beſonders wenn die Maſtferkel an den Pfoſten herumwühlen, ſo daß an manchem Morgen das ganze Dach der Kuh auf dem Rücken liegt.

Geſpart iſt ja, aber ob man ausreichen wird, iſt zu bezweifeln. Und da zu gleicher Zeit wegen der Pachtung eines zweiten Hektars mit dem Moorvogt geſprochen werden muß, könnte man vielleicht aus dem Raiffeiſenverein ein Darlehen von ihm erlangen.

Eines Sonntagnachmittags zu Anfang April ſtellen ſie die Lampe hoch, verſtecken die Streichhölzer, ſchließen die Kinder ein, und dann gehen ſie zum Moorvogt.

Er hört ihnen ſchweigend zu und ſchlägt darauf ſein großes Buch auf. Ach, dieſes fürchterliche Buch! Je länger er darin lieſt, deſto zittriger werden der Erdme die Beine, denn die Ulele hat ja einmal geſagt — — man wagt gar nicht auszudenken, was die Ulele geſagt hat.

Dann ſieht er ſie eine Weile an, gerade wie damals, und endlich macht er den Mund auf.

„Alſo alles in allem geht es euch gut?“ fragt er.

Nun möchte ich den Landmann ſehen — ob litauiſch oder deutſch, ob Bauer oder Graf —, der auf eine ſolche Frage mit einem ſchlichten Ja geantwortet hätte.

Sie fangen alſo alle beide fürchterlich zu klagen an. Die Nachtfröſte im vorigen Herbſt — und die verſchorften Kartoffeln — und die wartungsbedürftigen Kinder — und die Überſchwemmung noch jüngſt!

„Was wißt ihr von Überſchwemmung!“ ſagt er, und ein bitteres, ein faſt verzagtes Lächeln fliegt über ſein ſtarkes Geſicht.

„Jedenfalls geht es euch ſo gut,“ fährt er fort, „daß ihr eine erhebliche Vergrößerung eurer Wirtſchaft in Angriff nehmen könnt. Es kommt mir das nicht unerwartet, denn ich habe euch natürlich im Auge behalten. Das zweite Hektar iſt euch bewilligt, und auch für das Darlehen werde ich eintreten. Nur — nur —“ er ſtockt und ſieht ſie wieder an, „nur ſcheint mir, daß ihr noch von der Bauzeit her dies und jenes in Ordnung zu bringen habt.“

Jons und Erdme werfen ſich einen heimlichen Blick zu. Was kann er nur meinen?

Und er ſieht ſie immer weiter an mit ſtarren, bohrenden Augen, als ob ſie ſplinterfaſernackig vor ihm ſtünden.

„O Gott, o Gott!“ denkt die Erdme. Denn was hat die Ulele geſagt?

Und das Verſprechen fällt ihr ein, das ſie ſich am Abend ihrer Trauung im Matzicker Chauſſeegraben gegeben haben. Ach, wie bald iſt das vergeſſen geweſen!

„Es ſcheint, ihr wißt nicht, was ich meine,“ fährt der Moorvogt fort. „Geht alſo nach Hauſe und denkt darüber nach. Wenn ihr findet, daß ich Unrecht habe, dann kommt wieder, aber nicht früher.“

Damit ſind ſie entlaſſen.

In ſtolzer Hoffnung waren ſie gekommen. Stillſchweigend, mit geſenkten Köpfen gehen ſie wieder heim.

„Allwiſſend iſt Gott allein,“ denkt die Erdme.

„Hier hilft bloß eines,“ ſagt ſchließlich der Jons, „daß wir nun doch noch unter die Gebetsleute gehen.“

„Warum?“ fragt die Erdme. „Wir ſind ja fromm genug.“

„Wenn man unter die Gebetsleute geht,“ ſagt der Jons, „kann man ſeine Sünden bekennen und alles gutmachen, ohne daß einem daraus ein Schaden erwächſt.“

„Gutmachen kann man auch ſo,“ ſagt die Erdme. „Wozu noch erſt viel bekennen?“

„Das iſt nicht das Richtige,“ ſagt der Jons.

Sie beſchließen alſo, den frommen Taruttis zu beſuchen und zu ſehen, ob es lohnt, ſich in die Gemeinde der Erleuchteten aufnehmen zu laſſen.

Der fromme Taruttis empfängt ſie mit Freuden.

„Ich habe ſchon oft gebetet,“ ſagt er, „daß ihr den Weg zum Heile finden möget, und nun iſt mein Gebet erhört.“

So mager und ſo ſanft ſieht er aus wie ein Sendbote des Herrn. Und ſeine Augen leuchten wie zwei weinende Sonnen. Er ruft auch die Taruttene, die ihnen Schmand mit Glumſe vorſetzt. Sie iſt nun ganz hutzlig geworden und will gleich zu ſingen anfangen. Sie hält es ſchon

gar nicht mehr aus. Aber er beruhigt ſie. Damit habe es bis zur nächſten Verſammlung Zeit. Erſt müſſe ein Sündenverzeichnis hergeſtellt werden. Und bei dem öffentlichen Bekenntnis werde die ganze Gemeinde Gott auf den Knien um Vergebung anflehen. Das habe noch immer geholfen.

Jons und Erdme ſehen ſich an. Sie haben es zwar oft ſchon mitgemacht, aber nun ſie ſelbſt daran glauben müſſen, wird es ihnen doch fürchterlich ſauer.

Der Taruttis legt auch gleich ein Blatt Papier auf den Tiſch, macht eine römiſche Eins und ſieht ſie erwartungsvoll an. Da nimmt die Erdme das Wort und ſagt: „Damit das Bekenntnis ganz vollſtändig wird, wollen wir uns vorerſt im einſamen Kämmerlein gehörig kräftigen. Sonſt könnte es geſchehen, daß etwas fehlt, und das würden wir uns niemals verzeihen.“

Der fromme Taruttis lobt den Ernſt ihrer Beſtrebungen und ladet ſie zu der nächſten Verſammlung. Und dann gehen ſie heim.

„Nein,“ ſagt die Erdme entſchieden, „damit die Leute hernach mit Fingern auf uns weiſen: ‚Da ſeht das verſtohlene Pack‘. Das könnte mir paſſen.“

Der Jons meint zwar ſchüchtern, man könne das Bekenntnis ſo undeutlich ſprechen — beſonders wenn man zu zweit iſt —, daß niemand was Rechtes verſteht. Aber die Erdme bleibt feſt. „Unſere Kinder ſollen einmal in Samt und Seide gehen,“ ſagt ſie, „für die muß vorgeſorgt werden.“

Auf alle Fälle machen ſie jetzt das Verzeichnis. Der Mann, dem ſie die Saatkartoffeln ausbuddelten, bekommt die erſte Nummer. Und dann folgt eine ſehr lange Reihe. Einzelnes bietet Schwierigkeiten. Wem zum Beiſpiel ſollen ſie das Heu für die Ziege erſetzen, das ſie im Dunkel der Nacht aus den fahrenden Fudern zupften? Oder: Wem hat der Jons Schaden getan, als er mit dem Abgebrannten wegen der Türen und Fenſter den heimlichen Handel abſchloß? Denn was eine Verſicherungsgeſellſchaft iſt, wer kann ſich das vorſtellen? Und dann

das Allerſchlimmſte: die Veruntreuungen auf dem Holzplatz, auf dem der Jons ja heute noch arbeitet! Der Möbeltiſchler iſt nicht der Einzige geweſen. Gar manchem, der eine offene Hand hatte, iſt beim Verladen eine oder die andere Planke mehr auf den Wagen geſchmiſſen worden. Und der Aufſeher hat dann den Rüffel gekriegt.

Schlimme Sache! Schlimme Sache!

Trotz alledem gehen ſie ans Werk. Der Jons bringt Poſtanweiſungen und Linienpapier, und nun ſchreiben ſie einen Brief nach dem anderen, gerade ſo, als ob ſie wirklich bei den Gebetsleuten eintreten wollten ... Und das tun ſie aus Klugheit, denn ſie wiſſen, deren Sündenbekenntniſſe werden von den Deutſchen mit Luſtigkeit, von den Litauern mit Andacht aufgenommen und niemals weiter verfolgt. Aber in zweifelhaften Fällen vermeiden ſie der Sicherheit halber, ihre Namen anzugeben.

Einer der Briefe lautet ſo:

„Wehrter Herr Hahn!

Da ich den Herrn Jeſus gefunden und er mich eretet hat aus allen meinen Sünden. Bezeugt mir der Heilige Geiſt Gottes mein Ibelthat. Um mit Gott und Menſchen ins reine zu kommen, ſoll ich mihr reinigen wie auch der Herr Jeſus rein war. Der Herr zeiget mir, daß ich auch Ihnen währent meinem Hausbau beſchädigt habe indem ich aus Ihrem Walde Holz ſtahl. Ich biete um Vergebung der Schuld, das ſie mir nicht vor dem Throne Gottes verklagen wirde. Darum läge die 30 Mark für den Wert des Entwändeten Matirials. Der liebe Gott iſt ſelber Richter und weis am bäſten den Weg. Er hat meinem Gewiſſen ſoviel geurteilt. Ich biete nochmals um Verzeihung und vergebung der Schuld, das ich Frieden mit Gott häbe und mein Gewiſſen mich nicht verklagen wirde. Der Herr Jeſus hat mir ſchon vergäben, als er am Kreuze auf Golgatha das Wort ausrief Es iſt volbracht.

Achtungsvol

J. Baltruſchat."

Und ein anderer lautete so:.

„Hochgerter Herr!

Als ich in einen neien Abschnit meines Lebens mich mit meinem Gott versähnen wolte, fand ich unter den verbannten Gegenstenden, das ich mich auch an Ihnen vergangen habe. Zwar glaubte ich früher das wen man von einen reichen Herrn Kleinigkeit stiehlt, keine Sünde ist. Komme daher ihnen dankbar um Vergebung zu bieten, wenn Sie so gütig sind. Ich befand mich vor langer Zeit bei meinem bauen in großer Verlegenheit und da ging ich hin und holte mir aus ihre Grube den Lähm gleichwie es Gott gefiel. Daher sände Sie gefälligst 10 Mark. Biete wenn möglich um Sündenvergebung.

Hochachtend

ein Nachbar."

Diese beiden Briefe, den frömmeren und den weltlicheren, nehmen sie sich zum Muster und richten danach die übrigen ein.

So schreiben sie noch manchen Brief und berechnen genau die Beträge, die sie den Empfängern schuldig sind.

Der Abgebrannte, zu dem der Jons geht, um zu erfahren, an wen er sich wegen des Ersatzes zu wenden habe, wohnt in einem nagelneuen Hause. Dessen Türen und Fenster sind tausendmal schöner als die, die er damals beiseite geschafft hat. Er lacht zuerst fürchterlich, als er aber hört, daß Jons zu den Gebetsleuten gehen will, sieht er gleich ein, daß es sein muß, und gibt ihm genaueste Auskunft.

So bliebe also nur noch das Holzgeschäft übrig, denn das Ziegenheu kann auch von selber gefallen sein. Aber das Holzgeschäft!

„Das deutsche Schwein kann Wind auf dich kriegen und zeigt dich am Ende noch an," warnt die Erdme. „Selbst ohne Unterschrift kann es dir schlecht gehen."

Das sieht er auch ein und schreibt darum zur Sicherheit den Namen eines anderen Arbeiters, der vor kurzem nach

Rußland zu den Holzfällern gegangen ist und der ebenso gemaust hat wie er. So reinigt er zugleich auch dessen Gedenken, was als eine doppelte Guttat angesehen werden muß.

Als die Briefe und die Postanweisungen weg sind, wird ihnen beiden sehr wohl zumut. Die Ersparnisse haben sich zwar erheblich vermindert, aber statt dessen hilft ja der Moorvogt.

Darüber vergessen sie ganz, daß sie auf der nächsten Versammlung der Gebetsleute das Sündenbekenntnis ablegen sollen.

So kommt der Sonntagnachmittag heran. Sie sitzen vergnügt vor der Tür. Er raucht seine Pfeife, sie riecht an einem Marienblatt, und die Kinder spielen um sie herum. Da hören sie mit einem Male einen feierlichen Gesang.

„Es wird ein Begräbnis sein," meint die Erdme.

Aber der Gesang kommt immer näher, und was sehen sie? Der fromme Taruttis und zwei andere fromme Männer gehen zwischen den Kartoffeln geradeswegs auf sie zu, und jeder hält sein Gesangbuch in der einen Hand und sein Schnupftuch in der anderen, und eine Mütze hat keiner auf.

O Gott, wie wird ihnen da! Weglaufen können sie nicht, und Ausreden haben sie auch nicht.

Der Jons in seiner Verlegenheit heißt sie willkommen und fragt, ob er den werten Gästen vielleicht einen Schnaps anbieten kann. Wo er doch wissen muß, daß die Erleuchteten geistige Getränke nicht zu sich nehmen.

Der fromme Taruttis tut, als hat er die Frage gar nicht gehört, und sagt: „Teurer Bruder und geliebte Schwester. Die Stunde des Segens ist da. Die Pforten der Himmelsstadt sind aufgetan! Folget uns nach Jerusalem, wo ihr alsbald in weißen Kleidern dastehen werdet zur rechten Seite des Herrn."

Der Jons, der wie vor den Kopf geschlagen ist, will richtig schon gehen, aber die Erdme hält ihn gerad' noch am Ärmel.

„Lieber Nachbar und ihr anderen geehrten Gäſte,“ ſagt ſie und macht ein ſcheinheiliges Geſicht, „ſeit wir unſeren Entſchluß kundgetan haben, prüfen wir uns unaufhörlich, aber es will uns gar keine Sünde einfallen. Nun müßten wir uns jedoch ſchämen, ſo ſelbſtgerecht vor euch zu erſcheinen, wo doch ein jeder ſonſt ſein Bündelchen auspackt. Darum laſſet uns Zeit, ein Monatchen oder ein Jahrchen — oder noch mehr, damit wir ein gehöriges Bekenntnis zuſammenkriegen. Vielleicht ſündigen wir inzwiſchen auch noch was Neues, und das iſt dann gleich ein Abwaſchen.“

So einfältigen Glaubens der fromme Taruttis auch ſein mag, — daß dieſe freche Perſon ſich luſtig macht, das ſieht er doch ein.

„Warum ſeid ihr denn zu mir gekommen?“ fragt er ſie ganz verdutzt.

„Ihr ſeid ja auch zu uns gekommen,“ gibt ſie zur Antwort.

Darauf wiſſen die frommen Männer nichts zu erwidern und heben ſich wieder von hinnen. Und Jons geleitet ſie bis an den Grenzgraben, dorthin, wo das Brett 'rüberführt.

Wie er zurückkommt, ſieht er, daß Erdme die beiden Kleinen im Arm hat und liebkoſt.

Dann läßt ſie ſie fallen, hebt beide Fäuſte hinter den Weggehenden her und ruft ganz laut:

„Meinen Töchtern die Heirat verderben, das wär' euer ganzer Segen, ihr Schufte!“

Der Jons iſt beinahe erſchrocken. Nie hätte er gedacht, daß ſein Weib ſo böſe ſein kann.

II

Über den Nachbar Witkuhn ſcheint etwas wie Frieden gekommen. Er weicht der Erdme nicht mehr aus, bleibt ruhig zu Hauſe, wenn ſie der kranken Frau beiſpringt, und kommt herüber, ſo oft es nottut. Ohne ihn wäre der Stall gar nicht zuſtande gekommen. Der iſt nun viel

prächtiger als das Wohnhaus und bietet Platz für zwei Kühe und zwei Schweine und sogar — der Himmel bewahr' uns vor Hochmut! — sogar für ein künftiges Pferd.

Der Nachbar Witkuhn weiß, daß er selber es nie so weit bringen wird. Um so eifriger ist er darauf bedacht, daß Jons und Erdme dahin gelangen.

Der Ankauf der zweiten Kuh ist auch sein Werk. Eine Holländerin ist sie, wollstirnig mit einem schwarzen und einem weißen Auge. Und Milch gibt sie — man schämt sich zu sagen, wieviel Milch sie gibt, aber die an der Ablieferungsstelle, die wissen's.

Jetzt kommt des Abends schon manchmal Butter auf den Tisch, und die Kleinen trinken frische Milch, soviel sie nur mögen.

Im Frühling des fünften Jahres geschieht das Große, daß Jons seine ständige Arbeitsstelle aufgeben muß, denn Erdme schafft es nicht mehr, selbst wenn er die Freistunden noch so sehr ausnutzt.

Der Sägemühlenbesitzer schenkt ihm zum Abschied zehn Mark und eine Kiste Zigarren wegen der Ehrlichkeit, die er immer bewiesen hat, im Gegensatz zu anderen, die sich jetzt in Rußland herumtreiben.

Nun kann sogar das dritte Hektar in Angriff genommen werden, zumal der am frühesten urbar gemachte Boden für Roggen bald reif ist.

Der Moorvogt gibt noch ein neues Stück Wiese dazu und verspricht sogar, den Jons bei der Entwässerung zu beschäftigen, wenn es ab und zu in der Wirtschaft zu still wird.

So ist für alles gesorgt, und die Zukunft liegt da wie ein blühendes Kleefeld.

Wenn Erdme bei ihrer Arbeit die schlammbespritzten Beine hebt und senkt, daß der federnde Grund schaukelt wie eine Wiege, und wenn das schwarze Wurzelwerk unter den Streichen der Hacke zerblättert, als wäre es Torfgrus, dann ist ihr zumut, als sei das ganze Moor nur geschaffen, um ihrem Glücke zu dienen. Und sie dehnt in lauter Wohlsein die starke Brust dem Gelingen entgegen.

Wenn es nur allen ſo ginge wie ihr! Aber ringsum ſitzt Kummer genug. Von der hinfälligen Frau des Witkuhn gar nicht zu reden. Die wird ſich vielleicht noch Jahre ſo ſchleppen, ohne daß Hoffnung kommt. Aber neben ihr lebt die junge Frau Smailus. Die iſt ſehnig von Gliedern und ſchafft auch, aber in ihrem Innern ſcheint ſie noch kränker als jene.

Sie geht umher wie im Traum, gibt falſche Antwort, wenn man ſie fragt, und ihre Bruſt hat nicht Milch für die Kinder.

„Was ihr fehlt, weiß ich lange," ſagt der Nachbar Witkuhn. „Die Moorkrankheit hat ſie."

Die Erdme fragt, was das iſt.

Und er ſagt: „Die Moorkrankheit kommt wie durch ein Gift, das aus dem Boden aufſteigt. Niemand weiß, wie es ausſieht, und kein Doktor hat es gefunden. Es iſt da und iſt auch nicht da. Wie man will. Den einen wirft es nieder, dem anderen iſt es Arznei. Und für den, der daran krankt, gibt es nur eine Rettung: 'raus aus dem Moor, raſch 'raus, ohne ſich umzuſehen. Aber für die meiſten iſt es zu ſpät."

Was die Erdme einſt der Ulele verſprochen hat, das hält ſie getreulich. Sie ſteht der gemütskranken Frau zur Seite, wo ſie nur kann. Nicht bei der Arbeit. Die macht ſie allein. Aber des Sonntags oder zum Feierabend — denn Feierabend gibt es ſchon manchmal — geht ſie hinüber zu ihr, legt den Arm um ihre Schulter und ſagt: „Komm, Nachbarin, wir wollen uns was erzählen." Und ſie führt ſie die Sandnaſe hoch und in das Fichtengeſtrüpp. Da ſitzt die kranke Frau am liebſten, denn es gemahnt ſie an die verlorene Heide, von der ſie herſtammt.

Und dann ſeufzt ſie und weint: „Ach, meine Heide, meine Heide!"

Die Erdme kann ihr die Heide noch ſo ſchlecht machen. „Ich bin ja auch von der Heide zu Hauſe," ſagt ſie, „und weiß: ſchinden tut man ſich dort nicht weniger als hier. Auf dem Sand gedeiht nicht einmal Roggen, und der Hafer ſieht aus, als hat er die Schwindſucht. Und Fichten

— na ja — die ſtehen ja dort höher. Aber Schatten geben ſie auch nicht. Und vorwärts kommt man hier beſſer als dort."

„Aber wenn dort das Heidekraut blüht," ſagt die Frau und ſtarrt ſehnſüchtig ins Weite, „und alles iſt rot von lauter Blumchen, und die Hummeln ſingen drum 'rum, und die Luft iſt warm, und unter dem Kadig liegt man geborgen ſo wie im Himmel! Aber hier friert man ja ſelbſt im Auguſt und iſt ſtets am Verſinken. Vier Wochen ſind's her, da iſt mir mit einmal der Herd eingeſunken — vor meinen ſehenden Augen iſt er geſunken."

„Dann iſt er eben zu ſchwer geweſen," tröſtet die Erdme, „man muß ihm einen beſſeren Untergrund ſchaffen." Und um die Frau aufzuheitern, erzählt ſie ihr die Geſchichte von dem großen, rotbärtigen Doktor, der immer kleiner und kleiner wurde, weil die Schemelbeine ihm unter dem Leibe verſanken.

Hätte ſie gewußt, was für ein Unheil ſie damit anrichtet, ſie hätte es lieber n i ch t getan. Als ſie das nächſte Mal mit der Frau zuſammenkommt, da krallt die ſich an ihr feſt und ſagt: „Stell dir vor, Nachbarin, jetzt kann ich des Nachts gar nicht mehr ſchlafen, denn ich muß immerzu denken, daß die Bettfüße unter mir wegſinken, und das ganze Bett verſinkt, und ich verſink' mit."

In ihrem Mitleid fällt der Erdme das Mittel ein, das der Nachbar Witkuhn die einzige Rettung genannt hat, und ſie entſchließt ſich, die verängſtigte Frau langſam an den Gedanken des Weggehens zu gewöhnen.

Ob ihr Mann, der Smailus, gut zu ihr iſt.

Sie kann nicht klagen. Schläge kriegt ſie keine, trinken tut er auch nicht, aber — und nun legt ſie den Mund ganz dicht an Erdmes Ohr — „aber er wartet ſchon".

„Worauf wartet er denn?" fragt die Erdme.

Da macht die Frau die Augen weit auf — die richtigen Unglücksaugen macht ſie — und ſagt ganz leiſe ihr großes Geheimnis: „Er wartet ſchon auf die Vierte."

„Woher weißt du das?"

Sie weiß es nicht, aber das fühlt man.

Die Erdme wird dreiſter. „Da kannſt du ihm aber behilflich ſein,“ ſagt ſie.

„Womit?“

„Indem du gar nicht erſt warteſt, bis ſie dich 'rauskragen. Dann biſt du das Moor los und gehſt auf die Heide.“

„Und die Kinder?“

Natürlich die Kinder! Als ob es für alles, was Mutter iſt, einen anderen Gedanken gäbe.

„Die nimmſt du mit.“

„Und dann?“

Ja dann! Die dreihundert Taler, die ſie mitgekriegt hat, die ſtecken hier in der Wirtſchaft. Das Väterliche hat längſt der Bruder. Wenn ſie nun wiederkommt — ohne einen Groſchen und ein Kind an jeder Hand, — wer wird ſie aufnehmen? Betteln kann ſie gehen.

Die Erdme denkt: „Wenn das Herz ihr nicht längſt gebrochen wär', würd' ſie ſchon durchkommen.“

Aber ſo! Wie Recht hat der Witkuhn gehabt! Auch die gehört zu den meiſten, für die es zu ſpät iſt.

Da hört die Erdme auf, in ſie zu dringen, und denkt: „Dann werd' ich ſie alſo zu Tode tröſten.“

Und das hat ſie auch redlich getan. Ein Lungenhuſten iſt gekommen, und die Frau iſt ſchwächer und ſchwächer geworden. Und erſt, als gar nirgends mehr ein anderer Weg zu erblicken war als der, der auf den Kirchhof führt, da hat ſie zu hoffen begonnen und hat Pläne gemacht. Der Smailus werde verkaufen, ihr zuliebe werd' er verkaufen — genau ſo iſt der Smailus! —, dann werden ſie auf die Heide ziehen, und ſie wird ſich unter den Kadigbuſch legen, wo es ganz warm und ganz trocken iſt — und dann wird ſie ſchlafen und ſchlafen — alle Angſt und alle Müdigkeit wird ſie ausſchlafen.

Und darüber iſt ſie auch eingeſchlafen. Aber es hat doch noch zwei Jahre gedauert. — —

In der Nacht nach dem Tode, ſo gegen Zwölfe, da gibt es ein Klopfen an Baltruſchats Haus. Sie ziehen ſich an. Der Nachbar Smailus iſt da und weint dicke

Tränen. Es ist ihm so graulich zu Haus, und ob sie ihn nicht behalten möchten bis gegen den Morgen.

„Da hast du's, Nachbar," sagt die Erdme. „Erst konntest du's nicht erwarten, und jetzt tut es dir weh."

„Es ist nicht ums Wehtun," sagt er, „aber ohne Frau kann man nicht sein. Wer wird mir jetzt die Schweine futtern und die Kuh?"

„Ich denk', die hast du schon lange gefuttert," sagt die Erdme.

„Das ist richtig," sagt er, „aber sie war doch da."

Und er sitzt und sitzt und trinkt einen Schnaps nach dem anderen. Und langsam wird er beredt. Was man beim Nachbar Smailus so nennen kann.

„Ich darf mich ja nicht beklagen," sagt er, „denn das Sprichwort heißt: ‚D e r Bauer hat Glück, dem die Pferde stehen und die Frauen sterben.' Pferde hab' ich ja keine, aber von Frauen ist mir nun schon die dritte gestorben. Also h a b' ich doch Glück. Aber so was ist leicht gesagt. Denn wo krieg' ich nun gleich die Vierte her?"

„Damit hat's ja noch Zeit," tröstet die Erdme. „Laß sie doch erst unter der Erde sein."

„Nein, damit hat's keine Zeit," entgegnet er. „Die Trauerfrist werd' ich schon abwarten. Das versteht sich. Aber man muß sich doch umsehen. Und so eine, wie meine Dritte war, die findet sich nicht leicht. So sanft von Gemüt, und dreihundert Taler. Die hat mir auch noch die Ulele besorgt. Aber wo ist jetzt die Ulele?"

„Die Ulele ist doch leicht zu erreichen," sagt die Erdme. „Die hat ja noch unlängst Wein geschickt zur Stärkung und Ölsardinen."

Sie hat noch viel andere gute Sachen geschickt, die Ulele, aber die Ölsardinen haben der Erdme den stärksten Eindruck gemacht — in Erinnerung an den Glanz ihrer Mädchenzeit.

Und sie schlägt vor, der Ulele am nächsten Tage eine Depesche zu schicken. Berlin ist ja weit, aber denkbar wär's immerhin, daß sie käme.

„Wieviel koſtet ſo eine Depeſche?“ fragt der Smailus. Und ob er womöglich auch noch die Reiſe bezahlen muß.

Die Erdme beruhigt ihn. Das Geld für die Depeſche werde ſie auslegen und ſich ſpäter von der Ulele entrichten laſſen. Was aber die Reiſe belangt, ſo ſei die ohnehin viel, viel zu teuer für ihn.

Da willigt er ein und gibt auch gleich den Umſchlag mit ihrer Adreſſe.

Ulele heißt ſie nicht mehr. Sie heißt Adele.

Und wie ſie zwei Tage ſpäter auf dem Bahnhof zu Heydekrug ankommt, da ſteigt ſie aus einem Abteil mit roten Polſtern und iſt überhaupt eine Dame. In ganz Heydekrug gibt es nicht ſo eine Dame! Ganz in Schwarz mit langem Schleier und noch einem Schleier und noch einem Schleier. Nie im Leben hat die Erdme ſo viele ſchwarze Schleier geſehen.

Sie traut ſich gar nicht an ſie heran, obgleich ſie den Wagen ſelber kutſchiert, der die Nachbarstochter heimfahren ſoll. Die muß erſt kommen und ſie in die Arme ſchließen. Und das tut ſie vor allen den Leuten und ſchämt ſich nicht im geringſten.

Von nun an iſt der Erdme alles egal. Sie denkt nicht mehr an die tote Nachbarsfrau, nicht an den Sarg, nicht ans Begräbnis — wo ſie doch ſelber alles herrichten ſoll, denn der Smailus iſt wie ein hilfloſes Kind, — ſie ſieht bloß die Ulele.

Der Inbegriff von allem, was ſie hat werden wollen und nicht geworden iſt, das Abbild, das Vorbild von ſämtlichen ſchönen Mädchen der Modebilder, die bei ihr an den Wänden kleben, das Feinſte, das Höchſte auf und über der Erde, Milda, die Göttin der Liebe, Laime, die Göttin des Glücks: das iſt die Ulele. Keine Königstochter, keine Kellnerin kann ſo ſchön ſein wie die Ulele.

Und ſie ſpricht ſogar Litauiſch. Nie hat man ſolch eine Dame Litauiſch ſprechen gehört. Es geht zwar etwas humplig, aber es iſt doch noch Litauiſch.

Sie fragt gleich nach allem: „Wo iſt der Vater? Wer

macht den Sarg? Wer trägt mir Koffer und Kranz auf den Wagen?“

Einen Kranz hat ſie mitgebracht mit dreißig Lilien, und es iſt doch noch Winter.

Dann wünſcht ſie ſofort zum Tiſchler Werdermann zu fahren, um den Sarg zu beſehen. Und zum Fleiſcher Steil und zur Schmidtſchen Deſtillation wegen des Leichenſchmauſes.

Sie befiehlt und wirft das Geld hin, und alles iſt da.

Das iſt die Ulele.

Aber ſtolz iſt ſie eigentlich nicht.

Noch ehe die Begräbnisgäſte kommen, hat ſie all ihre Schleier abgetan und ſieht nun in dem langen, ſchwarzen Kleide gar nicht viel anders aus als eine Deutſche auf dem Szibbener Kirchhof.

Und wie die Erdme ſie fragt, warum ſie das tut, da ſagt ſie: „Ich bin ein dummes Kalb geweſen. Ich hab' mich von euch bewundern laſſen wollen, und darum hab' ich mir all das Gefunzel gekauft. Aber jetzt ſchäm' ich mich recht vor eurem bißchen Armut.“

Und ſie ſtreichelt der, die im Sarge liegt, die gelben, knöchernen Hände und ſagt: „Die hab' ich allein auf dem Gewiſſen.“

„Wieſo?“ fragt die Erdme.

„Sie hat ja niemals zum Vater gewollt, und nur auf mein Zureden iſt ſie gekommen.“

Während der Leichenfeier hält ſie die Kinder auf dem Schoß und wiſcht ihnen die Näschen, aber ſie ſorgt auch für den Vater, daß der in ſeinem Kummer nicht nach hinten geht und zu viel trinkt. Und jedem der Gäſte ſchenkt ſie ein Stückchen Seife.

Nachdem nun alles vorbei iſt, bleibt ſie noch weitere acht Tage, iſt aber ſelten zu ſehen. Und wie die Erdme ſie fragt, wo ſie eigentlich immer ſteckt, da gibt ſie zur Antwort: „Ich muß doch den Kindern eine Mutter beſorgen.“

Am Abend vor ihrer Abfahrt kommt ſie und ſetzt ſich mit der Erdme an den Feuerherd.

„Ich glaube, jetzt wird es auch ohne mich weiter gehen," ſagt ſie. „Sie iſt aus Pagrienen und kennt die Moorwirtſchaft ſchon. Auch etwas Geld hat ſie, und das übrige leg' ich zu. Aber das darf der Vater nicht wiſſen. Damit er ſie richtig in Ehren hält."

„Du biſt wohl ſehr reich?" fragt die Erdme bewundernd.

Sie lächelt und ſagt: „Eigentlich bin ich ärmer als ihr, nur bei euch hat das Geld einen anderen Wert."

Und dann erzählt ſie der Erdme ihre ganze Geſchichte.

Sie hat alles genau ſo durchgeführt, wie es einmal in ihrem Kopf entſtanden war. Hat die Wirtſchaft gelernt, die Buchführung und die Verwaltung und iſt jetzt mit ihren zwanzig Jahren Geſchäftsleiterin in einer Seifenfabrik. Daß es kein Getreide iſt, wie es einſt ihr Vornehmen war, ſondern bloß Seife, macht kaum einen Unterſchied.

„Und wird Er dich heiraten?" fragt die Erdme begierig, denn ſie hat jedes Wort im Gedächtnis behalten.

Die Ulele macht den Zeigefinger naß und ſtreicht ſich über die Augenbrauen. Das tut ſie oft, wenn ſie nachdenkt.

„Das geht nicht ſo leicht, wie man ſich's vorgeſtellt hat," ſagt ſie und lächelt. „Denn meiſtens iſt ſchon eine Frau da, und wenn die einen gar noch ins Haus zieht und auch ſonſt gut iſt, dann begnügt man ſich gerne damit, daß Er manchmal abends zu einem kommt und bis Mitternacht bleibt. Dann muß man Ihn heimſchicken, damit die Frau nicht Verdacht ſchöpft."

„Aber Er gibt dir doch, was du willſt?" fragt die Erdme mit blitzenden Augen.

„Was ich will, gibt Er mir ſchon," ſagt die Ulele. „Aber viel darf es nicht ſein, damit die anderen nicht denken, daß man ſich 'rumtreibt."

Das begreift die Erdme nicht recht. Sie würde gegrapſcht haben ohne Unterlaß, ohne Bedenken. So was verſteht ſich von ſelber.

„Und dann iſt auch noch der Oberbuchhalter da,"

fährt die Ulele fort, „der mich durchaus heiraten will. Der darf natürlich nichts ahnen und niemand. Darum muß man immer hübſch einfach ſein. Nun iſt die Frage: ſoll ich darauf hinarbeiten, daß Er ihn als Teilhaber annimmt, oder mach' ich mit dieſem ein Seifengeſchäft auf? Das erſtere wäre mir lieber, denn dann bliebe ich in der Fabrik. Aber gleich von Anfang an zwei Männer — das iſt mir zuviel. Und ſchließlich kommt's einmal 'raus, und die ganze Blaſe platzt auseinander. Ich werd's aber trotzdem wohl tun, denn ich lieb' die Fabrik wie mein Kind."

„So haſt du alſo doch durch das Mannsvolk dein Glück gemacht," ſagt die Erdme mit Stolz.

Die Ulele ſchüttelt den Kopf. „Dann ſieht die Geſchichte ganz anders aus," ſagt ſie. „Stöckrig bin ich geblieben, und Buſen hab' ich richtig auch heute noch nicht. Und wenn Er bei mir iſt, reden wir vom Geſchäft viel mehr als von Liebe. Durch Tätigkeit hab' ich's gemacht und durch Nachdenken, — aber natürlich: das Mannsvolk muß mithelfen, ſonſt bleibt man im Mustopf."

Zum Abſchied küßt ſie die Erdme und küßt auch die Kinder. Und jedem ſchenkt ſie ein Stückchen Seife, die riecht noch ſchöner als die beim Begräbnis.

An demſelben Abend, nachdem Erdme die Kinder zur Ruhe gebracht hat, kniet ſie an ihren Betten nieder und ſchwört bei Gott und bei dem Erlöſer und dem Heiligen Geiſt, daß die ebenſo fein und ebenſo vornehm werden ſollen wie die Ulele, die jetzt Adele heißt.

Und die ſollen g e r a d e durch das Mannsvolk ihr Glück machen.

12

Von der Katrike und der Urte hab' ich noch gar nichts erzählt.

Die ſind nun ſchon längſt zwei große Mädchen, gehen in die Schule und lernen ein vornehmes Deutſch. Und

die Erdme ſpricht auch nur noch Deutſch mit ihnen, denn ſie ſollen ja in die weite Welt hinaus, dorthin, wo die Menſchen nicht einmal wiſſen, daß es Litauer gibt. Sie iſt unerbittlich, wenn ſie das „h“ nicht ausſprechen können, und wie ſie's endlich gelernt haben, da verwechſeln ſie „Ecke“ und „Hecke“ und ſagen „der Uhn at Heier gelegt“. Und manchmal weiß die Erdme es ſelbſt nicht.

Tagtäglich hält ſie ihnen vor, daß ſie zu was Beſſerem geſchaffen ſind, als ſich hier von dem Moorſchlamm die Beine verderben zu laſſen, denn das Moor beizt und macht Schrunden und Riſſe. Darum ſollen ſie in den Kartoffeln nur arbeiten, wenn die knappe Zeit es dringend verlangt. Am liebſten ſchickt ſie ſie in die Wieſe. Dort dürfen ſie auf den Heuhaufen liegen und den Schwalben nachgucken, ſoviel es ihnen gefällt. So wie die Schwalbchen werden ſie auch einmal in andere Gegenden ziehen, aber heimkehren zum Neſtbau, das werden ſie nicht. Dafür ſind ſie zu ſchade.

Und die beiden Marjellen nutzen die Freizeit nach Kräften. Sie treiben ſich weit und breit im Moore herum und entdecken allſommerlich neue Gebiete.

Der Fremde, der ſolch eine Öde durchwandert, wird nicht leicht glauben, wieviel es darin zu entdecken gibt. Da ſteht mit einem Male ein Birkengebüſch — von fern ſah es nach gar nichts aus, aber ſteckt man die Naſe hinein, dann iſt es voll von heimlichen Wundern. Rauſchbeeren wachſen darin, die ſind giftig, aber gerade darum ißt man ſie gern, denn ſie ſchmecken noch ſchöner als die Blaubeeren, denen ſie ähneln, und ſie machen die Sinne wirr und heiß, ſo daß man taumelt und einſchläft. Und der ledrige Porſt treibt Büſche, in denen man ſich verſtecken kann, noch beſſer als in dem kitzelnden Heu.

Und manchmal findet man Blänken und Teiche — nicht die viereckigen mit dem kohlſchwarzen Steilrand, die durch Torfſtechen künſtlich gemacht ſind — o nein doch — dieſe hier ſtehen ſeit Erſchaffung der Welt und ſtechen von weitem ins Auge wie verborgene Spiegel, die einer im Sonnenlicht hin und her dreht.

Aber hinzukommen iſt ſchwer. Von Humpel zu Humpel muß man ſpringen, ſonſt verſinkt man womöglich im Schlamm, und wer einen dann noch herausholt, wie kann man das wiſſen? Aber iſt man erſt da, dann hat man Freude genug. Ringsherum kriecht wohl Nadelgeſtrüpp, wie Knäuel von Schlangen durcheinandergewunden. Darin klettert man 'rum und genießt das eigene Fürchten. Und noch was weit, weit Schöneres gibt es. Das iſt der Raſen, der in das Waſſer hineinwächſt und auf dem man ſich ſchaukeln kann, noch luſtiger als zwiſchen zwei Birken. Aber fix muß man ſein und das Fliegen verſtehen, denn der Raſen ſchwimmt oben auf, und will man verweilen, dann ſinkt er ſchwer in die Tiefe. Auch ſind ſeine Ränder ſehr böſe geſinnt. Denn nie kann man wiſſen, wie weit er hält. Mit einem Male kann das Waſſer an einem hochſpritzen, und wie man dann 'rauskommt, das weiß man noch weniger.

Aber das macht nichts. Bisher hat man ſich immer gerettet. Zwei ſo'nen Moorkröten wird das Moor doch nichts tun. Das wär' ja noch beſſer.

Im Winter freilich iſt's ſchlimm — wenn man zur Schule muß und der Froſt durch die Handſchuhe durchbeißt, als wären ſie leinene Lappen. Und in den Schlorren erfrieren die Füße. Da muß die Mutter zur Nacht Terpentin auflegen. Das brennt wie das hölliſche Feuer.

Und ſchlimmer noch iſt der Schneeſturm, wenn man die Hand vor den Augen nicht ſieht und vom Wege abkommt, ohne daß man es merkt, und plötzlich im Schnee ſteckt bis über die Achſeln.

Dann möchte man wohl gerne zu Hauſe bleiben wie die anderen, deren Eltern ein ſolcher Gang zu gefährlich erſcheint. Aber wie nachſichtig die Mutter ſonſt wohl auch iſt, hierin kennt ſie kein Mitleid.

„Die Schule m u ß ſein," ſagt ſie, „denn wenn ſie nicht lernen, können Beſitzerstöchter niemals ihr Glück machen."

Daß ſie Beſitzerstöchter ſind, hören ſie morgens und abends und bei jeder Gelegenheit. Keine Prinzeſſin kann öfter an den Vorzug ihrer Geburt erinnert werden als

TAYLOR INST. OXFORD

ſie. Auch daß ſie einmal in Samt und Seide gehen werden, wiſſen ſie längſt und putzen zunächſt an den Lumpen herum, die zum Schulgang immer noch taugen. Aber ihre Sonntagsröcke ſind fein — bunter Kattun aus dem Hoffmannſchen Laden, mit weißen Spitzen beſetzt — dreißig Pfennig das Meter. Und blanke Schuhe haben ſie auch und Zwickelſtrümpfe, die hat die Mutter ſelber beſtickt.

Der Vater läßt es gehen, wie es geht; nur wenn ſie mithelfen ſollen und die Mutter meint, ſie brauchen es nicht, dann trumpft er gelegentlich auf. Und dann muß ſie klein beigeben. Wer weiß, ob er ihr ſonſt nicht eins überriſſe.

Vom Vater wiſſen ſie wenig. Meiſtens hockt er des Abends ſtumm auf der Ofenbank, oder, wenn er ſich mit an den Tiſch ſetzt, dann nimmt er ein Blatt Papier vor und rechnet.

Viel hat er zu rechnen, und viel hat er zu tun.

Das vierte Hektar iſt nun ſchon gepachtet und damit der Höchſtſtand erreicht. Das Pferd iſt auch angeſchafft, fährt Kartoffeln zu Markte und bringt von der Wieſe Grünfutter mit. Es iſt eine braune, ſtruppige Kragge mit Spatbeinen und einem hohlen Kreuz, aber es hat immerhin achtzig Taler gekoſtet, und die will es verdienen. Darum läuft es trotz ſeiner vierzehn Jahre noch immer mit Ehrgeiz, und wenn man neben dem Leiterwagen einen Spazierwagen hätte, grüngeſtrichen mit einem Lehnenſitz, man könnte ſich unter den Herrenleuten ſchon ſehen laſſen.

Aber ſolche Sprünge machen wir lange noch nicht. Wir ſammeln Pfennig für Pfennig und tragen das Geld auf die Sparkaſſe. Erſt muß das Pracherhaus heruntergeriſſen und ſtatt ſeiner ein anderes aufgebaut werden, wie es die Großbeſitzer haben, mit Kammer und Klete, mit Kachelofen und Dielen unter den Füßen.

Das Beſte wäre, man verſicherte ſo hoch, wie es geht, und ſteckte das Gekraſſel dann an. Aber zwiſchen Verſicherung und Brand müßten anſtandshalber zwei Jahrchen liegen oder auch drei, ſonſt ſteigt einem womöglich

der Staatsanwalt auf den Buckel. Versichern kann man ja immerhin schon des Stalls und des Viehzeugs wegen, das immer besser gedeiht und das auf dem Markte Preise kriegt, wie man sie niemals geträumt hat.

Ach, wie schön ist die Welt, wenn man darin vorwärts kommt und der liebe Gott seine Hände sichtbarlich ausstreckt, um Haus und Familie zu hüten!

Dann ist auch das Frommsein leicht, und die Kirchfahrt wird ein Vergnügen. Schon weil einen die Leute ansehen und sagen: „Das ist der Jons Baltruschat mit seiner Frau und zwei Töchtern. Der fing einmal ganz klein an und hat unlängst eine Belobigung bekommen für Mastvieh."

Der Taruttis freilich ist böse. Er kommt nicht mehr, und keiner geht jemals zu ihm.

Bis endlich die Erdme sagt: „Ich muß ihm die Kinder bringen, damit er sieht, wer wir sind."

Und sie putzt die Urte und die Katrike aus, steckt ihnen Kämme ins Haar und Schleifen unter den Halsrand und geht mit ihnen hinüber.

Er ist nun ein Greis, und die Taruttene pappelt wer weiß was.

„Nachbar," sagt die Erdme, „du hast uns einmal Obdach gegeben, als wir jung waren und arm. Jetzt geht es uns gut, und darum kommen die Mädchen schön Dank sagen."

Die Urte, die auch schon zwölfe ist, küßt ihm die Hand, und die Katrike will nicht, aber sie muß.

Der fromme Taruttis scheint inzwischen ganz übersinnig geworden. Er muß erst nachdenken, wer sie wohl sind, dann sagt er: „Ja ja — ja ja. Der Mensch ist boshaft von Anbeginn und bösen Trachtens voll. Und keine Reue hilft und keine Demütigung und kein Gebet. Darum soll er sich züchtigen mit Geißeln und den Kopf im Staube bergen vor seinem Gott."

Die Erdme sagt gekränkt: „Wenn ich gewußt hätte, daß du so nachtragend bist, Nachbar, dann wär' ich nicht zu dir gekommen."

Er verſteht ſie erſt nicht und beſinnt ſich von neuem. Dann ſagt er: „Es will mir ſcheinen, Nachbarin, du beziehſt meine Worte auf dich, während ich doch nur mich ſelber im Sinne habe.“

„Wieſo?“ fragt die Erdme verwundert.

„Es gab einmal einen Tag, an dem habt ihr mich und meine gottgefälligen Freunde mit Kränkung von dannen gehen heißen. Da habe ich Liebloſigkeit gegen euch aufgeſammelt in meinem Herzen und habe euch Übles antun wollen. Ich habe zwar nie gewußt, wie, und wenn ich es gewußt hätte, hätte ich es auch nicht gekonnt, aber daß ich böſem Willen eine Herberge geben konnte in meiner Seele, das iſt eine ſchwere Sünde. Die bitte ich Gott ab, indem ich ſie dir abbitte, Nachbarin.“

Und da geſchieht das Wunderbare: der arme alte Mann kniet mühſam vor ihr nieder und hebt die Arme zu ihr auf, ſo daß ſie Arbeit genug hat, ihn wieder hochzuziehen.

Die beiden Marjellen aber lachen ſich eins und machen, daß ſie hinauskommen. Und wenn Jahre nachher eine der anderen einen Schabernack ſpielt, dann verlangt ſie von ihr noch dazu, daß ſie niederkniet und Abbitte leiſtet, ſonſt ſei ſie kein gottgefälliges Mädchen.

Und dann vertragen ſie ſich und lachen immer aufs neue.

Aber über Einen lachen ſie nicht. Der geht als der Baubau — „der Baboſzius“, wie die Litauer ſagen — durch ihre ganze Kinderzeit. Vor dem zittern ſie, wenn ſie nur an ihn denken.

Das iſt der alte Raubmörder drüben in der baufälligen Kate, der korbflechtend am Wege ſitzt und ſie mit rotem Gaumen angrinſt, wenn ſie, aus der Schule kommend, vorbeimüſſen. Dann nehmen ſie die Röcke zwiſchen die Beine, und heidi! jagen ſie quer übers Moor — über Kartoffeläcker und Gräben der ſchützenden Heimat entgegen.

Und doch hat er ihnen nie etwas getan.

Der Nachbar Witkuhn hingegen iſt ihnen ein gütiger Onkel, bringt Gerſtenzucker und Walnüſſe mit und ſchenkt

ihnen deutſche Bücher. Darin ſtehen Geſchichten von Königstöchtern und Prinzen und anderen vornehmen Leuten, zu denen ſie hingehören. Seine ſiechende Frau lebt immer noch und läßt ſich von der Mutter betreuen. Aber ihnen ſollte es einfallen, für fremde Leute Magddienſte zu tun!

Und möchte die Urte noch allenfalls, die Katrike ließ' es nicht zu, denn warum ſo was Unnützes überhaupt lebt, dafür gibt es keine Erklärung.

Die Frau des Smailus — die vierte — iſt ihnen nicht grün und will kaum einmal, daß die Kinder mit ihnen ſpielen. Sie iſt eine ſpitze Perſon, die ihren Mann hält, als wär' er ihr Knecht.

Aber die Wirtſchaft gedeiht. Nur kommt der Smailus bisweilen und klagt: „Was können die Pferde mir helfen, die jetzt im Stalle ſtehen, und die geſtorbenen Frauen? Denn ich bang' mich ſo ſehr nach der Dritten."

Und dann ſagt die Mutter bloß: „Siehſt du, Nachbar, da haſt du's." — — —

Urte hat weiße Glieder und einen anſchlägigen Kopf und ſoll drum in der Fremde ihr Glück machen.

Die Katrike wird nächſtens zum Unterricht gehn. Sie wächſt und wächſt dem lieben Gott ein Loch in den Himmel. Und darum wird ſie „das Katzchen" genannt. Faul iſt ſie wie die Peſt. Sie muß daher ein Rittergut haben. Und ſo iſt alles aufs beſte beſtellt.

13

Joijoi! Waſſersnot! Joijoi! Waſſersnot! Waſſersnot!

Was heißt Waſſersnot? Das bißchen Waſſer wird man doch noch aushalten können. Das iſt doch faſt in jedem Frühling ſo geweſen.

Aber man hat erzählt, die Leute, die vom großen Strom herkommen, haben Vieh angebunden und Betten aufgeladen. In langer Reihe ſtehen die Wagen auf dem

Rußner Chauſſeedamm, und vor der langen Brücke ſollen ſie aufeinandergefahren ſein und nicht mehr weiter können. Der Heydekrüger Markt ſei übervoll, und nirgends mehr geb' es ein Obdach.

Die Erdme ſagt zum Jons: „Sieh doch mal nach, was dran wahr iſt.“

Der zieht die langen Stiefel an und planſcht drauf los.

Der Hof ſteht unter Waſſer. Das will am Ende nicht viel ſagen. Der Knüppelweg ſteht auch unter Waſſer, aber der Boden darunter iſt noch ſteif gefroren. Man kann vom Fenſter aus ſehen, daß er feſt hält. Wie der Jons marſchiert, macht das Waſſer ſpielende Wellchen über dem Fußgelenk. Sänke er ein, dann würde es ſpritzen.

Die Nachbarhäuſer drüben ſtehen im grauen Nebel und ſcheinen ſo weit weg, daß man meinen könnte, ſie ſeien aus einer anderen Welt.

Alles iſt ſtill, und kein Windchen rührt ſich, und die Dächer tropfen.

Dann hebt im Stall die Rotbunte zu brüllen an. Die Kühe haben heute früh noch kein Heu gekriegt, und die Schweine quakſen.

Die Erdme ſagt zu den beiden Marjellen: „Wir müſſen abfuttern gehen.“ Aber die wollen nicht 'ran, denn das Waſſer iſt naß.

So zieht ſie ſich alſo die Strümpfe aus, ſchnürt die Röcke hoch und geht auf Klotzkorken nach dem Hof.

Die Bretter, die bis zum Stall gelegt ſind, ſchwimmen ſchon, und wenn man von einem zum anderen ſpringt, dann knallt das Waſſer nur ſo in die Höhe.

Aber man kommt doch noch hin.

Den Schweinen geht das Waſſer ſchon an die Läufe. Sie ſind unruhig und freſſen nicht. Die Schwarzweiße hingegen hat Hunger. Die kommt aus der Niederung und kennt den Dienſt. Aber die Rotbunte macht Sperenzchen. Die will trocken ſtehen. Brav iſt natürlich das Pferdchen, obwohl ihm die naſſe Streu kein Vergnügen bereitet. Die Erdme hilft, ſo gut ſie kann, aber ſie müßte den Stall-

boden um einen Fuß höher legen, und dazu gehört eine Sommerarbeit von vierzehn Tagen.

Sie will sich von den Tieren nicht trennen, läuft von einem zum anderen und klopft ihnen beruhigend die Hälse. Mehr kann sie nicht tun.

Da hört sie vom Wohnhaus her schreien: „Mamma! Mamma!“

„Was ist?“

„Das Wasser ist in der Stube!“

Also zurück.

Jetzt wollen die Bretter schon nicht mehr halten. Tritt man darauf, so gleiten sie seitwärts, und man sieht sich im Wasser bis über die Waden. Aber man kommt doch noch immer zurück.

Richtig! Das Wasser steht in der Stube. Gar nicht wie ein Gast, der nicht hingehört. Hat sich ganz häuslich eingerichtet. Und man kann sich drin spiegeln.

Die Marjellen sehen sie vorwurfsvoll an und sagen: „Wo sollen wir nun sitzen?“

„Setzt euch auf den Tisch,“ sagt die Erdme. Ihr sind die Beine wie Eis. Sie sucht einen Wollenlappen, um sie zu reiben, und öffnet den Kasten. Da ist das Wasser schon an den Kleidern hochgeklettert und hat alles verfeuchtet. So setzt sie sich auf die Ofenbank und hebt die Beine an der heißen Ziegelwand hoch, denn geheizt ist noch worden. Das wärmt sie wieder ein bißchen.

Die Marjellen haben sich richtig auf den Tisch gehuckt, wo das Frühstück noch 'rumsteht. Sie brechen sich Brotkampen ab und stupfen sie in die Schmalzschüssel. Zum Schmieren sind sie zu träge ...

Die Erdme will die Füße zur Erde sinken lassen, aber erschrocken zieht sie sie wieder zurück, denn das Wasser reicht auch hier schon bis über die Knöchel. Und von unter dem Bett her kommen Kartoffeln geschwommen und der Schmandtopf zum Buttern.

Den fischt sich die Urte glücklich auf, und da nun doch nicht gebuttert wird, so trinken sie ihn umzech aus, und jede freut sich an dem weißen Schnurrbart der anderen.

„Mamma," ſagt die Katrike, „wenn wir hier 'raus müſſen, wer wird uns dann abholen kommen?"

„Der König wird einen Prinzen ſchicken," ſagt die Erdme, die ſich zu ärgern anfängt.

Und ſie wollen ſich ſchief lachen.

Aber da fällt ihnen ein, daß ihre Wichsſchuhe in dem Kleiderſchrank auf dem Boden ſtehen und notwendig naß werden müſſen.

„Ach, Mamma," ſagt die Katrike, „du haſt ja ſchon ſowieſo kalte Füße. Sei ſo gut und hol uns die Schuhe."

„Holt ſie euch ſelber," ſagt die Erdme, die immer noch zittert.

Darüber ſind ſie ſehr ungehalten, aber da die Katrike am Mittwoch zum Unterricht muß, ſo gibt ſie ſich drein und ſchiebt mit dem Fuß einen Stuhl bis in die Gegend des Schrankes. Auf dem Sitz kniet ſie nieder und öffnet die Schranktür. Die Schuhe ſchwimmen ſchon längſt, und einer iſt umgekippt, ſo daß beim Hochheben das Waſſer im Bogen herausläuft.

Nun fangen ſie an zu heulen, als ob jetzt erſt ein Unglück geſchehen iſt. Wenn d i e eine Ahnung hätten, was ihnen bevorſteht!

Die Erdme fühlt ſich immer ratloſer werden.

„Paßt auf, ob der Vater kommt," ſagt ſie zu den Marjellen.

Die kucken zum Fenſter 'raus und ſagen nach einer Weile: „Der Nachbar Witkuhn will das Vieh auf den Weg treiben, aber ſie gehen nicht."

„Iſt es ſchon ſo weit?" denkt die Erdme, und das Herz ſteigt ihr hoch. Doch dann gibt ſie ſich einen Stoß und ſpringt von der Ofenbank 'runter. Wie oft hat ſie im eiskalten Grabenwaſſer geſtanden, ſtundenlang — ſie wird auch das aushalten können.

„Kommt mit in den Stall," ſagt ſie.

Die beiden glauben nicht recht gehört zu haben. Quer durch die Überſchwemmung — o pfui doch!

„Dann erſauft meinetwegen hier," ſagt ſie.

Da leuchtet es ihnen ſchon eher ein.

Draußen reicht das Waſſer bereits bis an die Knie, und den Marjellen noch höher. Sie heulen und ſchimpfen, aber hinterher laufen ſie doch.

Das Vieh iſt ganz wie verrückt. Die Schweine drehen ſich quiekend im Kreiſe, und die Kühe reißen ihr mit den Halftern die Hände wund. Nur das Pferdchen ſteht voll Ergebung und zittert.

Mein Gott, und der Vater kommt immer noch nicht!

Da plötzlich ſteht der Nachbar Witkuhn hinter ihr — naß bis gegen den Nabel.

„Ich hab' mein Vieh dem Smailus mitgegeben," ſagt er. „Die Schweine ſind in den Graben geraten und werden ertrinken. Eure kriegt ihr ſchon nicht mehr heraus."

„Was wird werden, Nachbar?" Sie ringt die Hände.

„Euer Heuboden hat Raum. Es iſt das Beſte, ihr ſchafft die Kühe hinauf."

Die Erdme glaubt nicht recht gehört zu haben. Seit wann kann eine Kuh die Leiter hochklettern?

„Bringt Säge und Schaufeln," ſagt er. „Auch Miſtgabeln bringt, ich werd's euch zeigen. Dann muß ich 'rüber, meine Frau auf den Boden tragen. Die liegt im Bett und kann ſich nicht rühren."

Säge und Schaufeln ſind da. Auch zwei Miſtgabeln.

„Draußen liegen Ziegel vom Bau her," ſagt er weiter, „die klaut aus dem Waſſer und ſchafft ſie herein."

Und wie die Marjellen nicht wollen, da gibt er jeder einen Stoß gegen den Hintern. Das hilft. Nun bringen ſie auf naſſen Armen die Ziegel, und die Katrike ſchimpft, ſie wird ſich erkälten.

Der Nachbar Witkuhn breitet eine Schicht auf dem Eſtrich aus, gerade unter der Luke, und dann noch eine. Darauf ſtellt er die Rotbunte, die ihm willig folgt. Und dann fängt er Miſt zu ſtaken an, der Kuh immer unter die Hufe, ſo daß ſie höher ſteigt, ob ſie will oder nicht.

„So macht's weiter," ſagt er und ſchwingt ſich hinauf durch die Luke. Deren Bretter ſägt er ringsum entzwei und macht das Loch ſo groß, daß eine Kuh ohne Beſchwerde hindurch kann.

Die Rotbunte reicht mit dem Kopf ſchon gegen die Decke, aber unten weicht das Waſſer die Miſtſchicht auf, ſo daß ſie wegfließen will.

„Stemmt Bretter gegen!“ ſagt er. Die Marjellen tun's. Nun ſie naß ſind bis gegen den Hals hin, arbeiten ſie kräftig. Denn das iſt das einzige, was ſie vor dem Erſtarren bewahrt.

Die Schweine ſtehen auf den Hinterläufen und trippeln an der Wand entlang wie große Ratten im Käfig.

Wer wird ſie heben können? Denn um ſtille zu halten, ſind ſie zu dumm.

„Manneskraft fehlt,“ ſagt der Nachbar. Dann, ſich vor die Stirn faſſend, ſtöhnt er leiſe: „Und ſie liegt und kann ſich nicht rühren.“

Man ſieht, ihm ſchlägt das Gewiſſen, aber er bleibt. Es iſt ja die Erdme, die ihn braucht.

Und wie die Rotbunte eben ſchon oben iſt, da ſteht der Jons mit einem Male da — naß wie eine ertränkte Katze.

„Ich hatt' einen Kahn beſchafft für euch,“ ſagt er, „da haben die anderen mich 'rausgeſchmiſſen. Im Kampf iſt der Kahn umgeſchlagen, und ein Kind iſt ertrunken. Von nun kommt keiner mehr zu Fuß bis an den Chauſſeedamm.“

Die Erdme befühlt ihn. Seine Glieder ſind ſtarr. Nur ein Rucken zeigt, daß noch Leben in ihnen iſt.

„Nachbar,“ ſagt der Witkuhn, „die eine Kuh iſt oben. Verſuch's mit der anderen. Die Erdme weiß, wie. Das Pferd laß 'raus, das ſchwimmt zum Damm von alleine. Aber die Schweine müſſen erſaufen.“

„Vielleicht krieg' ich ſie auch noch 'rauf,“ ſagt der Jons.

„Unmöglich iſt nichts,“ ſagt der Nachbar und planſcht zur Tür.

„Wo willſt du hin?“ fragt der Jons.

„Meine Frau liegt im Bett und kann ſich nicht rühren!“

„Dann bet ein Vaterunſer für ſie,“ ſagt der Jons. „Jenſeits des Wegs iſt jetzt Strömung. Durch die kannſt du nicht durch. Und erklammen tuſt du auch.“

„Ich muß!“ ſagt der Nachbar und geht. —

Sie tragen den Miſthaufen ab. Deſſen Stücke ſchwimmen nun 'rum. Auch die Schwarzweiße folgt willig auf die Ziegelerhöhung, doch der Miſt will unter dem Waſſer jetzt nicht mehr halten. Der Jons bricht die Raufen entzwei und nimmt den Schweinen die Tröge weg. So kommt Feſtigkeit in den Bau.

Die Schweine in ihrer Todesangſt klettern jetzt an den Menſchen hoch — man muß ſie mit Mühe abwehren —, und auch das Pferdchen wird unruhig.

Jons führt es hinaus, und richtig! Nachdem es eine Weile lang in den Stall zurückgewollt hat, begibt es ſich klug auf die Reiſe.

Sie ſchaufeln und ſtaken und ſtaken und ſchaufeln und nutzen jeden Eimer und jede Tonne, um ſelber ſo hoch wie möglich zu ſtehen.

Wie ſie auch die Schwarzweiße oben haben, da liegt ſchon das eine der Schweine regungslos auf dem Waſſer. Das andere, das immer noch quiekt, ſchieben ſie den Miſtberg hoch, ſo daß es halb erwürgt oben ankommt.

Eſſen fehlt. Trockene Kleider fehlen.

Der Jons kann nicht mehr. Er liegt im Heu und hat Krämpfe.

„Ich geh' ins Haus und hole, was nötig iſt,“ ſagt die Erdme.

Die Marjellen ſchreien: „Du wirſt ertrinken!“ Aber ſie macht ſich nichts draus.

Das Waſſer auf dem Hofe geht ihr bis an die Bruſt. Es ſteht nicht mehr ſtill wie zuvor. Wirbel kreiſen und führen Eisſtücke mit ſich, dicker als Torfziegel. Die kommen ſicher vom Strome. Es muß alſo ein Dammbruch geſchehen ſein.

Aber die Luft iſt ruhig. Es ſcheint frieren zu wollen über Nacht. Aus der Gegend der Chauſſee kommt ein dumpfes Gebrauſe von Menſchen und Tieren. Ab und zu ein Schrei wie aus Todesnot. Aber ringsum iſt alles ſtill. Wie längſt geſtorben iſt alles.

Im Hauſe reicht das Waſſer ſchon bis gegen die Tiſchplatte. Die Stühle ſchwimmen. Die im Schranke verwahrten Kleider ſind oben noch trocken. Nur das unterſte Stück hängt ins Waſſer.

Sie rafft, was ſie raffen kann. Ein Glück iſt's, daß dem Jons ſein Schafpelz zum Trocknen noch auf dem Ofen liegt. Er wenigſtens wird Wärme haben.

Zwei-, dreimal geht ſie beladen hin und her, die Arme hochhaltend, und immer ſchwieriger werden die Wirbel.

Dann zieht ſie ſich aus, reibt ſich mit Heu die Glieder warm und wühlt ſich nackt in den Haufen. Und während die Marjellen kreiſchen und Jons im Fieber ſich ſchüttelt, ſchläft ſie ein und ſchläft die ganze Nacht durch wie ein Sack. —

Die Dämmerung iſt rot, und auf dem Waſſer glänzt eine dünne, blaßblaue Eisſchicht, in die ſchneegraue Blöcke eingefroren ſind.

Sie denkt an die Prophezeiung des alten Raubmörders. Wer jetzt noch gegen das Waſſer an wollte, dem würde das haarſcharfe Eis mit tauſend Meſſern das Fleiſch zerſchneiden.

Nun hat ſich alles erfüllt, womit der Alte ihr einſtmals drohte. Nur daß ſie nicht im Schornſtein ſtecken. Freilich wären ſie drüben im Hauſe geblieben, weiß Gott, wie es dann ausſähe! Das, was dort Dach heißt, hätte ſie niemals getragen. Die Pfoſten ſtehen windſchief, das Haus ſieht aus wie eine Roggenhocke kurz vor dem Umfall. —

Sie ſteht auf und zieht ſich an. — Die Röcke von geſtern ſind noch patſchnaß, aber die mitgebrachten ſcheinen faſt trocken.

Die Marjellen ſchlafen, und Jons in ſeinem Fieber redet Dummzeug. Die Kühe haben ſich eingerichtet, und das Schwein will ſein Frühſtück.

Wie ſie ordentlich auftritt, merkt ſie, daß auch der Stall nicht mehr feſthält. Und der war doch wie für die Ewigkeit gebaut.

Wie geht's denn mit den Häuſern ringsum? Heute iſt klare Luft. Man ſieht ſie, als wäre man dicht davor. Beim Nachbar Witkuhn läuft das Waſſer zur Bodenluke heraus. Ob er heimgekommen ſein mag? Ob die Frau wohl noch lebt? Beim Nachbar Smailus hat der Schornſtein das Dach durchſchlagen, denn der beſtand bis hoch oben aus Ziegeln.

Und dicht daneben? Was iſt das? Da ſteht ja ein anderes Haus, das geſtern nicht da war! — Wie kommt das dahin? Dafür iſt die Kate des alten Raubmörders von ihrem Platze verſchwunden.

Um Himmelswillen — das fremde Haus dicht neben dem Hof des Smailus, das iſt ſie ja!

Und ſie ſteht auch da nicht einmal feſt. Langſam, langſam treibt ſie der Waſſerdrang vor ſich her. In jedem Augenblick verſchiebt ſich die Richtung gegen den Hof hin.

Oder iſt es am Ende gar nicht das Waſſer, das ſie weiter bewegt? So viel Kraft kann das kaum haben, denn dann gäb' es ja keine Eisſchicht. Und was bedeutet die Stange, die ſich am hinteren Ende hebt und ſenkt?

Das iſt gar keine Kate mehr, das iſt ein Kahn. — Ein Kahn, der ſich fortbewegt, ein Kahn, der gelenkt wird.

Und hat das alte Schreckgeſpenſt nicht einſt von einer Arche Noah geſprochen?

Das iſt ſie ja. Da kommt ſie ja. Langſam kommt ſie, aber ſie kommt. Kommt ſie nicht gar auf ihr Haus zu, oder fährt ſie vorbei?

Erdme ſtreckt die Arme zur Luke hinaus und ſchreit: „Hierher! Hierher!"

Die beiden Marjellen fahren hoch: „Mamma, was iſt?"

„Schreit, ſchreit, ſchreit!"

Und alle drei ſchreien: „Hierher! Hierher! Hierher!"

Jetzt iſt ſie ſchon nah an dem Zufahrtsweg, dort, wo die Birken bis an die Kronen im Eiſe ſtehen.

Wahrhaftig, es iſt ein richtiger Prahm mit hochſtehenden Rändern. Die hat er all die Jahre mit Miſt zugedeckt, damit die Nachbarn nichts ahnen.

„Hierher! Hierher!"

Und jetzt hört man ſchon das Zerſpellen des Eiſes, das ſich am Holze hochſchiebt und klingende Riſſe vorauf-wirft.

Und jetzt wird der Alte ſelber ſichtbar. Die Lumpen eines Schafpelzes hängen an ihm herum. Er ſchwingt die Stange und lacht — lacht — lacht.

„Nachbar, hierher!“

„Jetzt bin ich mit einmal der Nachbar — hä? — Der geliebte Nachbar! Der wertvolle Nachbar — hä? Wenn wir jetzt eine Talka machen wollten, dann wär' ich euch nicht zu ſchlecht — hä?“

„Nachbar — vergiß und hilf!“

„Nichts wird vergeſſen! Keine Ehrenkränkung! Und kein Abſeitsrücken! Jetzt wird ſpazierengefahren an allen vorbei, die ertrinken, und gelacht wird wie bei einer Hochzeit.“

„Nachbar — erbarm dich!“

„Haſt du dich erbarmt? Ja, du haſt dich erbarmt! Du haſt mir einmal ein Stück Hochzeitsfladen hingeworfen. Haſt es wohl längſt vergeſſen. Aber ich nicht. Darum biſt du eingeladen, Hochzeit zu feiern bei mir. — Du und was mit dir da drin iſt.“

„Jons, ſteh auf!“

Der Jons iſt wer weiß wo. Der träumt von Sommer-wieſen und Heuauſt. Und die Marjellen ſchreien, ſie wollen nicht. Sie wollen lieber ertrinken als zu dem Raubmörder ins Haus.

Aber die Erdme fackelt nicht lang'. Sie kriegt die Urte zu packen und wirft ſie dem Alten aufs Dach, ſo daß die Rohrſchicht beinahe entzweiknallt. Und mit der Katrike macht ſie's nicht anders.

Aber der Jons! Der Jons! „Jons, ſteh auf, wir müſſen in die Wieſen!“

Und wahrhaftigen Gott, er ſteht auf. Er läßt ſich auch den Pelz anziehen, mit dem er über Nacht bedeckt war.

Aber nun 'runter. Wie ſchafft man ihn 'runter? Denn auch ihn aufs Dach werfen — das geht nicht. Er würde abrutſchen und ins Waſſer ſtürzen.

„Jons, ſpring! Nimm Vernunft an und ſpring!“

Aber das tut er nicht. Er muß ja in die Wieſen.

Da kommt ſie auf den Gedanken, Heu durch die Luft zu werfen, ſo daß es das Rohrdach in Haufen bedeckt.

„Jons, ſieh, da ſteht das Fuder! Spring 'rauf, ſonſt fahren wir ohne dich nach Haus.“

Heufuder! Das leuchtet ihm ein. Und — Gott ſei geſegnet! Er ſpringt. Bleibt in dem Rohrloch ſtecken, und da iſt er geborgen!

Das Vieh kann natürlich nicht mitgeführt werden. Die Kühe haben Futter, aber das Schwein muß verhungern, wenn es ſich nicht von dem Miſte ernährt.

Alſo los!

Und der Alte wendet und ſtakt dem Chauſſeedamm entgegen.

„Willſt du denn keinem ſonſt helfen, Nachbar?“

„Wer hat mir geholfen — hä?“

„Der Taruttis hat für dich gebetet.“

„Aber geſprochen hat er nicht mit mir — und der Taruttis iſt auch ſchon weg.“

„Aber der Witkuhn iſt noch da und ſeine todkranke Frau.“

„Der Witkuhn ſoll erſaufen. Erſaufen ſollen ſie alle.“

„Der Witkuhn wird nicht erſaufen. Und wenn du mir nicht gehorchſt — ich bin ſtärker als du und ſchmeiß' dich ins Waſſer.“

„Iſt das der Dank, du Beſtije?“

„Ob Dank oder nicht — ich ſchmeiß' dich ins Waſſer.“

Sie hat Fäuſte wie Eiſen — das merkt er ſofort und läßt ſchimpfend die Stake in ihrer Hand.

Und ſie lenkt hinüber zum Weg — an den eingefrorenen Birken entlang und über den Weg hinweg. Langſam geht es — o Gott, wie langſam! — Das Eis knirſcht, als fletſcht es ihr tauſend grimmige Zähne entgegen, und der Alte tanzt hin und her und droht, er wird die Axt holen und ſie erſchlagen; aber ſie lacht nur und ſtakt, bis die Witkuhnſche Wirtſchaft dicht vor ihr liegt.

„Nachbar! Nachbar Witkuhn!“

Nichts rührt ſich. Keine Seele ſcheint mehr lebendig. Nur die Katze ſitzt auf dem Dachfirſt und knaut. Und das Waſſer ſpült über das zerſplitterte Eis weg rund um den Giebel.

„Nachbar Witkuhn!“

Da — was ſchiebt ſich aus der ſchwarzen Luke langſam ins Helle? Ein Bett kommt gekrochen, und in dem Bett liegt mit Stricken beſchnürt die tote Frau, und der Nachbar geht hinterher und ſchiebt.

Das Bett planſcht ins Waſſer, und der Nachbar ſchwimmt hinterher. Und ſchließlich kommt auch die Katze geſprungen. Wie das Bett hinten feſtgebunden iſt, klettert der Nachbar zu ihnen herein.

„Wie fandſt du ſie?“

„Ob ſie ertrunken iſt oder erfroren, das weiß ich nicht. Als ich ſie auf den Boden hob, war ſie längſt tot.“

Weiterfahren!

Der Nachbar Witkuhn reicht dem Alten dankbar die Hand. Und der nimmt ſie auch und hält ſie ganz gierig, als hätte e r die Rettung vollbracht.

Und nun will er auch wieder ſtaken. Er verſpricht, an keiner Wirtſchaft vorbeizufahren, aus der noch Rufe erſchallen. Er hat am Retten Geſchmack gefunden, ſeitdem eine Menſchenhand in der ſeinigen lag.

Aber Erdme gibt die Stange dem Nachbar Witkuhn, denn er iſt naß und darf nicht erklammen. Jetzt erſt hat ſie Zeit, ſich umzuſehen. Die beiden Marjellen ſitzen zuſammengekrochen im Winkel, und der Jons ſtöhnt oben im Rohrdach.

Komiſch iſt die Behauſung. Nicht viel geräumiger als ein Ziegenverſchlag. Der Fußboden beſteht aus langen Rudern, den Putſchinen, mit denen die Flößer ihre Holztriften lenken. Die hat er dicht neben einander gelegt und die Ritzen mit Sorgfalt verſtopft und verteert. Ein Bett und ein eiſerner Ofen — viel mehr ſteht nicht drin. Und da kein Herd da iſt, der einen Untergrund braucht, ſo kann das Ganze vom ſteigenden Waſſer ſich hochheben laſſen, wie irgend ein Floß oder Prahm.

Noch aus drei Häusern holen sie die nassen und steifgefrorenen Bewohner. Die dürfen ins Innere kriechen und sich erwärmen, denn Kohlen zum Heizen sind auch da.

Der alte Raubmörder geht immer von einem zum andern und kriegt nicht genug Hände zu schütteln. Wer es nicht will, den beschimpft er.

So kommen sie näher und näher an den Chausseedamm, an dessen Höhe dem Wasser kaum noch ein Zoll fehlt.

Das Vieh steht dort und brüllt nach Stall und nach Futterung, und auf den Wagen weinen die frierenden Kinder, und Frauen rennen herum mit Eimern voll dampfendem Kaffee.

Und überall die Stimme des Moorvogts. Vorne und hinten, in Streit und in Jammer — überall ist der Moorvogt und schlichtet und hilft und schiebt die Achsen und halftert das Vieh und ordnet die allmähliche Abfahrt.

Er ist auch der erste, der das Haus heranschwimmen sieht und den Bootshaken streckt, an dem man sich festhält.

„Also das war dein Kunststück," sagt er zu dem aussteigenden Alten. Und der nicht faul, verlangt sofort seine Pension.

„Erst geht in mein Haus und wärmt euch," sagt der Moorvogt. Da gewahrt er das Bett mit der toten Frau, das immer noch hinterherschwimmt. Sein Gesicht, das von dem zweinächtigen Tagewerk wild gedunsen und rot ist, wird lang und grau. Er schlägt sich mit den Fäusten vor die Stirn, und wie einer, den beim letzten kleinen Anlaß Verzweiflung überkommt, sagt er leis' vor sich hin:

„Alles umsonst. Zwanzig Jahre Arbeit umsonst."

Aber in demselben Augenblick hat er sich schon einen Ruck gegeben und ist obenauf. Niemand als die Erdme hat den heimlichen Aufschrei gehört.

Das Bett wird losgemacht und an den Chausseedamm herangefischt. Und während es langsam dem Wasser entsteigt, ziehen die Männer die Mützen vom Kopf. Einer stimmt an, und alle bis weit in die Ferne hinein, auch

jene, die noch nicht wiſſen können, was los iſt, ſingen das alte Begräbnislied:

Jau su Diewu gywenkite
Jus mylimi, ne werkite,
Kunelí manó dekite
I zemé ir pakaskite.

Das heißt auf deutſch:

„Lebt in Gottes Schutz, ihr Lieben,
Weint nicht, nun ich ſelig werde,
Und den Leib, der hier geblieben,
Senket in die dunkle Erde.“

Laut und andächtig ſingen ſie, denn wenn es, Gott ſei gedankt, auch nur wenige Tote gab, jeder hat ja eine Hoffnung begraben.

Bloß einem geht es ſo gut wie noch nie.

Das iſt der alte Raubmörder.

Der ſitzt in der guten Stube des Moorvogts mitten auf dem geſtreiften Sofa, hat die Hände um einen Topf mit heißem Kaffee gelegt, keift, ſpeit, zeigt die Gaumen und erzählt allen, die ihn voll Achtung umſtehen, wie klug vorausſchauend er einſt ſein Haus umgebaut hat und wie vielen durch ſeine Guttat heute das Leben erhalten blieb. Darum und aus noch vielen anderen Gründen wird er jetzt auch vom Staat eine Penſion bekommen und hochgeehrt ſeine Tage beſchließen.

14

Wie kann der Frühling ſo unbarmherzig ſein!

Je wärmer die Tage werden, deſto froſtigere Nebel haucht das durchkältete Moor; je heller die Sonne ſcheint, deſto mehr Elend bringt ſie zutage.

Der Jons iſt von ſeiner Lungenentzündung aufgeſtanden und ſchleicht am Stock wie ein nichtsnutziger Greis. Im Kreislazarett hat er gelegen, und Erdme mitſamt den Marjellen iſt derweilen bei Fremden in Pflege geweſen.

Nun ſich das Waſſer verläuft, können die Moorleute endlich wieder zurück.

Aber Gott behüte uns vor dem, was ſie da finden!

Das Wohnhaus, das Jons und Erdme vor fünfzehn Jahren erbauten, das ſteht zwar noch — aber nur dem Scheine nach ſteht es. Wenn einer ſtark ſchüttelt, dann fällt die Kabache zuſammen. Tritt man ein, ſo ſtinkt es nach Moder und Verweſung. Der Eſtrich iſt aufgequollen, der Herd auseinandergeſpellt, und was von dem Ofen übrig blieb, ſieht aus wie ein mächtiger Maulwurfshaufen. Die ganze Stube füllt es mit Lehm und mit Ziegeln bis in die Tiſchecke hin.

Ein Wohnen darin iſt unmöglich.

Darum beſchließt die Erdme, mit dem noch kranken Mann und den Töchtern zum Stall hin überzuſiedeln. Das Vieh iſt von den Pionieren geholt worden, die an jenem Tage im Extrazug aus Königsberg kamen. Und das Pferdchen fand ſich richtig auf dem Chauſſeedamm. Die müſſen ſich alle mit der linken Seite behelfen, die rechte, wo früher die Schweine hauſten, wird Wohnung.

Jons iſt mit allem zufrieden, aber die Marjellen wollen nicht 'ran. In einem Schweineſtall zu wohnen, hätten Beſitzerstöchter nicht nötig. Das ſei eine Entwürdigung. Beſonders wenn man dicht vor der Fräuleinſchaft ſteht.

Doch das Böſeſein hilft ihnen nichts, und der troſtloſe Zuſtand dauert nicht ewig. Denn dort, wo vor jenen Zeiten Jons und Erdme ſich mühten, um mit Hilfe der Nachbarn aus vier Kieferſtangen und vier Dutzend Schwarten ein Haus zu errichten, rücken eines Tages die Zimmerleute an, und langgeſtreckte Gefährte bringen Balken und Bretter.

Das iſt nun freilich ein anderer Hausbau als damals! — Der Raiffeiſenverein hilft, und was noch fehlen mag, liegt auf der Sparbank.

Der Meiſter hat einen Grundriß gemacht für eine Große und eine Kleine Stube, für Kammern und Klete, und ſtatt des lehmbeſchmierten Ziegelgeſtells wird ein glitzernder Kachelofen herrlich erſtehen.

In die gleiche Zeit fällt ein Ereignis, das den Stolz der Familie noch weiter in die Höhe hebt.

Das Unglück, das dem Moor widerfuhr, ist in der weiten Welt nicht unbemerkt geblieben. Die Zeitungen der Hauptstadt haben lange Schilderungen gebracht, und sowohl die rettende Arche Noah als auch die Frauenleiche im schwimmenden Bett sind beschrieben und abgebildet gewesen. Wenn die arme Frau Witkuhn, die auf Erden so lange und so still gelitten hat, vom Himmel herabschauen könnte, so sähe sie sich zu ihrem Erstaunen als eine Berühmtheit gefeiert.

In den großen Städten haben die schönen jungen Damen zugunsten der Überschwemmten getanzt, gegessen, gesungen und Theater gespielt. Haben Bonbons, Ansichtskarten, Hutnadeln, Schaumwein und Küsse verkauft und sind, wenn das Glück gut war, dabei zu einem Gatten gekommen.

Vor allem aber hat man seine Schränke durchwühlt und dabei vielerlei Sachen gefunden, die den ihrer Habe beraubten Moorleuten von höchstem Werte sein mußten: Festkleider von vor sechs Jahren, durchgescheuerte Unterröcke, zerpliesertes Pelzwerk, Sportjacken mit Mottenlöchern, vertanzte Seiden-, vertretene Lackschuhe, gespenstische Bademäntel und zu alledem Hüte für jede Jahreszeit, verblaßt, verbogen, verbeult, verregnet, aber jenen Hinterwäldlern gewiß der Inbegriff aller irdischen Pracht.

Auch die feinen Herren haben das ihre getan. Die einen haben alte Hochgebirgskostüme geliefert, weil ihnen etwas vom Hochmoor erinnerlich war. Die anderen haben weißen Flanell bevorzugt, weil so ein Moor doch nahe am Seestrand liegt. Aber fast alle haben dem ländlichen Wesen der Notleidenden entsprechend ihren Gaben den Charakter der Sommerfrische gegeben. Nur einzelne meinten, so auf gute Weise ihr altes Ballzeug loswerden zu können.

Kisten und Kisten wurden verfrachtet und gingen per Eilzug an den Heydekrüger Frauenverein. Endlich, endlich werden die armen, nackten Moorleute was anzuziehen kriegen!

Wie die Vorſtandsdamen den bunten Tand vor ſich liegen ſehen, ſchlagen ſie voll Entſetzen die Arme über dem Kopf zuſammen und meinen, ihn ihren Pflegebefohlenen gar nicht erſt anbieten zu dürfen. Sie kramen alles heraus, was ſich allenfalls brauchen läßt, und wollen das andere verſtecken. Aber da kennen ſie unſere Moorleute ſchlecht.

Kaum haben die erfahren, was für Herrlichkeiten für ſie ins Land geflogen ſind, da ſtürmen ſie den Schmidtſchen Speicher und ſuchen mit Liſt und Gewalt das Feinſte des Feinen für ſich zu erraffen. Wunder auch! Wer, der ſein Lebtag mit ſchmutzigen Lumpen behängt den ſchwarzen Erdenſchlamm knetet, wird es ſich nehmen laſſen, des Abglanzes fernher leuchtender Paradieſe teilhaftig zu werden?

Ein neidiſches Hadern erhebt ſich um jeden flittrigen Fetzen. Wer was Warmes und Dunkles in Händen hält, fühlt ſich verachtet, betrogen. Schandworte fliegen herum, und draußen kommen Tauſchgeſchäfte zuſtande, die wohl zehnmal zurückgehen und erſt mit ſinkender Nacht in einer Tracht Prügel ein Ende nehmen.

Auf dem Heimwege ziehen viele ſchon an, was das Glück ihnen zuſchanzte, und haben ein Ausſehen, als kämen ſie ſtracks aus dem Tollhaus. Manche ſpiegeln ſich nach jedem hundertſten Schritte im Waſſer der Gräben, und alle fürchten ſich voreinander, denn keiner iſt ſicher, ob ihm in der Dämmerung nicht was weggegrapſcht wird. Den alten Raubmörder will einer geſehen haben, wie er, gegen einen Chauſſeebaum gelehnt, barhäuptig daſtand und einen geheimnisvollen Zylinderhut bald auf der Bruſt plattdrückte, bald wieder nachdenklich hochknallen ließ.

Auch die Erdme und ihre zwei Töchter kommen reich beladen nach Hauſe. Sie haben die lichten und leichten Gewebe verſchmäht und ſich mehr an das Schwere und Feierliche gehalten, denn Erdme war ihres alten Schwures gedenk, daß ihre Kinder dereinſt in Samt und Seide einhergehen ſollen.

Und das können ſie fortan wirklich.

Da ist unter anderem ein Kleid von himmelblauem Samt, tiefausgeschnitten und mit glitzernden Perlen bestickt.

Das soll die Katrike zur Einsegnung tragen und damit selbst die vornehmsten Töchter der Deutschen ausstechen, die immer zum Ärger des Volkes in weißen Mullkleidern um den Altar herumstehen.

Da die frühere Eigentümerin von mächtigem Leibesumfang gewesen sein muß, so können beim Zurechtschneiden so viele Breiten herausgenommen werden, daß sich auch für die Urte ein Staatskleid ergibt. Und als das fertig ist, bleiben noch immer Streifen und Flicken genug, daß Erdme die eigene Bluse reichlich damit besetzen kann.

So fahren sie also am Einsegnungstage alle drei in himmelblauem Samt zur Kirche. Und die Heydekrüger sind neidisch und lachen hinterher.

Aber wer nicht lacht, das ist die Frau Pfarrerin.

Kaum kriegt sie die Katrike zu sehen, die lichterziehend und wie ein Paradiesvogel bunt in dem Haufen der Einsegnungskinder auftaucht, da packt sie sie an dem Samtschlafittchen und schiebt sie ins Pfarrhaus.

„Wie hat deine Mutter sich unterstehen können, Marjell, dich in solchem Aufzug vor den Altar Gottes treten zu lassen?“

Und sie will sie wahrhaftig nach Hause schicken.

Aber wie die Katrike bittet und weint, da fühlt sie ein menschliches Rühren, holt aus dem Schranke ein schwarzwollenes Tuch und wirft es ihr um die Schultern.

Und so kann sie denn eingesegnet werden.

Gleich auf einer der vordersten Bänke sitzen die Baltruschats, von neidischem Staunen umgeben. Nur des Jons muß man sich etwas schämen, weil er nicht fein genug ist.

Die Erdme fühlt sich wohl bitter enttäuscht, wie sie den Stolz der Familie zu schwarzer Unscheinbarkeit verdammt hinter dem Pfarrer herkommen sieht, aber sie tröstet sich bald.

Steckt auch der Glanz noch in ſchlichtem Futteral, er iſt doch ſchon da. Und das ganze kommende Leben ſoll nur dazu dienen, ihn zu entfalten.

Sie umfaßt die Urte, deren Augen noch blauer ſind als der Samt, den ſie anhat, und denkt beim Singen und Beten an die künftigen Bräutigams.

Und der Jons denkt beim Singen und Beten an das wachſende Haus, deſſen glatt behobelte Wände ſchon über das Moor hinleuchten.

Wer hätte vor jenen Jahren an ſo viel Pracht zu denken gewagt?

Und alles durch fleißiger Hände Arbeit aus dem Moorſchlamm herausgeholt, der zäh und unfruchtbar über dem ſchwarzen Grundwaſſer lagert, bereit zu verſchlingen, was ſich ihm anvertraut.

Die Erdme faßt unter dem Tiſch dem Jons ſeine zerarbeitete Hand und denkt: Hat es zwiſchen uns keinen Hader gegeben, als wir es ſchwer hatten, haben wir ſelbſt die große Not einträchtiglich überſtanden, — wo ſollte er herkommen, nun es leichter und leichter wird?

Und beide fühlen in Seligkeit, daß ihr Erntetag nah iſt.

15

So! Nun mach' ich einen langen Atemzug — der dauert volle zehn Jahre lang —, und dann erzähl' ich, was aus dem Jons und der Erdme und den zwei hoch hinaus wollenden Töchtern weiter noch wird.

Von der jüngeren, der Urte, iſt freilich vorderhand nicht viel zu berichten. Als ſie mit ſiebzehn Jahren nach Königsberg ging, um als Kellnerin einzutreten — denn das ſollte die Schwelle ſein zu dem künftigen Glück —, da war ſie ein appetitliches Marjellchen mit kornblumenblauen Augen und einem ſüßen Schnauzchen, rund und feucht wie eine betaute und geſpaltene Pflaume; aber die Bilder von ihr, die ſie inzwiſchen geſchickt hat, zeigen, daß ſie ſchlank und hoch geworden iſt und überhaupt wie eine von den ſchönen Damen, die in dem früheren Hauſe an

den Wänden klebten. Sie ſchreibt bald von der Pariſer Weltausſtellung, bald aus dem ſchönen Italien, ſogar von der Spitze des Monte Roſa hat ſie eine Anſichtskarte geſchickt, obgleich einem dort von der großen Kälte die Finger erklammen.

Sie heißt jetzt auch nicht mehr Urte, ſondern Ortrud, und auch Baltruſchat heißt ſie nicht mehr — ſo ein litauiſcher Name iſt viel zu gemein für ſie —, ſondern einmal ſchreibt ſie ſich Balté, ein andermal Baldamus und ein drittes Mal ſogar wie der katholiſche heilige Balthaſar.

Kurz: man weiß ſich vor Stolz nicht zu laſſen, wenn man ihrer gedenkt.

Die Katrike allerdings — die iſt noch etwas im Rückſtand. Sie hat keine Luſt gehabt, ſich ihr Glück aus der weiten Welt zu holen, und auch daheim läßt es warten, denn ihren Rittergutsbeſitzer hat ſie immer noch nicht. Woran das liegt, iſt ſchwer zu ſagen.

An Schönheit fehlt es ihr nicht. Etwas lang iſt ſie geraten — das wiſſen wir ſchon —, und die Straßenjungen in Heydekrug ſchreien hinter ihr her: „Kiek — die lange Latte!“ Dafür ruft man ſie zu Hauſe auch „Puſze, Puſze“, das heißt „Mieſekatzchen“, und dieſer liebliche Name macht viel wieder gut.

An Bildung fehlt es ihr auch nicht. Sie ſpricht ein ſehr feines Deutſch und ſpitzt den Mund dabei, ſoviel ſie nur kann. Sie ſagt zum Beiſpiel: „Ach bün eune reuche Beſützerstochter.“ Und das ſoll ihr mal einer nachmachen!

Viel tun — tut ſie nicht. Hat ſie auch nicht nötig. Dafür iſt jetzt die Jette da, die Dienſtmagd. Eine niederträchtige Kröt' übrigens. Die ſpottet der Katrike doch immer nach. Wenn ſie über den Hof geht, faßt ſie den Unterrock mit zwei Fingerſpitzen, wackelt mit dem Hintern und dreht den Kopf wie ein Truthahn. Aber man kann ihr nichts nachweiſen.

Zum Dienengehen iſt die Katrike natürlich zu ſchade. Eine Stelle als Stütze oder Geſellſchafterin müßte es ſein. Aber ſie will nicht. Sie will lieber vor dem kleinen Handſpiegel ſitzen und ſich mit der Brennſchere — die hat ihr

einmal die Urte geſchickt — die Haare in Wickel drehen. Manchmal iſt alles ſo kraus und ſo fettig und ſo graugelb wie bei einem Mutterſchaf auf der Scherbank.

Für das Überirdiſche iſt ſie ſehr eingenommen. Sie liebt die Traumbücher und die Zauberſprüche und lieſt darin morgens und abends.

Viel hat ſie unter den Flöhen zu leiden, und die beſpricht ſie fortwährend. An einem Oſtermorgen iſt ſie ſogar früh aufgeſtanden, hat ſplitterfaſernackt das Haus ausgefegt und das Gemüll ebenſo nackt über die Grenze getragen. Aber geholfen hat auch das nur für kurze Zeit. Die Jette meint, ſie ſolle es machen wie ſie und die Flöhe mit einem Spirituslappen betupfen, ſo daß ſie nicht hoch können. Aber dieſe Fangart iſt ihr zu umſtändlich. Darum verſucht ſie es lieber mit Zaubern.

Dem Jons paßt die Nichtstuerei der Katrike ſehr wenig. Aber was ſoll er machen? Die Erdme ſtellt ſich vor ſie, wo ſie nur kann. Barfuß gehen darf ſie nicht, und die Hände zerreißen darf ſie ſich auch nicht, denn wenn der reiche Freier kommt und findet ſie nicht wie ein Fräulein, dann zieht er ſofort wieder ab.

Inzwiſchen iſt der dicke, kleine Tuleweit, der Allerweltsfreiwerber, ſchon zweimal im Hauſe geweſen, hat das Glockenſpiel gezeigt an ſeiner Uhr und den Mohrenkopf auf ſeinem Spazierſtock die Zunge ausſtrecken laſſen und was er ſonſt noch für Kunſtſtücke weiß, aber die Bräutigams, die er anbot, waren bloß Kroopzeug. Nicht *ein* richtiger deutſcher Beſitzer iſt darunter geweſen. Aber die Erdme hat's ihm auch vergolten. Kaum ſoviel Schnaps bekam er vorgeſetzt, um ſich die Naſe zu begießen.

Ja, die Erdme! Nun lebt ſie mit dem Jons ſchon an die fünfundzwanzig Jahr. Sehr ſchön iſt ſie nicht mehr, und ihr Fleiſch hat auch nachgelaſſen. Jetzt würde ſich kein Nachbar mehr in ſie verlieben. Hart und knochig iſt ſie geworden, und einen böſen Blick hat ſie gekriegt von dem ewigen Sorgen und Bemißtrauen.

Denn es iſt gar nicht auszuſagen, wie viele ihnen ihr bißchen Wohlſtand beneiden und ihnen jede erdenkliche

Heimſuchung an den Hals wünſchen. Schon manches liebe Mal hat ſie einen Zauberbeſen in den Quitſchen hängen gefunden, und wie oft der weiße Hexenſpeichel an den Zaunlatten hing, iſt gar nicht zu zählen. Einer hat ſogar bei dem katholiſchen Pfarrer in Szibben für den Jons eine Totenmeſſe beſtellt; es hat ihm aber, Gott ſei Dank, nichts geſchadet, außer daß er das Reißen bekam.

Der Jons iſt ein ziemlich alter Mann geworden. Sein Haar iſt grau, und ſein Geſicht ſieht aus wie ein dürrer Kartoffelacker bei Nachtfroſt.

Was hat der Mann aber nicht alles in ſeinem Kopfe! Allein das viele Geld zu verwalten! Denn es liegen fünftauſend Mark auf der Sparbank. Und die Wirtſchaft wird ſtaatsmäßiger Jahr für Jahr.

Das Wohnhaus mit ſeinen gehobelten Wänden glänzt in der Sonne wie Silber, und der maſſive Schornſtein zeigt jedem, der es verſteht, was der Moorgrund ſchon aushalten kann. Auch drinnen iſt alles aufs beſte. Der Herd ſteht noch an der alten Stelle, aber der Hausflur, in dem er den Platz hat, iſt hoch und weit und voll von bemalten Türen.

Links geht's in die Große und in die Kleine Stube und rechts in die Kammern. In keinem litauiſchen Hauſe kann es geräumiger ſein. Wollte ich erſt den Hausrat ſchildern, die Kaiſerbilder in goldenen Rahmen und den glaſierten, doppelten Ofen, — von der Tapete mit ihren blanken Sternchen gar nicht zu reden, — weiß Gott, ich würde kein Ende finden! Winklig zum Stall iſt jetzt auch noch eine Scheune gekommen mit Wagenſchauer und Anklapp zum Trocknen des Torfes. Der Garten hat einen richtigen Staketenzaun, und nicht bloß Raute und Riechblatt wachſen darin und was man an Buntem wohl lieb hat, ſondern auch Möhren, Salat und mannshohe Schoten, wovon man eſſen kann, ſoviel man nur will, ſelbſt wenn man Dienstags Körbe voll auf den Markt bringt.

So ſieht es jetzt bei den Baltruſchats aus, und keiner der Nachbarn kann ſich mit ihnen vergleichen.

Übrigens: der fromme Taruttis iſt tot. Die Taruttene

auch. Beide ſtarben am gleichen Tage, und als man ihnen die Leichenhemden anzog, hat der Flachs in der Leinwand noch einmal zu blühen begonnen. Überall ſaßen die blauen Sternchen. So fromm ſind ſie beide geweſen.

Der alte Raubmörder hat richtig ſeine Penſion gekriegt, und als er zu Grabe getragen wurde, ſind ihm nicht weniger als drei Gendarmen gefolgt. Ob aus Hochachtung oder zur beſſeren Bewachung, hat niemand zu ſagen gewußt.

Der lange Smailus iſt nun auch ſchon alt. Seine Vierte, von der niemand was Gutes weiß, ſoll ſich ſchließlich an ihm krank geärgert haben, und wenn das Glück es will, kommt er dazu und nimmt ſich noch eine Fünfte. Die Ulele ſchreibt ein paarmal im Jahr, und die Seife, die ſie ſchickt, riecht immer noch ſchöner. Sie hat längſt ihren Oberbuchhalter geheiratet. Der iſt Teilhaber an der Fabrik, und die beiden Beſitzer vertragen ſich prächtig. — Da ſieht man, was ein tüchtiges Mädchen kann!

Und der Nachbar Witkuhn? Mein Gottchen, wie iſt der zuſammengefallen! Eine Dienſtmagd beſorgt ihm den Haushalt, und er ſelber robotet von früh bis ſpät mit krummem Buckel und unkräftigen Armen und ſucht aus dem Boden herauszuſchlagen, daß er gerade zu leben hat.

Aber raten und helfen, das tut er noch immer, und ſieht an der Erdme noch immer vorbei, und das Kinn zittert ihm. Doch das iſt nun ganz und gar ſeine Gewohnheit geworden, das wird wohl ſo bleiben, bis auch das andere ſtille ſteht.

Wie ein treuer Wächter iſt er, der heimlich über den Weg hin aufpaßt, und wenn er gleich fremden Reichtum behütet, nicht danach fragt, ob ihn ſelber friert oder ſchläfert.

16

Der Jons und die Erdme ſitzen im Garten zwiſchen den eingefaßten Beeten und haben ſich lieb — denn es iſt ihr Silberner Hochzeitstag.

Fladen iſt gebacken worden und ein Mohnſtriezel, aber außer der Katrike weiß keiner, weshalb.

Die Katrike hat ihnen einen Myrtenkranz aus Silberpapier ſchenken wollen, hat auch ſchon Maß genommen und ſo, aber dann iſt es doch unterblieben, weil das Beſorgen zu ſchwer war.

Und es iſt gut ſo, denn nun kann es kein Gerede geben unter den Leuten.

Die liebe Frühlingsſonne ſticht ihnen auf die dünnbehaarten Köpfe. Jons nimmt die Mütze, die neben ihm auf der Bank liegt, und ſetzt ſie ihr auf. Sie muß furchtbar lachen, denn ſolch einen Scherz hat er in all den fünfundzwanzig Jahren nicht gemacht. Und ſie fühlt ſo recht im innerſten Herzen, wie ſehr ſie ihn lieb hat.

Fünfundzwanzig Jahre ſind ſie nun fleißig und glücklich nebeneinander hergegangen, und nie hat ein Zank ihren Frieden geſtört. Betrunken hat er ſich nie — außer bei Hochzeiten natürlich und ab und zu wohl am Markttag, aber das gehört ja zum Leben, — und geſchlagen hat er ſie auch nicht.

Sie hat einen guten Mann gehabt, und dafür dankt ſie ihm mit Tränen. Und auch er weint ein bißchen, denn ſo ein Tag kommt nicht wieder.

Und ſie gedenken des jungen Pfarrers mit den Traumdeuteraugen und der zwei Trauzeugen, die auch am Sonntag nach Miſt rochen. Und der Abendſtunde im Matzicker Chauſſeegraben gedenken ſie auch und ſehen ſich um, ob niemand ſie hört.

„Denkſt du daran," ſagt die Erdme, „was wir uns damals alles gelobt haben? Leicht war es nicht, es zu halten, aber nun haben wir es doch getan, denn nie hat ein Hader unſeren Frieden geſtört."

Und er ſagt: „Das iſt dein Verdienſt."

Sie ſagt: „Deins iſt es auch."

Und ſie freuen ſich, wie zweie wohl tun, denen ein guter Streich geglückt iſt wider Erwarten.

„Gott ſei gelobt!" ſagt die Erdme; „jetzt ſind wir über den Berg, denn was kann uns nun noch Böſes geſchehen?"

Und er ſagt: „Ein Dreck kann uns geſchehen.“

Bei der Hand gefaßt ſitzen ſie noch ein Weilchen im blanken Sonnenſchein und denken: „Schöner kann es eigentlich gar nicht mehr kommen.“

Aber es kommt doch noch ſchöner! Viel ſchöner kommt es.

Als ſie gerade wieder an die Arbeit gehen wollen wie alle Tage, da bemerkt die Erdme, daß ein Wagen auf der Knüppelſtraße daherfährt, ein Herrſchaftswagen, wie er hier ſelten zu ſehen iſt.

Und Jons erkennt die zwei Braunen aus der „Germania“ und denkt natürlich, es ſind Herren von der Regierung, die im Moor nach dem Rechten ſehen wollen.

Aber wie der Wagen immer noch näher kommt, erkennen ſie beide, daß keine Herren darin ſitzen, ſondern bloß eine Dame. Und eigentlich ſitzt ſie auch nicht, ſondern ſteht und hält einen weißen Sonnenſchirm in der Hand — mit dem winkt ſie und winkt ſie und winkt.

„O Jezau!“ ſagt die Erdme und fällt wie leblos auf die Bank zurück.

Da biegt der Wagen auch ſchon nach dem Zufahrtsweg ein und hält vor dem Hoftor.

Die Katrike kommt aus dem Hauſe geſtürzt, Brennſchere und Seidenpapier noch in der Hand, und rings um die Stirn ſitzen die gewickelten Knötchen.

Alſo wirklich: es iſt die Urte, die jetzt Ortrud heißt. In einem feinen graukarierten Wollenkleide ſpringt ſie aus dem Wagen, und hinter ihr her ſpringt ein Hund, wie ihn noch nie eines Menſchen Auge ſah. Mit ſchneeweißen Locken, größer noch als ein Wolf und magerer als ein Schmalreh.

Doch daß die Urte mager iſt, kann man nicht ſagen. Einen Buſen hat ſie — der iſt kein Leichenbrett! Und der Veilchenſtrauß im dritten Knopfloch wiegt ſich wie auf der Schaukel. Und die blauen Kornblumenaugen hat ſie noch immer, aber goldene Haare hat ſie inzwiſchen gekriegt und Lippen ſo rot wie Rübenſaft.

Nachdem die Erdme ſie abgeküßt hat, da kniet ſie vor

ihr und befühlt das Kleid und betastet die Schuhe, und wie sie das Kleid ein wenig hebt, was kommt da zum Vorschein? Ein Unterrock von lauter — du wagst es gar nicht auszusprechen, nicht auszudenken wagst du es! — ein Unterrock von lauter Seide, von resedagrüner, ruschelnder, klingender Seide.

Wie wenn der Wind durch die Quitschen geht, so klingt bei jeder Bewegung die Seide.

Der Jons steht eingeklemmt zwischen Hoftor und Zaun und traut sich an die hochgeborene Tochter gar nicht heran. Sie muß ihn selber bei der Hand nehmen und aus dem Winkel hervorziehen. Und sie küßt auch ihn, aber man sieht: sehr gerne tut sie es nicht.

Die Katrike ist rasch einmal ins Haus gelaufen, sich die gebrannten Wickel auszukämmen, und wie sie wiederkommt, hat sie das Rotgeblümte an und möchte auch für sich was Bewunderndes hören, doch das sagt ihr heut keiner.

Der weißgelockte Hund, von dem man glauben könnte, man zerbricht ihn, wenn man ihn anfaßt, steht in der Mitte des Hofes, sieht mit erstaunten Menschenaugen um sich und streckt den witternden Schlangenkopf bald nach rechts und bald nach links, als kann er sich nicht erklären, wie er plötzlich in eine so schlecht riechende Gesellschaft geraten ist. Den belfernden Köter, der mit seiner Kette wie verrückt über die Bude springt, würdigt er keines Blickes. —

Der Koffer wird ausgepackt. Es ist ein lackglänzender Lederkoffer, hoch wie ein Haus und wohlriechend wie russische Gurten.

Und wenn die Urte sich bückt in ihrer vollbrüstigen Anmutigkeit und ihrer rundhüftigen Ruhe, dann weiß man, daß sie die Männer führen kann, wie man die Lämmer zu Markte führt.

Der Jons bekommt einen Tabakskasten, der ist von poliertem Holz und hat silberne Einlagen. Auch etwas zum Essen bekommt er, und das soll noch viel feiner sein als Ölsardinen. Es sieht aus wie schwarze, runde Graupenkörner und schmeckt nach gesalzenen Fischen.

Für die Erdme kommt ein dunkles Seidenkleid zum Vorschein mit einem Spitzeneinsatz und Rüschen am Hals und an Armeln. Und auch die Katrike kriegt ein Kleid, ein hellblaues Jungmädchenkleid mit einer Tüllbluse und einem hellgelben Strohhut dazu, der biegt sich und federt, wenn man ihn anrührt.

Und das Allerschönste hab' ich noch gar nicht genannt: das ist der Silberkranz. Kein Silberkranz aus Papierblättern, wie ihn die Katrike beinahe geschenkt hätte, sondern aus wirklichem schweren, klirrenden Silber, und ein gleiches Sträußchen noch außerdem, dem Jons ins Knopfloch zu stecken.

Von nun an ist's mit den Heimlichkeiten vorbei. Die Erdme muß das seidene Kleid anziehen und den silbernen Myrtenkranz aufsetzen, Jons bekommt das Sträußchen wirklich ins Knopfloch gesteckt, und nun sitzen sie beide im Brautwinkel, trinken fremden, süßen Wein und lassen sich's gut sein.

Die Töchter sind um sie herum, und sogar die Jette, die abscheuliche Kröt', tut sich lieblich, wer weiß wie. Sie hat aber auch eine grüne Schürze geschenkt gekriegt und Wollenschuhe, damit sie des Morgens nicht klappert.

Nur einer ist nicht zufrieden — das ist der große, magere, weißlockige Hund. Der schnüffelt und schnobert, und wenn man ihn 'reinzieht, läuft er wieder hinaus. Auch das vorgesetzte Fressen rührt er nicht an. Die Urte muß ihm von dem mitgebrachten Hundekuchen was geben, sonst würde er am Ende verhungern.

Die Urte erklärt: „Das ist ein sibirischer Windhund, Barsoi genannt, aus einer ganz alten vornehmen Zucht mit einem Stammbaum, der reicht wohl hundert Jahre zurück."

Sie hat ihn von einem russischen Grafen bekommen, der mit ihrem Freunde befreundet war und auch mit ihr. Er hat den Namen Petruschka, und alle lachen sehr, als sie ihn hören, denn Petruschka heißt „Petersilie".

Erdme kann nichts den ganzen Tag lang, als die nach Hause gekommene Tochter ansehen und ansehen.

Wenn die auf dem harten Bretterſtuhle ſitzt — einen beſſeren gibt es ja nicht — und mit den dunkelroten Lippen lächelt und die goldenen Haare geben Feuerſtrahlen um ſie herum, dann iſt der Erdme, als muß ſie in einen finſteren Winkel kriechen und weinen und beten, daß Gott ſie nicht ſtrafen wolle für dieſes allzu große Glück.

17

Der Urte — die jetzt Ortrud heißt — iſt in der Kleinen Stube ein Lager bereitet, und Jons und Erdme wagen beim Aufſtehen kaum, ſich zu rühren — aus Angſt, ſie möchten die Tochter erwecken.

Aber die läßt ſich nicht ſtören. Die ſchläft in Frieden bis in den blanken Vormittag. Eine Stunde dauert ihr Anziehen, und wenn der Vater zum Eſſen vom Felde kommt, iſt ſie ſeit kurzem erſt fertig.

Die Erdme hat Kaffee gekauft, das Pfund zu zwei Mark, und läuft zwiſchen Herd und Stubentür hin und her, um zu horchen, wann die Zeit zum Frühſtück gekommen iſt. Dann trägt ſie ihr alles ans Bett und ſieht mit Sorgen, ob die Urte ſich's wohl ſchmecken läßt.

Wie ein Engelchen liegt ſie da in ihrem weißen Spitzenhemd, mit dem ruſcheligen Goldhaar und den Grübchen unter dem Halſe, und die Ringe, die ſie bloß zum Waſchen abnimmt, blitzen wie rote und blaue Sonnen auf der gewürfelten Decke.

Dies iſt die Stunde, in der ſie was zu erzählen pflegt. Aber viel iſt es nicht. Und lange Zeiten übergeht ſie mit Schweigen. Daß ſie weit in der Welt herumgekommen iſt, weiß die Erdme ſchon aus den Briefen, aber was ſie da überall getan hat, läßt ſie im Dunkeln.

Viele Männer haben ſie heiraten wollen, aber es iſt nie etwas daraus geworden. Bei den Reichen und Hochgeſtellten haben die Eltern es nicht erlaubt, und den anderen hat ſie ſelber den Laufpaß gegeben. Als ſie in

Königsberg Kellnerin war, ſind alle Studenten hinter ihr hergelaufen. Viele haben ſich duelliert, und einige haben ſich totgeſchoſſen. Schließlich hat ſie das große Blutvergießen nicht mehr mit anſehen können und iſt nach Berlin ausgerückt. Und dort hat das Leben erſt recht begonnen.

Wenn die Erdme ſie fragt, was ſie in Zukunft zu machen gedenkt, lächelt ſie mit ihren Blauaugen bloß ſo verſchwommen ins Weite und ſagt: „Mach dir keine Sorgen, Mamuſze. Für eine wie mich liegt der Reichtum nur auf der Straße. Aber erſt möcht' ich mich hier noch ein bißchen ausruhen."

Und das tut ſie auch gründlich. Niemals faßt ſie mit an oder kümmert ſich um was. Sie ſitzt bald drin im Fenſterwinkel, bald draußen auf der Gartenbank, blickt nach dem Himmel und lächelt. Nur ihre Kleider hält ſie in Ordnung, ſteckt die Schuhe auf Leiſten und bürſtet und bügelt, und ihre Finger, die rund und lecker ausſehen wie marzipanene Würſtchen, führen die Nadel ſchnell und mit Ruhe.

Die Erdme iſt noch immer wie von einem Zauber befallen.

Was ſie auch arbeitet, immer denkt ſie an das heimgekommene Kind, macht ſich in ihrer Nähe zu ſchaffen und ſchleicht um ſie 'rum, bloß um ſie ſtill und andächtig zu betrachten. Oft iſt ihr bange vor lauter Stolz, ſo daß ſie ſagen möchte: „Sei doch einmal wieder wie früher." Aber ſie weiß, das kann die Urte nicht mehr, dazu iſt ſie zu lange weggeweſen und hat zu viel deutſche Lehrer gehabt. Denn daß ſie Schönſchreiben kann und Franzöſiſch, das hat die Urte erzählt, ſogar Ballettſtunden hat ſie gehabt. Erdme weiß zwar nicht recht, was das iſt, aber es muß wohl das Feinſte ſein, was auf der Welt gelehrt werden kann.

Manchmal nimmt ſie den Jons bei der Hand und ſagt: „Ach, freu dich doch! Freu dich doch!"

Aber er freut ſich nicht. Ihm iſt es ängſtlich, mit der Tochter zuſammenzuſein, und er ſchämt ſich vor ihr. Weiß

nicht, was er mit ihr reden und wie er den Löffel halten ſoll, und das Brot ſchneidet er heimlich unter dem Tiſch.

Anfangs hat ſie ihn zu umſchmeicheln geſucht, hat ihn „lieb Väterchen“ genannt und ſo. Wie er aber nicht darauf einging und wegſah, iſt auch ſie ängſtlich geworden und ſpricht bloß, was nottut. Es liegt noch nichts Übles zwiſchen ihnen, bloß fremd ſind ſie ſich und werden ſich fremder Tag für Tag.

Die Erdme ſieht es mit Kummer. Das Herz will ihr zerbrechen bei ſeinem ſtillſchweigenden Abſeitsſtehen, aber man kann ihn doch nicht zwingen, daß er ſie lieb hat.

Ganz verrückt iſt die Katrike. Die will der Schweſter alles nachmachen und verſteht es doch nicht. Putzt an den Nägeln, bepinſelt die Lippen und wäſcht das Haar mit Kamillen. Aber die Nägel werden bloß noch dreckiger, der Mund ſieht aus wie ein Blutfleck, und das Haar ſteht ab wie vertrocknetes Krummſtroh.

Nur das lange Bettliegen gelingt ihr ohne Beſchwerde.

Die Erdme erkennt den Unterſchied wohl und macht ſich ihre Gedanken. Nicht daß ſie die Katrike nun weniger liebte. Im Gegenteil, es iſt wie ein Vorwurf für ſie, daß die ſo vernachläſſigt daſitzt und ſich in rein gar nichts mit der Schweſter vergleichen kann. Denn auch, wenn ſie das Hellblaue angezogen und den großen Strohhut aufgeſetzt hat, iſt es noch immer wie Tag und Nacht.

Und ſie zerquält ſich, wie ihr zu helfen iſt.

Die Schweſtern ſtehen nicht ſchlecht miteinander. Die Urte unterweiſt die Katrike in allem, was ſie wohl wiſſen will, und ſchenkt ihr Kämme und Rüſchen und ſonſt alles mögliche Kleinzeug, ſo daß der Neid in ihr nicht hochwachſen kann.

Aber auch die Urte ſieht ein, daß es nicht länger ſo mit ihr geht.

„Wenn du die Ulele wärſt,“ ſagt die Mutter, „dann würdeſt du jetzt einen Mann für ſie ſuchen.“

„Ich kann ebenſoviel wie die Ulele,“ ſagt die Urte.

Und da ſie's verlangt, wird eines Tages, als der Jons

in die Wieſen gefahren iſt, der kleine Tuleweit beſtellt, der ſchon für hundert Vermittlungen ſeine Prozente gekriegt hat.

Der in ſeinem langen Pfarrersrock und den knallengen Hoſen kommt forſch herein und denkt, er wird hier wieder einmal den ſpaßigen Onkel ſpielen; wie er aber die Urte zu ſehen kriegt, die ihn in ihrer roſenfarbenen Fleiſchlichkeit ankuckt, da wird ihm ſchon ganz anders.

„Aus was für 'nem Himmel iſt denn das hierher geflogen?“ fragt er.

Und die Urte ſagt: „Nehmen Sie Platz, Herr Tuleweit.“ Und ſie, die Erdme, bringt von dem fremden, ſüßen Wein, von dem noch immer was da iſt.

Und die Urte ſagt weiter: „Sie ſehen es mir vielleicht nicht an, Herr Tuleweit, daß ich aus dieſen kleinen Verhältniſſen ſtamme, aber das macht nichts.“ Und dann lobt ſie ihn, weil ihr bekannt iſt, daß er bei ſeinen Vorſchlägen immer das Richtige trifft.

Er bedankt ſich und dienert.

„Nun bin ich aber drauf und dran,“ ſagt ſie weiter, „eine große Partie zu machen. Eine wirklich große Partie. Und da wär' es mir natürlich angenehm, wenn ich durch meine Schweſter nicht in Verlegenheit käme. Ein Deutſcher müßte es ſein, und ſein Eigenes müßte er haben, ſo daß man ſagen könnte: ‚Meine Schweſter iſt an einen Gutsbeſitzer verheiratet.‘ Das würde dann ſchon den richtigen Eindruck machen.“

Die Erdme denkt: „Sie iſt noch klüger als die Ulele.“ Und der ganze Herr Tuleweit ſchwimmt wie Öl auf Zuckerwaſſer.

Was an ſeinen beſcheidenen Kräften liege, das werde ſicher geſchehen, aber letzten Endes ſei es ja leider Sache der Mitgift.

„Natürlich, natürlich,“ ſagt die Urte. Und wäre ſie ſchon verheiratet, ſo würde es ihr auch nicht darauf ankommen, die Schweſter reichlich auszuſtatten. Aber für jetzt müßte man ſchon mit etwas Beſcheidenem vorlieb nehmen.

„Was heißt bei Ihnen ‚beſcheiden'?" fragt der kleine Herr Tuleweit und dienert nicht mehr.

Der Erdme ſchlägt das Herz hoch. Was wird ſie ſagen?

Und ſie ſagt: „Nun, etwa fünftauſend Mark."

Fünftauſend Mark hat der Jons auf der Sparbank. Die hat er mit ihr in zwanzig Jahren zuſammengekratzt. Aber die kann die Urte nicht meinen. Die ſollen ihnen ja Stütze und Zuflucht ſein für das kommende Alter. Gewiß will ſie aus eigener Taſche geben, was fehlt. Und es fehlt womöglich noch mehr, denn der Herr Tuleweit macht eine hängende Naſe und ſagt, bei einem ſo kleinen Anerbieten werde man leicht behandelt wie ein nichtsnutziger Schwätzer, aber er wolle ſchon ſehen, er wolle ſchon Rat ſchaffen und hoffe auf ſpätere reiche Belohnung.

Damit trinkt er ſein Weinglas leer und verſpricht, in acht Tagen wiederzukommen.

„Willſt du die Fünftauſend wirklich aus Eigenem geben?" fragt die Erdme voll Dankbarkeit.

„Sehr gern wollt' ich ſie geben," ſagt die Urte und lächelt; „nur, wenn ich ſie hätte, dann braucht' ich ſie ſelber."

„Wo ſollen ſie denn aber herkommen?"

„Von da, wo der Vater ſie hingetragen hat," erwidert die Urte. „Iſt es nicht ſchon genug, daß ich auf meine Hälfte verzichte?"

Die Erdme will reden, aber ihr iſt, als ſitzt ihr ein Klumpen Heede im Schlund.

Alles ſoll hin! Alles ſoll weg! Bloß damit die Katrike ein Neſt kriegt.

Und die, die ſolange in der Kammer gelauert hat, kommt begierig gelaufen.

„Wer wird es? Wer iſt es? Wieviel Hufen hat er? Wieviel Pferde ſtehen im Stalle? Wieviel Rindvieh weidet am Ufer?"

Da kriegt die Erdme die Sprache wieder. „Wenn es um *den* Preis geht, dann ſchlag dir die Heirat nur aus dem Kopf. All ſein Geſpartes gibt der Vater dir nie."

Und die Katrike heult und wälzt ſich am Boden. Ihren Beſitzer will ſie nicht laſſen. Der iſt ihr verſprochen, ſeit ſie ein Kind war. Der kommt ihr zu. Der gehört ihr zu eigen.

Der Erdme dreht ſich das Herz im Leib um. Ihr Kind iſt im Recht. Nie iſt von was anderem die Rede geweſen. Nie hat ſie ſelbſt es ſich anders gedacht.

Sie hebt die Katrike auf und liebkoſt ſie und verſpricht ihr das Blaue vom Himmel.

Der Jons kommt aus den Wieſen, ſieht die dickgeweinten Geſichter und wundert ſich. Aber fragen tut er nichts. Das hat er ſich lange ſchon abgewöhnt.

Die Erdme, deren Gewiſſen nicht das reinſte iſt, geht ihm aus dem Wege, ſo viel ſie nur kann, aber begegnen muß ſie ihm doch, und ſchließlich verſucht ſie's mit Vorwürfen.

„Du haſt kein Herz für deine Töchter," ſagt ſie, „und du achteſt ſie wie einen Strick um den Hals."

Er fragt: „Wer hat dir das zu wiſſen getan?"

Und ſie ſagt: „Das erſieht man aus deinem Benehmen. Schon die Katrike haſt du nicht leiden mögen, und ſeit die Urte wieder da iſt, iſt es noch ſchlimmer. Du biſt eben ein Kúmetis" — ein gemeiner Mann — „und bleibſt ein Kúmetis, und alles Hochgeborene iſt dir zuwider."

Er ſagt: „Ich habe nie erfahren, daß du von beſſerer Herkunft wäreſt als ich. Als wir anfingen, Pracher waren wir da alle beide."

„Ich habe doch wenigſtens meine Betten gehabt," entgegnet ſie drauf, „und ſechsundſechzig Mark hatt' ich auch, aber du hatteſt ſo gut wie gar nichts."

Und er ſagt: „Zu meinem bißchen habe ich zwei Jahre Arbeit gebraucht, aber wo du deine Reichtümer herhatteſt, darüber weiß man nichts Rechtes."

Ihr iſt, als ſchlägt ihr einer mit der Axt vor die Stirn. „Ich habe dir vorgerechnet auf Heller und Pfennig," ſagt ſie, wie mit Blut übergoſſen, und wendet ſich ab.

Sie iſt nun ſo wütend auf ihn — ſie könnt' ihn beinahe vergiften.

18

Acht Tage ſpäter iſt der kleine Tuleweit wieder da. Er hat einen, der wäre nicht abgeneigt. Schmidt heißt er, iſt aber nicht verwandt mit dem Kaufmann in Heydekrug. Sein Vater hat eine verſchuldete Wirtſchaft nicht weit von Mineiken, und er iſt der Dritte von Fünfen, hat eben gedient und hält bereits Umſchau unter den Töchtern der Gegend. Ob man nach deutſcher Art ſich mit ihm treffen wolle. Auf dem Markt oder auf dem Gericht oder ſonſt irgendwo, als käm' es durch Zufall.

Die Erdme verſteht von dieſen Sachen nichts, aber ihre Tochter, die Urte, will alles ſchön in die Hand nehmen.

Beim nächſten Pferdemarkt ſoll es geſchehen. Dort wird der junge Herr Schmidt einen Schimmel ſeines Vaters am Halfter führen, und die Schweſtern ſollen herzutreten und ihn bewundern. Und was dann folgt, wird Herr Tuleweit beſtens beſorgen.

Das wird von nun durch und durch geredet, ſtundenlang, tagelang. Für die drei Frauensleute gibt es rein nichts mehr ſonſt auf der Welt. Kaum daß die Hausarbeit notdürftig beſorgt wird zwiſchen all dem Getuſchel.

Der Jons geht ſtill nebenher wie ein Fremder. Wenn er nicht einen neuen Freund bekommen hätte, wäre er im Leben noch nie ſo mutterſeelenallein geweſen.

Und dieſer Freund iſt Urtes weißer, vornehmer Hund. Du glaubſt es nicht, wie ſich das langſam gemacht hat. Zuerſt hat er auf dem Hof geſtanden und iſt ſtill zur Seite gewichen, wenn ihn einer hat anrühren wollen. Keinen hat er angeknurrt oder gar angefletſcht, aber wer ihn zu ſtreicheln meinte, der griff in die Luft. Ins Haus hat ihn keiner 'reinholen können, ſelbſt ſeine Herrin, die Urte, nicht, und wenn ſie ihn am Halsband hereinzog, dann iſt er wohl mit ihr gegangen, aber beim nächſten Wupp war er ſchon draußen. Einen Schlafplatz hat er ſich ausgeſucht dort, wo in dem offenen Abſchlag die Arbeitswagen ſtehen und etwas Heu immer verſtreut liegt. Dorthin hat die

Urte ihm auch ſein Freſſen gebracht, und da lag er und blickte ſtill um ſich.

Der einzige, der nie verſucht hatte, ihm mit Locken und mit Betatſchen zu nahe zu kommen, war der Jons. Dazu ſchien ihm der Hund zu fein und zu herrſchaftlich. Aber ſiehe da! Eines Frühmorgens, wie der Jons als erſter aus dem Hauſe trat, um zur Arbeit auf das Moor zu gehen, wer iſt da in etlicher Entfernung vorſichtig hinterhergeſchlichen und hat ſich zukuckend auf die Grabenkante gelegt? Und wer iſt da ſtillſchweigend geblieben ohne Trunk und ohne Frühſtück, bis der Jons zum Mittageſſen nach Hauſe ging? Und wer iſt allmählich näher gekommen und hat ſich mit leiſem, langem Biſſe das Brot aus den Fingern geholt? Und wer iſt ſchließlich ſogar, wenn der Jons in die Wieſen fuhr, mit kugelnden Sprüngen dem Wagen vorausgetollt und hat bei ihm Wache gehalten ſtundenlang, bis er beladen zurückkehrte?

Die Urte wundert ſich des Todes, aber Windhunde ſollen ja immer untreu ſein, ſagen die Leute. Und darum läßt ſie ihn ruhig dem Vater; nur wenn ſie ſpazieren geht auf der Chauſſee nach Heydekrug oder nach Ruß hin, dann nimmt ſie ihn mit ſich, damit die Begegnenden etwas zum Staunen haben.

Bis Heydekrug iſt es faſt eine Stunde, aber das macht nichts. Denn dort ſieht man doch Menſchen, die ſtehen bleiben und aufgeregt hinterherraten, weil ſie das plötzliche Wunder nicht zu faſſen vermögen. Und Urte fühlt ſich als Ortrud und als Botin der größeren Welt, die erſt mit Berlin ihren Anfang nimmt und auf die alle ſehnſüchtig hinſtarren, denen im Hinterwalde zu hauſen beſtimmt iſt.

Bisweilen trifft man auch junge Männer mit Schmiſſen, die ſicherlich in Königsberg ſtudiert haben und denen man vielleicht einmal auf dem Schoße geſeſſen hat.

Denen wirft man gelegentlich einen lockenden Blick zu und bringt ſie zum Raſen. Denn irgend eine Kleinigkeit fürs Herz muß man doch haben in der torfſchwarzen Öde.

Nur an dem Hauſe des Moorvogts geht man ungern vorbei. Man weiß es nicht, aber man ſpürt's in den Gliedern, daß dort hinter den Fenſterſcheiben zwei Augen forſchend und unbeſtechlich ſie und ihr Leben durchmuſtern. —

So kommt der große Vieh- und Pferdemarkt heran, auf dem die Beſitzer von weit und breit zu Kauf und Trunk ſich treffen.

Der Jons hat in der erſten Frühe eine Kuh hingebracht, die demnächſt ſtehen ſoll und die darum eingetauſcht werden muß.

Die Schweſtern melden ſich erſt, als er weg iſt, denn mit dem Vater zuſammen einzuziehen, hätte die Hochachtung der anderen nicht ſehr gefördert. Wenn alles gut geht, gleitet man im Gedränge an ihm vorbei und braucht ihn nicht einmal anzureden.

Die Katrike wird heute von der Urte extra zurechtgemacht. Sie darf die Haare nicht brennen und die Lippen nicht färben, und das Mieſekatzchen faucht, die Schweſter ſei nichts weiter als neidiſch. Aber die lächelt nur und iſt nicht einmal böſe, wie zwei Paar ihrer ſchneeweißen Handſchuhe auf den Pranken der Schweſter zerplatzen.

Dann ziehen ſie los, und die Erdme weint und betet hinter ihnen her.

Der Vormittag vergeht in Arbeit und Bangen.

Gegen zwei kommt der Jons zurück. Er hat einen guten Handel gemacht. Die neue Kuh gibt laut Beſcheinigung zehn Liter, und kaum einmal zuzahlen hat er dürfen.

Aber in freundlicher Stimmung iſt er nicht. Er ſchlingt finſter ſein Mittagbrot und fragt mit keinem Wort nach den Töchtern.

Dann geht er hinaus zu der Petruſchka, die heute früh hat angebunden werden müſſen, weil ſie bei dem Kuhhandel durchaus zugegen ſein wollte.

Erdme ſieht, wie er den langen, ſpitzen Kopf in ſeine Arme nimmt und leiſe zu ihm herniederredet.

Das will ihr das Herz abdrücken. Sie geht hinter ihm her und ſagt: „Mit dem unvernünftigen Tier ſprichſt du, aber mir, deiner Frau, gönnſt du kein gutes Wort.“

Und er ſagt: „Ich habe die beiden Marjellen getroffen, ausgeputzt und mit fremden Männern. Als ſie mich ſahen, haben ſie den Kopf zur Seite gedreht. Iſt das nicht etwa genug?“

Sie nimmt natürlich die Töchter in Schutz. „Wer kann ſeine Augen überall haben?“ ſagt ſie.

Aber er bleibt dabei. Sogar umgekehrt hätten ſie ſich, ob er nicht endlich ſchon weg ſei.

„Und w e n n auch,“ ſagt ſie. „Was kann i ch dafür?“

Da läuft ihm die Galle über, und alles, was er in ſich verborgen hat ſeit Jahren, kommt ans Tageslicht.

„Was du dafür kannſt?“ ſchreit er. „Du haſt zwei Faulenzerinnen erzogen, zwei Rumtreiberſche haſt du erzogen, die kein Verlangen tragen nach Arbeit, die bloß Pyragge eſſen wollen und ſich den Rücken wundſchlafen bis Mittag — die es mit den Deutſchen halten und ihren Vater achten, als wär' er ein Schnodder. Soviel kannſt du dafür, wie die Stute kann, daß ein Fohlen aus ihrem Leibe kommt und nicht eine Ziege!“

Die Erdme denkt an das, was ſie neulich heruntergeſchluckt hat. Eine ſo zornige Rede darf ſie nicht ohne Antwort laſſen.

„Schon einmal haſt du mit mir Hader geſucht,“ ſagt ſie, „aber da kommſt du gerad' an die Rechte.“ Und dann wirft ſie ihm vor, daß ſie es war, die den ganzen Wohlſtand geſchaffen hat, daß er nichts anderes geweſen iſt als ihr Knecht, der nach ihren Anordnungen gearbeitet hat fünfundzwanzig Jahre lang und den jeder andere Knecht erſetzen kann, wenn es ihr paßt, ihn zu mieten.

Die Augen ſchwellen ihm zu und glupen nach rechts und glupen nach links, als ſucht er was und kann es nicht finden.

„Was du ſagſt, mag wohl ſo ſein,“ ſagt er, „nur in einem könnt' er mich nicht erſetzen, nämlich dir jetzt eine gehörige Tracht Prügel zu geben.“

TAYLOR INST.

Und da er nichts anderes ſieht, reißt er den Pfahl aus der Erde, an dem die Petruſchka angebunden iſt, und ſchlägt damit die Erdme über den Rücken.

Sie ſchreit und fällt in die Knie und nimmt die flachen Hände als Stütze. Die Jette, die grienend zugehört hat, ſchreit auch und ſpringt auf ihn zu, ihm den Arm hochzuhalten, denn der Pfahl iſt zu dick, als daß menſchliche Glieder unter ihm ganz bleiben könnten.

Darum wirft er ihn auch weg und holt aus dem Stalle die Peitſche. Die Petruſchka läuft winſelnd neben ihm her und leckt ihm bittend die Hände, aber er achtet ihrer nicht, ſchlingt die hanfene Schnur um den Stiel und läßt ihn im Bogen durch die Luft hinpfeifen.

So kommt er zurück; dorthin, wo die Erdme noch kniet.

Aber da ſteht mit einem Male der Nachbar Witkuhn vor ihm da — bleich und zuſammengefallen wie immer — umpuſten könnte man ihn —, aber in ſeiner rechten Hand hält er das Teſchin, mit dem er ſich ſonſt die Spatzen vom Kirſchbaume ſchießt.

Ihm das Gewehr zu entreißen, wär' leicht, aber was dann? Wie kann man ſein Weib noch beſtrafen, wenn zweie dazwiſchenſtehen?

Drum bleibt er ruhig und ſagt: „Nachbar, haſt du mal was von Hausfriedensbruch gehört und Bedrohung mit tödlichen Waffen?“

Der Nachbar Witkuhn antwortet nicht und ſtellt ſich ſo vor die Erdme, daß er ſie mit dem Leibe deckt.

„Ich fordere dich alſo auf, meinen Grund und Boden zu verlaſſen — zum erſten, zum zweiten und zum dritten Male.“

Der Nachbar Witkuhn rührt ſich nicht. Sein rechter Zeigefinger liegt dicht vor dem Abzug.

„Gut,“ ſagt der Jons, „ich geh' jetzt zum Rechtsanwalt, der wird die Anzeige erſtatten. Aber die Peitſche nehm' ich mit, und treff' ich unterwegs die beiden Marjellen, dann werden ſie die Prügel kriegen, die ihrer Mutter noch zuſtehen.“

Die Erdme ſchluchzt hell auf und ſinkt dann völlig zu

Boden. Er aber kehrt ſich nicht daran und geht ſeiner Wege ...

Er iſt bei keinem Rechtsanwalt geweſen, und die beiden Marjellen hat er auch nicht getroffen. Er hat mit der Petruſchka auf einem Heuhaufen geſchlafen, und wie er morgens um die Abfutterungszeit zu Hauſe angelangt iſt, da hat er das Neſt leer gefunden. — Keine Frau, keine Töchter, keine Magd.

Die ſitzen alle drüben beim Nachbar. Man kann ihre Stimmen hören über den Weg hin.

Und das Sparkaſſenbuch iſt auch weg.

Von allem, was geſtern zu ihm gehörte, iſt bloß der fremde Hund da, der aus traurigen Menſchenaugen zu ihm aufblickt, als wolle er die Übeltat gutmachen, die man ihm angetan hat und die im Grunde genommen ſeine eigene Übeltat iſt.

19

Dreiundzwanzig Jahre hat der Nachbar Witkuhn auf die Erdme gewartet.

Und nun ſie da iſt, iſt er ein alter Mann.

Er ſitzt und ſieht ſie an und ſieht ſie wieder und wieder an. Sie iſt die Schönſte, die Jüngſte, die Kräftigſte geblieben, aber er iſt ein alter Mann.

Ihre Töchter läßt er lachen und laufen und ſchwatzen, wie ſie nur mögen, und achtet ihrer nicht. Sie ſind ihm wie zwei fremde Tiere, die die Erdme mitgebracht hat und denen er Obdach geben muß, weil ſie nun einmal zu ihr gehören. Und die Jette wirtſchaftet draußen mit ſeiner Magd.

Die Urte und die Katrike haben geſtern Großes erlebt, und das erzählen ſie immer von neuem: Kaum daß der junge Herr Schmidt ſie geſehen hat, da iſt er gleich ganz hingenommen geweſen. Zuerſt hat er freilich gedacht, die Urte ſei ihm als Zukünftige beſtimmt, und da hat er ſich zurückziehen wollen, denn er iſt ſich nicht gut genug erſchienen für ſie; wie er aber gehört hat, daß die Katrike

es ist, da hat er um so freudiger zugegriffen und hat mit ihnen beiden und dem Herrn Tuleweit in der „Germania“ gesessen bis in den späten Nachmittag. Herr Tuleweit weiß auch schon eine Wirtschaft für ihn, die mit Fünftausend Anzahlung wohl zu haben wäre, nur das Viehzeug müßte beschafft werden, denn sein Vater gibt ihm rein gar nichts.

Wie vom Viehzeug die Rede ist, da horcht die Erdme hoch auf, denn von ihrem Eigenen her kommt kläglich das Brüllen der Kühe, die nicht gemolken, vielleicht auch nicht gefuttert sind in der Frühe.

Darum sagt sie der Jette, sie soll mit einem Eimer hinübergehen. Die wehrt sich erst, denn sie glaubt, sie kriegt Prügel, aber schließlich tut sie's doch, und wie sie zurückkommt, erzählt sie, der Wirt habe auf der Häckselbank gesessen, den Kopf in die Hände gestützt, und die Petruschka vor ihm, und keines habe sich auch nur nach ihr umgesehen.

Und die Urte erzählt weiter: Um drei nachmittags habe der junge Herr Schmidt weggemußt, aber am Nebentisch — da hätten ein paar vornehme junge Herren gesessen mit Schmissen und goldenen Kneifern, die wären schon lange bemüht gewesen, sich mit ihnen bekannt zu machen, und hätten ihr zugeprostet und so. Und schließlich wären sie alle zueinander gerückt und hätten fröhlich getrunken bis an den Abend. Den kleinen Herrn Tuleweit hätten die fremden Herren erst für den Vater gehalten; als sie aber hörten, daß er bloß ein Heiratsvermittler sei, da wäre des Neckens kein Ende gewesen, so daß er nichts Besseres zu tun gewußt habe, als bald zu verschwinden. Und von nun an sei es erst recht hoch hergegangen.

Und sie kichern und blinzen sich zu und kommen mit Heimlichtun nicht zu Ende.

Die Erdme will dem Nachbar Witkuhn den Haushalt besorgen, aber das Kreuz ist ihr wie gebrochen von dem Streiche des Pfahls. Darum redet die Urte ihr auch zu, sich beizeiten ein Attest zu beschaffen wegen der künftigen Scheidung.

Um vier Uhr nachmittags wird drüben der gute Wagen angeſpannt, und Jons fährt weg, ohne das Geſicht nach ihr hinzudrehen.

Nun iſt die Zeit da, herüberzuholen, was geſtern zur Nacht nicht mitgebracht werden konnte.

Vor die Haustür, deren Schlüſſel die Erdme bei ſich trägt, hat der Jons zum Schutze vor Einbruch ein paar Bretter genagelt. Mit zwei Fingern kann man die losreißen. Es iſt wahrhaftig zum Lachen.

Die Urte, die Katrike packen raſch ihre Sachen, und auch ſie ſelber gibt an, was ſie für Sonntags wohl braucht. Ebenſo muß jeder ſein Bettzeug haben, denn wie kann der Nachbar Witkuhn ſoviel Gäſte verſorgen?

Mag der Jons ſehen, womit er ſich zudeckt! Die Federbetten gehen mit, und ſo noch vieles andere, ſo daß der Handwagen des Nachbars viermal hochbeladen den Knüppelweg überquert.

Schwer wird der Abſchied von den Kühen, die die Erdme nicht einmal melken kann, ſo weh tut ihr das Kreuz. Sie ſtreichelt ſie nur und wirft ihnen Heu hin und denkt: „Wie gut wär's, wenn ich ſie drüben hätte!“ Auch die Neue iſt ihr bereits ans Herz gewachſen, und doch hat ſie ſie kaum ſchon geſehen.

Dann kriegen noch die Schweine ihr Futter, und dann geht es heim.

Gegen Mitternacht erhebt ſich vor dem Hauſe des Nachbars ein furchtbarer Lärm. Schwere Schläge fallen gegen die Läden, und des Jons betrunkene Stimme ſchreit: „Ihr Diebe! Ihr Räuber! Kommt 'raus! Ich ſchlag' euch tot, ihr Räuber! Das verhurte Weib zuerſt! Und dann ihren“ — „Liebhaber“ ſagt er nicht, es iſt ein viel ſchlimmeres Wort, das er ſagt. Und ebenſo beſchimpft er die Töchter und die Magd und droht, ſie alle zu erſchlagen.

Die Urte und die Katrike knien im Hemd an der Mutter Bett und kreiſchen bei jedem Schlage, der das Ladenholz zerſplittern will. Und vor der Stubentür ſteht der Nachbar

Witkuhn und ruft durchs Schlüſſelloch, ſie möchten ganz ruhig ſein, er halte das Teſchin in der Hand, und wenn der draußen einbräche, ſo ſei es um ihn geſchehen.

Aber ſchließlich entfernt ſich der Wüterich, und auch das Winſeln und Heulen Petruſchkas verſtummt nach und nach.

Am nächſten Morgen gibt es ein langes Geſpräch zwiſchen dem Nachbar Witkuhn und der Erdme.

„Geſtern dachte ich noch, du würdeſt zurückkönnen," ſagt der Nachbar, „aber heute ſeh' ich ein, daß die Brücke zerbrochen iſt. Nun tu, was du für richtig hältſt. Ich werde dir in allem zu Dienſten ſein, was dein Wunſch iſt."

„Ich weiß nicht aus, nicht ein," ſagt die Erdme.

Und der Nachbar ſagt: „Ich habe es mein Lebenlang für das größte Glück auf Erden gehalten, daß du einmal meine Frau würdeſt. Aber nun mir plötzlich die Möglichkeit gegeben iſt, daß es ſo werden könnte, da ſeh' ich ein, ich bring' es nicht übers Herz. Denn jeder wird ſagen, wie Er es ausſchrie heut nacht, daß wir in Buhlſchaft gelebt haben alle die Jahre."

„Beinahe wär' es ja ſo geweſen," ſagt die Erdme.

„Wenn es ſo geweſen wäre," erwidert der Nachbar, „dann hätten wir längſt kein Gewiſſen mehr und keine Scham und würden lachen, wenn die Leute mit Fingern auf uns zeigen. Aber nun ſchreck' ich ſchon zurück bei dem Gedanken, Ihm auf dem Weg zu begegnen."

„Ich dränge mich niemandem auf," ſagt die Erdme gekränkt.

„Und ich bin ein alter Mann," ſagt der Nachbar. „Ich möchte nicht, daß du mir fluchſt, wenn du mich auf den Kirchhof trägſt."

„So bleibt mir als einziges," ſagt die Erdme, „daß ich in Ausgedinge zu der Katrike zieh', wenn die jetzt heiratet."

„Iſt es denn ſchon ſo weit?" fragt der Nachbar.

„Wenn ich alles hergebe," ſagt die Erdme und drückt die Hand gegen das Sparkaſſenbuch, das ſie auf nackigem Leibe trägt, „dann iſt es ſo weit."

„Er wird das Geld ſchon geſperrt haben," ſagt der Nachbar.

„Vielleicht auch nicht," ſagt die Erdme, und weil ſie ſowieſo nach Heydekrug muß wegen des Doktoratteſtes, wird ſie auch gleich die Fünftauſend abheben, die ihr nicht weniger gehören als ihm.

Der Nachbar beſchafft ein Fuhrwerk, denn er ſelber hat immer noch keins, und wie ſie aufſteigen will, muß ſie von zweien gehoben werden, ſo verſchwollen iſt alles.

Als der Doktor ſie unterſucht hat, macht er ein ernſtes Geſicht und ſagt: „Schlimm genug ſieht es aus, und ſchlimm wird auch, was ich ſchreiben muß, aber ich rat' euch trotzdem: Vertragt euch!"

Bisher iſt der Erdme noch alles geweſen wie ein ängſtlicher Traum, und oft hat ſie gedacht: „Wenn er jetzt käme und ſagte: ‚Laß gut ſein' — weiß Gott, ich ginge zurück." Wie der Doktor aber ſagt: „Es ſieht ſchlimm aus," da wird ihr Sinn wie von Stein, und ſie denkt bloß, daß ſie ſich Recht verſchaffen muß vor Gott und den Menſchen.

Der Beamte der Sparkaſſe kennt ſie ſeit langem und zahlt ihr das Geld ohne Bedenken. „Ja ja," ſagt er, „wenn man Töchter verheiraten will."

Und da hat ſie's auch ſchon in den Händen.

Die Katrike, die mitgefahren iſt, denn ſie ſelber kann ſich nicht an- und nicht ausziehen, weiß ſich vor Liebe gar nicht zu laſſen. Sie nennt ſie „Mamuſze" und „Mammelyte", was ſonſt nur die Urte ſagt, und „Mane Baltgalwele" — mein Weißköpfchen — nennt ſie ſie, wie die alten Mütter in den Liedern heißen, ob auch ihr Haar noch faſt braun iſt.

Auf dem Heimweg denkt die Erdme immerzu, jetzt wird ſie dem Jons begegnen, aber ſie begegnet ihm nicht. Doch auf ihrer Wieſe, die wohl fünfhundert Schritt weit auf der anderen Seite der Chauſſee gelegen iſt, ſieht ſie was Helles. Das iſt die Petruſchka. Die ſitzt und bewacht ihn, denn er iſt wohl wieder betrunken.

Von weitem ſchon hört man das Brüllen der Kühe. Die müſſen verkommen, wenn man ſie da läßt.

„Haſt du Platz im Stalle für ſie?“ fragt die Erdme.

„Ich habe Platz für alles, was dein iſt,“ ſagt der Nachbar.

Darum ſchickt ſie auch gleich die Jette und die Witkuhnſche Magd hinüber, die Kühe zu holen.

Und die Katrike tanzt herum wie eine Beſeſſene. — Das Geld und das Vieh — alles iſt da. Nun kann geheiratet werden.

Und noch am ſelben Abend macht ſie ſich auf, zum kleinen Tuleweit zu gehen, damit er ſo raſch wie möglich alles in Ordnung bringt.

Die Urte will ſie begleiten, um einen Abſtecher nach Heydekrug zu machen, wo irgendwo am Spazierweg die jungen Herren von geſtern ſchon warten. Sie ärgert ſich bloß, daß die Petruſchka nicht bei ihr iſt — dann wäre ihr Anblick zehnmal ſo vornehm geweſen. Und darum bleibt ſie ſchließlich zu Hauſe.

Die Erdme liegt und zittert vor Angſt, daß der Spektakel von voriger Nacht heut wegen der Kühe noch einmal losgehen wird.

Aber nichts regt ſich fortan.

Sie muß im Bette bleiben wohl eine Woche lang, und wenn ſie ſich aufrichten will, kriegt ſie ein Handtuch anzufaſſen, woran ſie ſich hochzieht.

Die Marjellen aber nutzen die Zeit und holen herüber, was für die Ausſteuer irgend von Wert iſt — den großen Ecktiſch und den buntblumigen Schrank und noch vieles andere.

Niemand hindert ſie dran, denn morgens fährt er weg, und mit der Dunkelheit kommt er wieder, und die Petruſchka läuft nebenher. Was er macht und wo er ſich aufhält, weiß keiner.

Am fünften Tage von Erdmes Bettlägerigkeit tritt ein junger Menſch in die Kammer. Der hat einen deutſchen Backenbart und ſchiefe, ängſtliche Augen. Und hinterher ſchiebt ſich mit heißem Geſicht und friſch gebranntem Strohhaar die Katrike. Sie iſt faſt einen Kopf größer als er und ſieht aus, als möcht' ſie ihn auf den Arm nehmen.

Das ist der junge Herr Schmidt, ihrer Tochter künftiger Bräutigam.

Er spricht die Erdme in stolprigem Litauisch an, und sie richtet sich auf und sagt auf Deutsch:

„Was Sie sich wohl denken, Ponusze! Wir reden das Deutsche genau so wie Sie. Und im Bett liege ich nur, weil ich das Gliederreißen habe. Gewöhnlich arbeit' ich wie sonst nur die Jüngste."

Die Katrite und der junge Mann sehen sich verstohlen an, woraus sie schließen muß, daß ihm die Tochter schon alles gesagt hat. Und noch etwas anderes will sie daraus schließen, aber das drängt sie sofort von sich ab.

Er möchte am liebsten das Geld gleich mit sich nehmen, aber sie weiß, daß es ihr wohlgeborgen unter dem Leibe liegt, und erst müßte man sie totschlagen, ehe sie es hergäbe.

„In dem Kontrakt soll stehen," sagt sie, „daß ich eine Altsitzerstelle bekomme mit so und so viel Korn und Kartoffeln und dem Recht, Hühner zu halten, und noch anderen Rechten, die ich alle bezeichnen werde. Sonst wird aus dem Kaufe nichts."

Die Katrike fängt sofort an zu weinen und klagt sie an, sie steh' ihrem Glück entgegen. Der junge Herr Schmidt aber sagt: „Es w i r d auch alles in dem Kontrakte stehen, aber das ist ein ganz anderer Kontrakt als der, den ich mit dem Besitzer abschließen werde. Denn den geht es nichts an, was wir miteinander ausmachen wollen."

Da sieht sie ein, daß der dumme Deutsche klüger ist als sie selbst, und schickt sich in das, was verlangt wird.

Aber erst will sie gesund sein und mit aufs Gericht gehen und alles bewachen können bis in das kleinste.

Die Katrike und der junge Herr Schmidt sehen sich schon wieder an. Dann aber geben sie sich die Hand und knien am Bette nieder und bitten um ihren Segen.

Sie weint und küßt und segnet die beiden, aber in ihrem Innern denkt sie dabei: „Ich will doch erst den Rechtsanwalt fragen."

Der Moorvogt ſitzt über ſeinen Schreibereien, und wenn einer am Chauſſeehaus vorübergeht, ſieht er zum Fenſter hinaus. Das iſt ſeine Art, über die Leute, die ihm anvertraut ſind, ins klare zu kommen. Aus ihrem Ausſehen, ihrem Gang und der Stunde, die ſie ſich ausſuchen, und den Laſten, die ſie tragen, kann er genau erkennen, wie er mit ihnen dran iſt, ob ſie vorwärts kommen oder ob ſie ins Lüdern geraten ſind.

Der Moorvogt iſt nun auch kein Jüngling mehr, und die dreißig Jahre, die er dem Moor geopfert hat, fangen an, ſeine Haare zu bleichen. Aber ſein Auge ſieht noch ſo ſcharf wie je, und noch immer hält er zweitauſend Schickſale ſtraff an der Leine.

Eines ſchönen Sommerabends ſieht er den Jons Baltruſchat zu Fuß nach Hauſe gehen, und doch iſt er des Morgens im Leiterwagen vorübergefahren. Der Jons Baltruſchat iſt ihm ſchon ſeit einiger Zeit auffällig geweſen. Morgens macht er ſich auf nach der Wieſe, und abends fährt er betrunken zurück. Und der fremde weiße Hund, der dem Weibsbild von Tochter gehört, läuft nebenher.

Aber heute kommt er zu Fuß. Auch ſchwanken tut er. Aber ſeine Gangart iſt mehr wie die eines Kranken als die eines Betrunkenen.

Darum macht der Moorvogt das kleine Fenſterchen auf, durch das früher die Stange mit dem Lederbeutel geſchoben wurde, und ruft ihm nach: „Jons, komm doch mal 'rein!“

Der Jons erſchrickt und tut, als hat er nichts gehört, doch wie der Moorvogt nicht nachläßt, da muß er ſich wohl bequemen, kehrt um und tritt in das Zimmer. Die Petruſchka mit ihm. Sie läuft ſofort zu dem Moorvogt, ſteckt die Schlangenſchnauze in ſeine Hand und ſchlägt die naſſen Augen zu ihm auf, als will ſie ſagen: „Wenn d u nicht hilfſt!“

Der Moorvogt braucht nur e i n e n Blick, um zu ſehen: Der Jons iſt ſo gut wie ein verlorener Mann; aber er weiß, große Worte verſchrecken bloß und verſchüchtern, darum ſagt er gleichſam ſo nebenher: „Mir war doch, als biſt du heut früh mit Fuhrwerk geweſen. Haſt du das irgendwo ſtehen gelaſſen?“

„Ja,“ ſagt der Jons, „das hab' ich ſtehen gelaſſen.“

„Na, wo denn?“

„Auf — der — Chauſſee.“

„Aber warum denn?“

„Ja — na.“ Mehr iſt nicht aus ihm 'rauszukriegen.

„Dann wollen wir's doch gleich einmal holen gehen,“ ſagt der Moorvogt und greift nach der Mütze.

Aber der Jons will nicht. „Wenn es 'n Zweck hätt',“ ſagt er.

„Warum hat's keinen Zweck?“

„Weil das Pferd gar nich mehr da is.“

„Wo iſt es denn?“

„Wer kann wiſſen?“

„Ach ſo,“ ſagt der Moorvogt. „Du biſt betrunken geweſen, haſt dich in'n Chauſſeegraben gelegt, und unterdeſſen hat's dir einer ausgeſpannt.“

„Wer kann wiſſen?“ ſagt der Jons.

„Und da gehſt du hier vorbei und machſt keine Anzeige? Möchteſt du den hübſchen Braunen gar nicht mehr wiederhaben?“

„Is ja alles egal,“ ſagt der Jons.

„Sonſt war dir ſo was durchaus nicht egal.“

„Da waren auch noch die Kühe da.“

„Sind die denn n i ch t mehr da?“

„Nichts is mehr da. Die Schweine werden ſie heute auch wohl geholt haben.“

„Wer denn?“

„Na, die Erdme und die Marjellen.“

„Und das läßt du dir ruhig gefallen?“

„Is ja alles egal.“ Und dabei bleibt er.

Die Petruſchka ſieht immer zum Moorvogt auf, wie der Menſch zum rettenden Herrgott. Der ſtreichelt ihr den

hohlen Rücken, deſſen Fell verfilzt iſt und verſchorft von Wunden und ſchwarzgrau. Und er ſagt: „Wie kommt's, daß der fremde Hund ſich an dich gewöhnt hat?“

„Das is ſo gekommen,“ ſagt der Jons.

„Weißt du, was deine Tochter für eine iſt?“ fragt der Moorvogt.

„Ich will es auch gar nicht wiſſen,“ ſagt der Jons.

Damit geht er.

Der Moorvogt telephoniert an alle Amtsvorſteher wegen des Braunen und hat dann eine ſchlafloſe Nacht.

Am nächſten Morgen läßt er ſich den Smailus kommen. Der bibbert am Krückſtock, und ſeine Augen ſind ganz und gar wie verglaſt, aber das kühne Polengeſicht hat er noch immer, und ſein Schnurrbart wölbt ſich ſo forſch, als will er den Moskauern demnächſt eine Schlacht anſagen.

Doch Schlachten ſchlägt der nicht mehr. Dafür hat ſeine Vierte reichlich geſorgt. Wenn es Gott will und ſie ſtirbt, die iſt imſtande und verleidet ihm vorher die Fünfte.

„Was iſt alſo mit den Baltruſchats los?“ fragt der Moorvogt. Und nun erfährt er das Nötige.

„Warum biſt du nicht freiwillig zu mir gekommen und haſt es erzählt?“

Seine Frau hat es nicht gewollt.

„W a r u m hat deine Frau es nicht gewollt?“

Der Jons hat ihr einmal eine Ziege gepfändet, und dafür muß ſie ſich rächen.

„Und was hat ſie ihm gepfändet?“

Der Smailus lacht ſchadenfroh. „Das iſt gar nicht zu zählen,“ ſagt er. Überhaupt d a s Weib! Aber davon will der Moorvogt nichts wiſſen.

„Glaubſt du, daß die Erdme mit dem Wilkuhn mal was vorgehabt hat?“

Dieſe Frage iſt ihm zu ſchwer. Daß ſeine eigenen vier Weiber ihm treu geweſen ſind, das weiß er, bei den anderen kann man niemals drauf ſchwören.

„Aber bemerkt haſt du nichts?“

Nein, bemerkt hat er nichts. Und darum wird er entlaſſen. — — —

Der Moorvogt iſt ſich noch ungewiß. Soll er die Erdme in dem Witkuhnſchen Hauſe beſuchen oder ſoll er ſie zu ſich beſtellen? Da ſieht er ſie eben vorbeigehen. Sie lahmt zwar noch, und Kreuz und Kopf trägt ſie bewickelt, aber kriechen kann ſie doch ſchon.

„Du — komm mal 'rein!"

Sie ſteht da und ſieht ihn böſe an.

„Schöne Geſchichten hör' ich von dir."

Sie ſchweigt und ſieht ihn böſe an.

„Nach fünfundzwanzigjährigem Leben — ſchämſt du dich nicht?"

Da legt ſie los: mit dem Zaunspfahl hat er ſie geſchlagen — beinahe das Rückgrat hat er ihr gebrochen — mit Schmutznamen hat er ſie belegt — ihren ehelichen Wandel hat er bekotzt — die ehr- und tugendſamen Töchter hat er mißhandeln wollen, und was das Schlimmſte iſt, das Vieh hat er verhungern laſſen, ſo daß ſie es nur durch Rüberholen mit knapper Not errettet hat.

Der Moorvogt ſieht ſofort: die Sache liegt ſchlimm für den Jons, und ſie iſt eine Furie geworden. Mit gut Zureden wird der nicht beizukommen ſein. So verſucht er es alſo mit böſe: „Weißt du, was ich jetzt tun werde? Ich werd' dich durch den Gendarm in die Kaluſe bringen laſſen."

Aber ſie lacht ihn nur aus. „Das können Sie ja. Bloß morgen werd' ich ſchon wieder bei Ihnen vorbeigehen."

„Wenn du dich nur nicht irrſt."

„Warum ſoll ich mich irren? Er hat ja keinen Antrag geſtellt. Und er wird auch gar keinen ſtellen. Denn hier unter der Wiſte hab' ich das Doktoratteſt. Darin ſteht geſchrieben, wie ſchlimm es geweſen iſt und daß ich nur durch ein Wunder am Leben bin. Wenn einer in die Kaluſ' fliegt, dann iſt er es. Und ich zieh' jetzt zu meiner älteren Tochter. Die wird eine reiche Beſitzersfrau. Und morgen wird ſie das Aufgebot beſtellen kommen. Und wenn ich erſt hier 'raus bin, dann kann man mir ſonſt was."

Das iſt nicht Trotz mehr, das iſt offene Auflehnung.

Im Laufe der Jahre haben nur wenige ihm ſo entgegenzutreten gewagt.

„Was du eben geſagt haſt, Erdme Baltruſchat, das will ich nicht verſtanden haben. Aber eins prophezei' ich dir: der Tag wird kommen, und er iſt gar nicht weit, da wirſt du dich glücklich preiſen, bei dem Jons noch einmal unterkriechen zu können. Wir wollen hoffen, daß er dich dann auch aufnimmt."

Sie beißt die Zähne zuſammen und ſchwört bei Gott dem Allmächtigen: „Eher geh' ich und ertränk' mich im Torfloch."

Und damit humpelt ſie wieder hinaus nach Heydekrug zu, wo der Rechtsanwalt ihr raten ſoll, wie ſie ſich ſichert, wenn Tochter und Schwiegerſohn, denen ſie alles opfert, ſie übervorteilen wollen.

21

Das Geld muß hergegeben werden. Da iſt nichts zu machen. Denn ohne Anzahlung kommt das Grundſtück nicht in ihren Beſitz. Es wird aus Vorſicht auf den Namen der Tochter geſchrieben, damit der junge Herr Schmidt vor der Hochzeit nicht etwa noch abſchnappt.

Die Kühe und die Schweine und alles, was vom Hausrat herübergetragen iſt, ſollen mit in die Wirtſchaft kommen, denn es fehlt ja nicht weniger als alles.

Der Kontrakt wird unterſchrieben, und das Geld iſt weg — ſo ſchnell, wie man eine Fliege in der Hand ſterben läßt. Den Kauftrunk ſpendiert die Erdme, aber gemütlich iſt er nicht. Der bisherige Beſitzer behauptet, er hätte ſein Hab und Gut wegwerfen müſſen, und der junge Herr Schmidt iſt der Anſicht, die Hälfte des Preiſes wäre auch noch reichlich geweſen. Daß es zum Prügeln nicht kommt, daran iſt nur die Urte ſchuld, die nach beiden Seiten ſchöne Augen macht und dadurch das Schlimmſte verhindert.

Hierfür belohnt ſie ſich, indem ſie hernach noch ein bißchen ſpazieren geht, wobei ſie alsbald die jungen

Herren mit den Schmissen trifft, die ihr vorsichtig folgen, bis man sich auf der leeren Chaussee freundschaftlich einigen kann.

Die Katrike will mit dem jungen Herrn Schmidt über Nacht zu den Schwiegereltern fahren, was ihr nicht zu verdenken ist, und darum geht die Erdme allein nach Hause.

Nach Hause? — Als ob sie ein „Zuhause" hätte — das soll erst morgen kommen. Denn für morgen hat der Rechtsanwalt den Ausgedingevertrag bereitgelegt. Darin steht aufs genaueste geschrieben, was ihr bis zu ihrem seligen Tode zukommen wird — ja sogar für die Zeit n a ch dem Tode hat sie gesorgt. Nicht weniger als zehn Fladen und sechs Achtel Bier müssen den Begräbnisgästen vorgesetzt werden, und das Kreuz auf ihrem Grabe muß aus Gußeisen sein.

So ist alles aufs beste geordnet. Aber wohl ist ihr doch nicht zumut. Wenn jetzt zum Beispiel der Jons des Weges käme, wie könnte sie ohne ein Wort an ihm vorübergehen?

Da ist nun die lange Brücke, die über die Sumpfniederung führt! Und sie muß des Frühlingstages gedenken, an dem sie vor fünfundzwanzig Jahren mit Jons zum Moor hinauszog. Da kuckten die Kuhblumen vergnügt aus dem blauen Stauwasser, und sie sagte zu ihm: „Wie die Blumchen da vorwärts kommen, ohne zu ertrinken, so werden auch wir vorwärts kommen."

Genau so sagte sie. Ihr ist, als wäre es gestern gewesen.

„Aber was hilft das Vorwärtskommen," denkt sie, „wenn einem zuguterletzt alles wieder zunichte wird."

In ihrer Unwissenheit hat sie gemeint, sie seien längst über den Berg, und Hader könnt's gar nicht mehr geben; da ist er mit einmal da gewesen wie der Dieb in der Nacht und hat alles — aber auch alles — zunichte gemacht.

Übrigens: eine Wut hat sie auf die Katrike, die ihr das Geld aus den Händen riß! Kaum einmal warten konnte die Kröt', bis sie die Wiste aufgehakt hatte!

„Aber morgen," denkt sie, „morgen wird alles fest-

gemacht werden." Aus dem Hauſe wird ſie keiner fortekeln können, dafür hat der Rechtsanwalt ſchon geſorgt, und das Brautpaar hat wohl oder übel ſeine Zuſtimmung geben müſſen.

Bloß daß die Unterſchrift fehlt. Morgen um elf werden ſie ſich wieder in Heydekrug treffen, und übernächſten Sonntag kann dann die Hochzeit ſein.

Wie ſie beim Nachbar anlangt, iſt ihr zumut, als muß ſie ſich wieder krank hinlegen, ſo zerſchlagen fühlt ſie ſich. Aber das kommt nicht vom Rücken her, das iſt das Herzweh, weil ſie alles hergeben muß.

Der Nachbar erkennt ihren Zuſtand wohl und redet ihr Troſt zu. Aber was kann er viel ſagen?

Zwei Stunden nach ihr kommt die Urte. Sie hat heiße Backen und ſieht verjucht und verjachert aus. Sie iſt dem Moorvogt begegnet, und der unverſchämte Kerl hat ſie angehalten und verlangt, ſie ſoll ein Führungsatteſt beibringen. Was der ſich wohl denkt?

Sie macht ſich viel an ihrem Koffer zu ſchaffen, aber zu der ermatteten Mutter iſt ſie voll Zärtlichkeit und beſteht darauf, daß der Nachbar einen Wagen beſorgt und ſie morgen ſelber nach Heydekrug fährt. Denn der weite Gang zwei Tage gleich nacheinander könnte zu viel für ſie ſein.

Spät abends kniet ſie noch vor der Mutter Bett und ſtreichelt und küßt ihr die Hände und bittet ihr alles ab, was ſie ihr Böſes getan hat und weiter noch tun muß. Die Erdme weiß zwar nicht, was ſie meint, aber von ſolcher Weichherzigkeit iſt ſie heut, daß ſie den Kiſſenbezug ganz naß weint.

Und morgens, wie ſie mit dem Nachbar davonfährt, fängt die Urte von neuem an, gerade ſo, als wär' es ein Abſchied für immer.

Heut achtet ſie nicht darauf. Sie hat nur Augen für drüben. Ob nicht der Jons ſich irgendwo ſehen läßt. Aber drüben iſt alles leer und ſtill. Auch keine Petruſchka blitzt irgendwo auf. Freilich, blitzen tut die nicht mehr, denn die iſt jetzt dreckig, wer weiß wie.

Pünktlich um elf hält der Wagen vor dem Rechtsanwaltshaus. Sie denkt, die Brautleute ſchon lauernd zu finden, aber keiner iſt da. Auch um halb zwölfe noch nicht und um zwölfe ebenſowenig.

Der Rechtsanwalt hat auf dem Gerichte Termin und ſagt im Vorbeigehen, jetzt müßte ſie warten bis zwei, denn früher käm' er nicht wieder.

Und wie er um zwei wiederkommt, ſind die Brautleute noch immer nicht da.

„Jetzt iſt Büroſchluß bis um halb vier," ſagt er. „Inzwiſchen können ſie immer noch kommen."

Der Erdme, die auf der Schwelle ſitzt, tut ſeit langem das Kreuz weh, und der Nachbar redet ihr zu, in die nächſte Schenke zu gehen. Dort kann ſie ſich wenigſtens ausſtrecken. Aber ſie will nicht. Sie könnte das Brautpaar am Ende verfehlen.

Der Nachbar kauft ihr Semmel und Schnaps, und dann geht es ja wieder.

Wie die Uhr ſechs ſchlägt, kommt der Bürovorſteher heraus und ſagt, für heute ſei es nun leider zu ſpät, aber der Schriftſatz liege ja da und der Herr Rechtsanwalt werde morgen oder auch ſonſt wann zur Beglaubigung gerne bereit ſein.

So fahren ſie wieder zurück. Die Erdme hat das Kopftuch um Mund und Backen gebunden und redet kein Wort. Was ſoll ſie auch reden? Man muß ſich ja fürchten zu denken — um wieviel mehr noch zu reden!

Auch dem Nachbar iſt die Kehle erfroren. Und ſo kommen ſie an.

Was ſie da finden, glaubt keiner. Ich kann es euch zehnmal erzählen, ihr glaubt es mir doch nicht.

Die Kühe ſind weg. Die Schweine ſind weg, die Betten ſind weg. Auch der andere Hausrat von drüben iſt weg. Die Urte iſt ebenſo weg. Und ſelbſt die kröt'ſche Marjell, die Jette, iſt weg.

Dem Nachbar Witkuhn Seine, die ein ordentliches Mädchen iſt, ſieht die erſchreckten Geſichter und fängt hell zu weinen an. Sie haben geſagt, es geſchehe im Auftrag

der Erdme, ſonſt hätte ſie den Nachbar Smailus gerufen oder ſonſt wen — und ſie ſchielt hinüber nach Baltruſchats Haus.

Was bei Jeſu Namen i ſt alſo geſchehen?

Bald nach elfe iſt ein Leiterwagen vorgefahren. Darauf haben die Brautleute geſeſſen und haben erklärt, ſie wollten jetzt alles überführen, was in die künftige Wirtſchaft gehört. Und die Mutter wäre ſchon dort, um einzurichten, und käme nur ſpäter noch einmal, die eigenen Sachen zu holen.

Und dann haben ſie vorne das Hausgerät aufgeladen und hinten die Schweine. Und die Kühe haben ſie angebunden, und ſo ſind ſie davongefahren. Und die Urte hat ihr noch fünf Mark geſchenkt für die gute Bedienung.

Ja richtig! Zwei Briefe haben ſie auf den Tiſch gelegt. An wen die ſind, weiß ſie nicht, denn Aufſchrift hat keiner.

Der Erdme wird das Kreuz ganz ſteif und gefühllos. Der Nachbar und die Magd müſſen ſie in die Stube tragen.

Da liegen die Briefe.

Die Katrike ſchreibt ſo:

„Mein geliebtes Mütterlein!

Es bereitet mir einen großen Schmerz, mich von Dir zu trennen. Mein Bräutigam, der junge Herr Schmidt und ſeine Familie wollen es aber ſo. Die Deutſchen ſagen, es iſt bei ihnen nicht Sitte, daß gleich die Mutter als Altſitzerin in die Wirtſchaft mitgeſchleppt wird. Und ſie ſagen, ſie wollen dann lieber zurücktreten. Die Hochzeit wird in kleinſtem Kreiſe gefeiert werden, und darum kann ich Dich nicht dazu einladen. Was mir auch gewißlich einen großen Schmerz bereitet. Das Vieh und die anderen Sachen habe ich gleich mitgenommen, denn mein Bräutigam, der junge Herr Schmidt, hat es ſchriftlich. Eine Klage würde alſo nichts nutzen. Ich bedanke mich auch ſehr für alles, womit Du mich beſchenkt haſt, und werde Dich lieben in Ewigkeit.

Deine treue Tochter Katrike.“

Und die Urte ſchreibt ſo:

„Meine Mamuſze!

Ich weiß, ich habe ſchlecht an Dir gehandelt, aber die Katrike beſtand darauf. Darum habe ich Dich geſtern und heute auch immerfort um Verzeihung gebeten. Bei der Katrike bleibe ich nicht, ſondern fahre von Jugnaten aus gleich nach Berlin. Wenn ich trotz meiner ſchönen Kleider nicht arm wäre wie eine Kirchenmaus, noch weit ärmer, als die Ulele einſt war, dann würde ich Dich jetzt mit mir nehmen. Aber ſo würden wir uns beide gegenſeitig nur hinderlich ſein. Darum rate ich Dir, laß Dich raſch ſcheiden und heirate den Nachbar Witkuhn, der Dich ja immer geliebt hat. Wenn man daran denkt, ſcheint es einem wie ein trauriges Buch, und das muß doch wenigſtens einen befriedigenden Schluß haben. Zu dem böſen Vater kannſt Du ja doch nicht zurück. Die untreue Petruſchka mag bei ihm bleiben. Ich will ſie nicht mehr. Lebe wohl, meine Mamuſze, und ſei mir nicht böſe. Ich ſchicke Dir bald etwas Schönes.

Deine Urte.“

So lauten die Abſchiedsbriefe der beiden Töchter.

22

Die Erdme will ſich ins Bett legen, denn die Beine tragen ſie nicht.

Da tritt der Nachbar Witkuhn zu ihr in die Kammer. Er hat ſeinen Mantel auf dem Arme und ſagt: „Bis heute waren die Töchter da. Ich könnte ja jetzt die Magd bei dir ſchlafen laſſen, aber vor Gericht glauben ſie ihr am Ende nicht, weil ſie doch von mir abhängig iſt. Und wenn ich auch ein alter Mann bin, da ich nun einmal mit dir im Verdacht ſtehe, ſo möchte ich dir das künftige Leben nicht erſchweren, indem ich mit dir zur Nacht allein unter einem Dache verweile. Oder doch ſo gut wie allein. Ich werde darum den Nachbar Smailus um eine Schlaf-

gelegenheit bitten und darin fortfahren, ſolange dein Ruf es verlangt."

Da ſieht die Erdme ein, daß ſie kein Dach mehr über dem Kopfe hat, denn den Nachbar aus ſeinem Hauſe vertreiben, das kann ſie nicht.

Weil ſie aber weiß, daß er von ſeiner Meinung nicht abzubringen ſein wird, ſo willigt ſie zum Scheine darein, gibt ihm auch ihre Dankſagung mit auf den Weg und ſagt, ſie wird gleich zur Ruhe gehn.

Sowie er aber weg iſt, ergreift ſie den Stock, auf den ſie ſich ſtützen muß, — und ſiehe da! jetzt tragen die Beine ſie wieder.

Der Magd ſagt ſie, ſie will an die friſche Luft, und damit verläßt ſie den Hof.

Es iſt ein lieblicher Abend, nur — Gott ſei's geklagt — ſie weiß nicht, wohin.

Dem Moorvogt hat ſie geſchworen: ins Torfloch. So ein Schwur iſt leicht gegeben, will man ihn aber erfüllen, dann fällt es einem recht ſchwer.

Trotzdem wird es ja wohl das Torfloch ſein müſſen, denn was bleibt ihr ſonſt übrig?

Auf dem Knüppelweg hält ſie an und blickt noch einmal nach ihrem Eigenen hinüber.

„Es iſt merkwürdig," denkt ſie, „daß man nie etwas von ihm ſieht oder hört." Seit ſie ihm das Pferd geſtohlen haben, kann er nicht mehr wegfahren. Und zu Fuß kommt er auch nicht vorbei. Selbſt die Petruſchka iſt wie in die Erde geſunken.

Sie wirft einen Blick auf die Quitſchenbäume, deren Beeren ſchon halb und halb rot ſind, und auch den Garten beſieht ſie von ferne. Viel erkennt ſie nicht mehr, denn die Dunkelheit iſt ſchon im Fallen, aber daß die Sonnenblumen im Aufblühen ſind und daß der Wind die Stangen der Zuckerſchoten umgeſchmiſſen hat, das bemerkt man auch von dem Weg her.

„Wenn ich nicht ſo kreuzlahm wäre," denkt ſie, „ſo würd' ich nachher über den Zaun klettern und ſie noch aufrichten."

Und dann macht sie sich auf — nach dem Torfloch.

Die Ziegel, die schwarz und wie mit Fett übergossen an seinem Rande stehen, hat sie noch selber gestochen. Aber nicht mehr allein wie einst in den Jahren der Jugend. Mit der Magd waren sie drei, so wie es die Regel verlangt. Und der Jons hatte den schwersten, den Stechplatz.

Der Abendschein liegt feuerrot auf dem Wasser.

„Wenn ich jetzt hier 'reinspringe," denkt sie, „dann wird er sein Lebtag glauben, ich sei mit dem Nachbar Wittuhn im Verschwiegenen einig gewesen. Denn wer soll es ihm sagen? Will der Nachbar ihn anreden, so schlägt er ihn tot."

Und dabei fällt ihr auf, daß das Totgeschlagenwerden gar nicht so schlimm ist. Hier 'reinzuspringen ist schlimmer.

„Wie wär's," denkt sie weiter, „wenn ich vorher noch mit ihm spreche und alles ins klare bringe? Mehr als mich totschlagen kann er ja auch nicht."

Und so froh wird ihr dabei zumut, als wenn das noch ein Segen wär'. Bloß hier nicht 'reinspringen müssen!

Darum macht sie sich gleich auf den Rückweg.

Um die weggelaufenen Töchter klagt sie schon gar nicht mehr, nur daß das Vieh weg ist, erfüllt sie mit Kummer.

„Hätt' ich bloß eine einzige Kuh an die Leine zu nehmen," denkt sie, „dann könnte ich mich schon vor ihm sehen lassen. Aber so ganz als Bettlerin auf seiner Schwelle zu stehen, fällt doch recht schwer."

Und nun möchte sie wieder lieber ins Torfloch. — — —

Wie sie von neuem am Quitschenweg steht, ist es schon Nacht, aber richtig Nacht wird es im Juli ja doch nicht.

„Find' ich ihn nicht zu Hause," denkt sie, „so setz' ich mich an die Feuerstelle und warte, bis er zurückkommt."

Und so geht sie langsam den Zufahrtsweg hinauf und bis an das Hoftor. Der Kettenhund rührt sich nicht. Ja richtig, den hat er vergiftet, weil er sich losgemacht und die Petruschka zerbissen hat. So hat es der Magd die Smailene erzählt.

Das Tor steht offen. Warum auch nicht? Das Vieh ist längst fort, das hat sie ja selber gestohlen.

Ob er wenigſtens die Haustür verſchloſſen hat?

Aber wie kann er? Sie ſelber hat ja den Schlüſſel.

So drückt ſie alſo die Klinke auf zum Vorflur.

Da kommt aus dem Finſtern was Helles geſprungen und riecht an ihr hoch und riecht und riecht und ſtellt ſich dann vor ſie hin und fängt zu heulen an, wie ein Menſch heult.

Heult er vor Freude? Heult er vor Jammer? Wer kann es wiſſen?

Ihre Augen haben ſich ſchon an das Dunkel gewöhnt, und wie der Jons in ſeinen Kleidern aus der Stubentür tritt, erkennt ſie ihn deutlich. Sie ſieht auch gleich, daß er nüchtern iſt. Bloß verſchlafen ſcheint er zu ſein.

Und wie er fragt, wer da iſt, gibt ſie gar nicht erſt Antwort, ſondern fällt vor der Feuerſtelle zuſammen. Sie denkt, nun wird er die Schaufel nehmen oder die Axt.

Aber was tut er?

Er macht die Haustür weit auf, damit er ſie beſſer beſehen kann, und dann ſtellt er ſich neben ſie hin und fragt: „Iſt es noch immer das Kreuz, daß du nicht aufkannſt?“

Nein, das Kreuz iſt es nicht mehr, auch die Angſt iſt es nicht mehr, jetzt ſind es die Tränen, daß ſie nicht aufkann.

Und ſie kniet vor der Feuerſtelle und legt die Stirn auf die Kante und weint und weint, weil ſie da iſt und weil er die Axt nicht nimmt oder die Schaufel.

Wie wird ſie's ihm aber bloß beibringen von dem Sparkaſſenbuch und dem Vieh? Und dann auch, wie ſie mit dem Nachbar ſteht und geſtanden hat, treu nach der Wahrheit?

Und weil ſie nicht weiß, was ſie reden ſoll, liegt ſie da und weint.

Da ſagt der Jons: „Die Marjellens ſind ja, Gott ſei Dank, auch weg.“

„Das weißt du?“ ſagt ſie und richtet ſich auf.

„Ich hab' ja alles aufladen ſehen heute mittag,“ ſagt er.

„Und du haſt ſie nicht zuſchanden geprügelt?“

„Ich hab' ſchon eine zuſchanden geprügelt," ſagt er und ſetzt ſich neben ſie auf den Herd.

Da hebt ſie den Kopf und legt ihn ihm zwiſchen die Knie, und er legt die Hand auf ihr Haar, und ſo ſitzen ſie lange.

Aber endlich muß ſie es ihm doch ſagen — das mit dem Nachbar zuerſt.

Sie druckſt und druckſt, doch es will nicht recht losgehen. „Der Nachbar —" ſagt ſie, „der Nachbar —" und dabei bleibt es.

„Is ja alles egal mit dem Nachbar," ſagt er, „wenn du bloß da biſt."

Nun weiß ſie, daß er ihr alles verziehen hat, wenn es auch noch ſo ſchlimm wäre. Aber ſie will es nicht auf ſich ſitzen laſſen — nicht eine Stunde mehr.

Und da kann ſie mit einem Male ganz fix in die Höhe und ſetzt ſich neben ihn und erzählt ihm von dem Geſangbuch — wie wundertätig ſich das in der Jugend an ihr erwieſen hat. Nun aber ſind ſie längſt angejahrt und drüber hinweg. Und daß der Nachbar heut für die Nacht zum Nachbar Smailus gegangen iſt, erzählt ſie ihm auch.

Er ſagt: „Wenn du bloß da biſt." Und ſonſt ſagt er nichts. — — — — —

Nun wollen ſie ſchlafen gehen. Doch es ſind keine Betten da.

„Ich lieg' ſonſt auf dem Stroh," ſagt er, „und bedecken tu' ich mich mit dem Woilach."

Das Pferd iſt weg, aber ſein Woilach dient weiter.

„Wie wir anfingen," ſagt ſie und ſchämt ſich, „da hatten wir wenigſtens Bettzeug."

„Ach Gott," ſagt er, „das Vieh iſt ja weg und viel von dem Hausrat und alles Geſparte" — wie er ſagt „alles Geſparte", da ſchluckt er doch, und ihr zerreißt es das Herz —, „aber die ſchönen Gebäude ſind da, und die Wieſe haben wir auch, und die Kartoffeln gedeihen — und der Moorvogt ſagt: ‚Das Pferd wird ſich finden,' und fürs übrige leiht er. Wir fangen eben noch einmal von vorne an, das iſt alles."

Wie er das ſagt, da kommt die Erdme ſich wieder ganz jung vor.

Und dann kriechen ſie ſtill in das kahle Bett und decken ſich zu, ſo viel die kurze Pferdedecke nur hergibt. Und ſie frieren auch nicht, denn die Nacht iſt ja mild, und ſie können ſich gegenſeitig erwärmen.

Wie die Erdme da liegt, denkt ſie: „O Gott, o Gott, wie liegt es ſich ſchön hier!“ Und ihr Kreuz wird bald heil ſein, und dann wird ſie arbeiten wieder für dreie. Und der Segen wird kommen, wie er das erſtemal kam. Nein, er iſt ſchon gekommen, denn der Jons liegt ja bei ihr und ſagt halb im Schlaf: „Wenn du bloß da biſt.“

Die Petruſchka hat den Kopf zwiſchen die Pfoten geſteckt und träumt von einer Wanne mit lauwarmem Seifenwaſſer und einem tüchtigen Schrubber.

Und wie ich die Erdme kenne, wird der Traum ſich morgen erfüllen. — — —

Die Magd

I

Es war am erſten Juli und ſchon Feierabend, als die Marinke Tamoſzus im Dorfe einfuhr. Der Vater hatte ſie in ſeinem Wagen ſelber gebracht. Trotzdem kam ſie nicht aus dem Elternhauſe. Sie kam von dem Gute des Herrn Weſtphal, wo ſie erſt ein Jahr im Haushalt gedient und dann zwei Jahre lang die Meierei verwaltet hatte.

Dort war ſie dem alten Enskys aus Uſſainen in die Augen gefallen. Er hatte beim Milchabliefern die fleißige Wirtin in ihr erkannt und erſt ſeine Frau und dann auch ſeinen Sohn, den Jurris, auf ſie aufmerkſam gemacht. Hierauf, als beide freudig Ja ſagten, hatte er ſich mit ihrem Vater verſtändigt, und das Ende vom Liede war, daß ſie dem Herrn Weſtphal kündigte und vom alten Enskys den Mietstaler nahm.

Aber nein doch, das Ende war es nicht! Es ſollte vielmehr ein glücklicher Anfang ſein.

Denn wenn man ſich gegenſeitig gefiel, ſo konnte nach den letzten Kartoffeln, um Mitte Oktober etwa, die Hochzeit gefeiert werden. Wenigſtens war es mit dem Vater ſo abgemacht worden. Und ſie, die Marinke, hatte ſich nicht gewehrt. Denn nach Hauſe konnte ſie nicht, weil dort eine böſe Stiefmutter ſchaltete, und ewig auf dem großen Gute zu ſcharwerken, hatte erſt recht keinen Zweck. Man kam ſchließlich bloß ins Gerede.

Sie ſaß in ihren Sonntagskleidern mit gründurchflochtenen Zöpfen und brauner Taftſchürze, blond und rund und ſchüchtern neben dem dürrgearbeiteten Vater, der auf ſeine Gäule losprügelte, denn er wollte forſch vorgefahren kommen.

Er kannte die Enskysſche Wirtſchaft ſchon, ſie hingegen war noch niemals dort geweſen und fuhr ins neue Leben hinein, wie man aufs Meer hinausfährt.

Sie blickte nicht vorwärts und nicht in die Runde, und von freudiger Erwartung stand wenig auf ihrem Gesichte zu lesen. Sie fragte auch nicht: „Ist es hier? Ist es dort?“ Aber wenn der Wagen an einem neuen Zugangswege vorbeifuhr, atmete sie erleichtert auf, weil ihr noch eine Galgenfrist blieb.

Endlich bog er doch um die Ecke, und im Abendschein lag die künftige Heimat vor ihr. Vier schwarz-weiße Kühe weideten im Roßgarten. Daß die tüchtige Milchgeberinnen waren, das wußte sie schon von der Meierei her. Der Garten mit Blumen voll. Der Hofraum gepflastert. Der Stumpf einer Dreschmaschine vor der massiven Scheune. In ihrem Herzensbangen fiel ihr sonst nicht viel auf. Nur die braunen Netze, die zum Trocknen über den Staketen hingen, gewahrte sie mit etlichem Staunen, denn noch nie war sie in einer Fischergegend gewesen.

Vor der Tür standen die Alten mitsamt dem Jurris. Auch ein Knecht war da und eine Taglöhnerfrau. Um derentwillen durfte der Willkomm nicht allzu herzlich sein. Aber sie dachten sich doch ihr Teil, denn sie grieflachten heimlich zusammen.

Wenn ein junger Sohn im Hause ist und die Magd kommt zweispännig angefahren, und der eigene Vater kutschiert!

Der Jurris war ebenso schüchtern wie sie. Man hätte es nicht von ihm glauben sollen, denn er war unlängst von den Kürassieren nach Hause gekommen, und die blau-weiße Mütze saß ihm noch auf dem linken Ohr. Aber als er ihr kaum die Hand gegeben hatte, machte er sich schon eifrig an dem Kasten zu schaffen, den er mit Hilfe des Knechts über die Sprossen hob. Nur um nicht mit ihr reden zu müssen.

Eigentlich wie ein Kürassier sah er nicht aus. Nach seiner Gestalt hätte man ihn eher bei den Ulanen vermutet. Lang und biegsam und von sinkendem Schulterbau. Die Augen blau und still. Viel von Bart noch nicht auf den Lippen.

Das Ausspannen verbat sich der alte Tamoszus. Denn

bis nach Piktaten, wo seine Wirtschaft lag, sind es mehr als drei Meilen, und er wollte nachts schon zu Hause sein. Aber einen Bissen geräucherten Aal aß er doch und trank den Himbeer dazu, der nicht im mindesten kratzte. Er fühlte es mit Zufriedenheit: die Marinke kam in ein gutes Haus, und die fünfhundert Taler, die er ihr mitgeben konnte, würden gut angewandt sein.

So fuhr er also von dannen, und die Marinke saß in der Kammer und weinte.

Aber da man bei fleißiger Arbeit eher ans Lachen als ans Weinen denkt, so war sie am nächsten Morgen schon wieder ganz fröhlich. Die Kühe standen über dem Melkeimer so still, als hätte sie sie schon seit Wochen geliebkost, und der Schweinetrank schwippte in weitem Bogen gerade unter die hungernden Rüssel.

Die Enskene ging ihr nach auf Schritt und Tritt, aber so, daß sie von ihr nicht gesehen werden konnte, und als das Frühstücksbrot kam, sagte sie leise zu ihrem Mann: „Wir haben gut gewählt. Sie ist eine Gesegnete."

Der alte Enskys faltete die rissigen Hände und sagte noch zweifelnd: „Geb' Gott!"

Und beide dachten daran, wie sie nun im Herbste sich zur Ruhe setzen könnten, waren dabei aber erst um die Funfzig.

Die Marinke tat, als merke sie nichts von dem Beobachtetwerden und dem Getuschel, und machte ihre Arbeit als eine, die das Arbeiten liebt und nicht nach rechts und nach links sieht.

Die Schwiegermutter gefiel ihr. Bequem und gütigen Herzens und nicht gewillt, sie ihre Herrschaft fühlen zu lassen.

Aus dem Schwiegervater war vorderhand noch nicht klug zu werden. Bescheiden im Wesen, als wär' er ein Instmann, aber pfiffigen Blicks und im kleinen ein Quengler. Denn er gemahnte sie zwei-, dreimal an etwas, was sie noch gar nicht wissen konnte. Aber das mochte auch Unvernunft sein.

Der Jurris saß steif neben ihr da und sprach sie nicht an. Und so blieb es Tage und Tage lang, so daß der Knecht

und die Taglöhnerin ihren Verdacht bald wieder fahren ließen.

Der Marinke war es recht so, denn ihre Gedanken weilten ganz, ganz wo anders als bei dem Jurris. Nur neugierig war sie auf ihn und wollte wissen, wie er es anfangen würde. Aber er fing es lieber gar nicht an. Und mit der Zeit begann sie zu fürchten, sie könnte wieder heimgeschickt werden. Und noch etwas Schlimmeres fürchtete sie, doch daran ging das Denken gerne vorüber.

2

Um ihre Milch am besten zu verwerten, hatten die fünf größten Wirte des Dorfes mit Herrn Westphal einen Pachtvertrag abgeschlossen und lieferten ihm so und so viel Liter täglich für seine Meierei. Im Hinfahren wechselten sie sich allwöchentlich ab, und daher kannte die Marinke sie alle. Und besser noch kannte sie ihre Frauen und Kinder, denn die Besitzer spielten den Kutscher meistens nur dann, wenn sie in Augustenhof sonst noch zu tun hatten.

In der Woche nach Marinkes Ankunft war der Jozup an der Reihe. Der Jozup Wilkat, der mit seiner Mutter die Wirtschaft führte. Ein dunkler junger Mensch von Dreiviertelgröße mit buschigem Schnurrbart und zusammengewachsenen Brauen, die ihm ein finsteres und fremdartiges Aussehen gaben. Den Hof, der übrigens wohlhabend und gutgehalten war, nannte man in der Gegend die „Wilkija", das Wolfsnest. Zuerst natürlich des Namens wegen, denn Wilkat heißt im Deutschen der „Werwolf". Dann aber auch, weil die drei Söhne, die vaterlos herangewachsen waren, sich von früher Jugend an in den Haaren gelegen hatten, bis die Mutter, deren Liebling der Jozup war, die beiden Älteren herausbiß, so daß sie nun in Berlin auf Beförderung dienten. Der Jozup aber wartete nur auf eine passende Frau, um dann die Wirtschaft zu übernehmen.

In Auguſtenhof waren alle Mägde hinter ihm her, aber er kümmerte ſich wenig um ſie. Selbſt die Marinke hatte er immer bloß ſtumm angeglupt, hatte ſeine Milch aufſchreiben laſſen — und weg war er.

Man ſagte von ihm, er ſei ein „Bedraugis", das iſt einer, der keinen Freund hat, und das mochte früher vielleicht geſtimmt haben; wenn er jetzt aber abends die Milch abholen kam, machte er ſich lange im Stall bei dem Jurris zu ſchaffen, rauchte eine Zigarre mit ihm und verſäumte womöglich die Abfahrt. Denn bis Auguſtenhof ſind es im Schritt immerhin doch anderthalb Stunden. Es ſchien, als wären ſie Herzensfreunde immer geweſen.

Am vierten Abend mochte es ſein, da trat er zu der Marinke, die eben die Milchkannen auflud, und redete ſie mit den Worten an: „Geſtern hat mich der Herr Weſtphal halten laſſen und hat geſagt, ich möchte dir ſagen, du möchteſt doch bei Gelegenheit einmal nach Auguſtenhof kommen."

Die Marinke wurde rot und ſagte: „Was ſoll ich in Auguſtenhof? Ich bin nicht mehr in Dienſt dort."

Und der Jozup entgegnete: „Es iſt noch etwas abzurechnen, hat er geſagt."

Die Marinke antwortete: „Ich habe abgerechnet," und ging ihrer Wege.

Aber am Sonnabend kam er noch einmal und ſagte: „Der Herr Weſtphal iſt geſtern auf der Meierei geweſen und hat geſagt, er würde aus einem Poſten nicht klug und er müſſe durchaus mit dir reden. Morgen am Sonntag iſt mein letzter Abend. Vielleicht erweiſt du mir das Vertrauen und fährſt mit mir."

Der Marinke gab es einen Stoß gegen das Herz. Sie ſah den Jurris an, der ſtill nebenbei ſtand, und ſagte: „Wenn ich durchaus fahren muß, ſo fahr' ich doch lieber, wenn wir an der Reihe ſind. Die acht Tage wird der Herr Weſtphal ſich wohl noch gedulden."

Der Jozup zog die Brauenhaare noch finſterer zuſammen, ſtieg auf und fuhr vom Hofe herunter.

Der Jurris ſtand da und ſah ihm nach, und die Marinke

grämte ſich, daß er noch immer nicht zu ihr ſprach. Schließlich war ſie doch „auf Prob'" hier. Was ſollte werden, wenn es ſo blieb?

Darum tat ſie etwas, was ihrem ſchüchternen Sinne ganz zuwider war und wozu ſie bisher den Mut noch nie gefunden hatte. Sie ſtellte ſich neben ihn und ſagte: „Vielleicht biſt du ſo gut und nimmſt mich dann einmal mit."

Hätte er nun eine kurze und unwirſche Antwort gegeben oder ihr ſonſt ſein Mißfallen gezeigt, dann hätte ſie gewußt, daß ſie ihren Kaſten bald würde packen müſſen. Aber was tat er?

Er drehte ſich nach ihr um; ein gutes, man konnte ſagen, ein glückliches Lächeln ging über ſein ganzes Geſicht, und er entgegnete: „Wirſt du dann auch einmal mit mir fiſchen kommen?"

Nun wußte ſie, wie ſie mit ihm dran war und daß ſie mit ihrem Kaſten würde hierbleiben können für ihre ganze Lebenszeit. Am liebſten wäre ſie gleich davongelaufen und hätte im Winkel geweint, aber ſie bezwang ſich und lächelte nur und ſagte: „Du haſt ja bisher noch gar nicht gefiſcht."

„Ich habe immer auf dich gewartet," entgegnete er.

„Wenn du die Mutter gebeten hätteſt, hätte ſie mich wohl freigelaſſen," ſagte ſie.

„Ja, das hätte ich eigentlich können," entgegnete er, „aber ich dachte immer, du hätteſt zu viel zu tun."

„Zu tun habe ich wohl genug," war ihre Antwort, „aber wie man fiſcht, das ſähe ich gar zu gerne."

Da führte er ſie vor die braunen, nach Teer riechenden Netze, die über die Stakete gehängt waren, und erklärte ihr alles.

Sie hörte ihm zu und hörte doch nichts. Vor lauter Glück hörte ſie nichts. Das Schwere, das Dunkle, das ſonſt über ihr Denken gebreitet war, löſte ſich auf.

Nichts war um ſie und in ihr als ein milder Sommerabend mit braunen Netzen und grünen Staketen und vielen Blumen dahinter, und Vögelchen, die ſie anſangen, und

einem Hofhund, der ſie anwedelte, und einem lieben, guten Menſchen, der fortan der Ihre war.

Sie ging neben ihm hin wie ein ſeliger Geiſt, und hätte er ihre Hand gefaßt und wäre mit ihr in den Himmel geflogen, ſie hätte ſich nicht im geringſten gewundert.

Daß ſie nun auch gemeinſam den Garten beſuchten, geſchah wie von ſelbſt. Er zeigte ihr den Goldlack und den Reiherſchnabel, und ſie zeigte ihm den Ehrenpreis und die Studentennelke, und nur an dem Rautenbeet gingen ſie ſchweigend vorüber.

3

Zwei Tage ſpäter am frühen Morgen ſagte der Jurris zur Marinke: „Die Mutter hat erlaubt, daß wir zuſammen fiſchen dürfen.“

Sie fragte: „Wer wird die Kühe melken?“

Und er erwiderte: „Sie wird es ſelber tun.“

Als ſie mit ihm das Netz auf den Handwagen lud, ſchämte ſie ſich ſehr vor den Blicken, die ſie auf ſich gerichtet fühlte. Sie nahm ſich auch nichts zu eſſen mit und ſagte zu keinem: „Ich geh' nun.“ Wie eine Übeltäterin machte ſie, daß ſie davonkam.

Er zog den Handwagen, und ſie ſchob nach. Aber zu ſchieben war eigentlich nichts, denn die Räder drehten ſich wie von ſelber.

Bis zum Haff geht man quer durch die Felder mehr als eine halbe Stunde. Zuerſt war nichts davon zu ſehen als ein rötlicher Nebel, wie er morgens wohl auf den Wieſen liegt, dann aber brach das blaue Waſſer durch, hoch über dem Rohr und dem Buſchwerk, und zwiſchen Waſſer und Himmel blänkerten in der Ferne die Sandberge der Nehrung, anzuſehen wie ein Gürtelband von weißgelber Seide.

Marinke dachte: „Wie ſchön wird meine Heimat ſein!“ Sie wollte was ſagen, aber ſie traute ſich nicht, denn er, der vor ihr ging, drehte ſich nie nach ihr um.

Und ſo kamen ſie dem Ufer immer näher.

Dort ſtanden Schuppen errichtet, um die Kähne aufzunehmen, wenn die Zeit der Stürme drohte. Jetzt aber, bei ſtillem Sommerwetter, waren ſie nicht einmal auf den Strand gezogen und ſchaukelten ſich, an Pfähle gebunden, zwiſchen Grasbank und Röhricht.

Keiner von den andern, die die Fiſchgerechtſamkeit haben, war am Ufer zu ſehen. Denn jetzt bei beginnender Ernte gab es zu viel auf den Feldern zu tun.

Und Marinke fühlte in beklommener Seele, daß auch ſeine Ausfahrt nur ihr zuliebe geſchah.

Nun lud er das Netz aus dem Wagen, und ſie half ihm dabei, obgleich es auch hier nichts zu helfen gab. Erſt wie ſie ſchon draußen waren, weit draußen im Blauen, wo nur die Ruder klatſchten und die Kielwellen ſchälten, da forderte er ſie auf, ihm beim Auswerfen zur Hand zu gehen.

Und ſie verſtand auch gleich, was zu tun war, ſo daß alsbald die „Pluden“ — das ſind die leichten Hölzer, die das Netz obenhalten — in ſchönem Bogen rings um ſie herſchwammen.

Nun kam eine Zeit der Ausruhe, und die Sonne fing etwas zu ſtechen an.

„Du haſt kein Tuch,“ ſagte er, „du wirſt Kopfſchmerzen kriegen.“ Und er holte eine Ölkappe hervor, die ſollte ſie aufſetzen. Aber ſie wollte nicht, denn ſie fürchtete, er werde über ihr Ausſehen lachen müſſen. Und das ſagte ſie ihm auch.

Aber da begann er ſchon im voraus zu lachen und rief: „Hundertmal reichen nicht, daß ich dich in der Ölkappe ſehen werde.“

Und ohne ſich zu beſinnen, was ſie da ſagte, entgegnete ſie: „Aber dann werden wir auch verheiratet ſein.“

Noch wie das Wort kaum heraus war, da ſchämte ſie ſich ſchon ſo ſehr, daß ſie ſich am liebſten ins Waſſer geſtürzt hätte. „O Gott, o Gott,“ dachte ſie, „jetzt wird er mich für dreiſt und für zudringlich halten.“ Und weil ſie fühlte, daß ſie ganz glutrot geworden war und immer

noch röter wurde, drehte ſie ihm den Rücken und machte ſich klein.

Er — vom Steuer her — ſagte: „Marinke, dreh dich doch um.“

Aber ſie vermochte es nicht. Denn plötzlich ſtieg der Gedanke in ihr auf: „Es wird nicht ſein — es kann nicht ſein. Es iſt zu ſchön für mich — und ich bin es nicht wert.“

Wie ein Herzbruch kam es über ſie, ſo daß ſie bitterlich zu weinen begann.

Der Jurris ſtand von ſeinem Platze auf und ſetzte ſich neben ſie, ſo dicht, daß ihr Rücken an ſeine Bruſt ſtieß.

Und er fragte ſie, ob ſie ihn denn wirklich nicht wolle, da ſonſt ja die Heirat kein Grund zu ſolchen Tränen ſei.

Aber ſie weinte nur um ſo heftiger.

Da ſchlang er von hinten her die Arme um ihren Hals, ſo daß ihr Kopf auf ſeine Schulter zu liegen kam. Sie drehte ſich ein wenig nach ihm um, damit ſie ihr naſſes Geſicht nicht dem hellen Tage preiszugeben brauchte, und ſo lag ſie an ſeine Jacke gedrückt und wurde wieder ganz ſtill.

„Ach wenn er mich doch küſſen möchte!“ dachte ſie.

Aber er küßte ſie nicht.

Und dann war es Zeit, nach dem Netze zu ſehen. Viel brachte der Fang nicht. Ein paar Bleie, ein paar Plötze. Das war alles. Aber ſie kümmerten ſich nicht darum, und ſchließlich lachten ſie gar darüber.

Als ſie den Wagen heimwärts fuhren, ſchob ſie nicht mehr wie in der Frühe, ſondern ſchritt an ſeiner Seite und zog mit ihm. Aber da es beim beſten Willen auch jetzt nichts zu ziehen gab, legte er ſeinen freien Arm um ihre Hüfte, ſo daß er ihren Arm von der Deichſel abdrängte. Und darum gab es des Lachens kein Ende.

Doch zu Hauſe taten ſie wieder ganz ernſt, und als die künftige Schwiegermutter ihnen das Frühſtück auftiſchte, wollte ſie es nicht dulden und küßte ihr Ärmel und Rockſaum.

Da ſagte die Enskene mit einem freundlichen Lächeln: „Was ihr gefiſcht habt, iſt ja nicht viel, und doch hat mein Jurris einen guten Fang gemacht.“

Der alte Enskys aber ging mit mißtrauiſchen und ängſtlichen Blicken um beide herum, ſo daß auch der Marinke wieder ganz angſt ward.

„Ob er was weiß?“ dachte ſie.

Aber dann hätte er wohl nicht gewollt, daß ſie „auf Prob'“ ins Haus kam.

Und darum ging ſie wieder beruhigt an ihre Arbeit.

4

In dieſer Woche hatte der Jozup Wilkat eigentlich nichts mehr auf dem Hofe zu tun, denn das Milchabholen beſorgte ein anderer. Aber trotzdem ſah man ihn morgens und abends. Einmal hatte er ſich einen Bohrer geborgt, den er zurückbringen mußte, ein andermal war ihm die Wagenſchmiere ausgegangen, und ſchließlich kam er ganz ohne Grund, ſetzte ſich neben den Jurris auf eine Deichſel und rauchte manchmal drei Pfeifen aus.

Daß man den jemals einen „Bedraugis“ genannt hatte, war zum Verwundern.

Der Jurris wußte nicht recht, wie er zu der neuen Freundſchaft gekommen war, die eigentlich ſchon ſeit zwanzig Jahren hätte beſtehen müſſen, aber da ſie ihm plötzlich vom Himmel fiel, ließ er es ſich gefallen. Der Jozup, den alle für ſtörriſch und abſtoßend gehalten hatten, war gar nicht ſo ſchlimm. Er wußte Geſchichten und Lieder die Menge, und wenn man die Auflöſung ſeiner Rätſel erfuhr, konnte man ſich vor Lachen den Bauch halten.

Darum kamen auch die beiden Alten häufig dazu, und nur die Marinke machte ſich ungern in ſeiner Nähe zu ſchaffen. Nicht daß er ihr einen Widerwillen eingeflößt hätte. Wenn ſie ihn kommen und gehen ſah mit ſeinen ſtrammen Beinen und ſeiner pröpſchen Kopfhaltung, gefiel er ihr immer ganz gut, aber die Herzbeklommenheit, die ſie ſchon in Auguſtenhof manchmal befallen hatte, wenn er auf dem Milchwagen vorfuhr, verließ ſie auch jetzt nicht.

Zuweilen dachte ſie: „Der wird mir gewiß einmal ein Leid antun.“ Aber ein bißchen Angſt vor den Männern hatte ſie ja wohl immer, ſeitdem ſie erfahren hatte, wie wenig ein armes Mädchen vor ihrem ſtarken Willen vermag.

Und ſie brauchte auch nur nach dem Jurris hinüberzublicken, um zu wiſſen, wie gut geborgen ſie war und daß jener ihr niemals würde zu nah kommen können.

Eines Spätabends beim Weggehen blieb der Jozup am Gartenzaun ſtehen und rief zu ihr herein: „Du, richt dich mal auf!“

Sie wollte erſt nicht, denn ſie zog gerade Mohrrüben aus der Erde für morgen Mittag, aber ſie mußte es doch tun.

„Warum hältſt du dich ſo weit ab von mir?“ war ſeine Frage. „Ich beiß' dich nicht. Ich beiß' bloß in Rindfleiſch.“

„Ich bin die Magd hier,“ gab ſie zur Antwort, „und ich habe zu tun.“

„Wenn du von Magd ſprichſt,“ ſagte er, „dann lachen die Hühner. Ich weiß am beſten, wie bald du hier Herrin ſein wirſt.“

„Wenn du das weißt,“ entgegnete ſie, „dann wart hübſch, bis ich das Recht hab', mit dir zu reden.“

„Ich glaube nicht, daß dir Stummheit auferlegt iſt,“ ſagte er, „und ich habe auch eine Beſtellung an dich.“

Sie erſchrak, aber ſie nahm ſich zuſammen. „Wenn es wieder von Herrn Weſtphal iſt,“ entgegnete ſie, „dann ſag ihm nur, ſobald die Reihe an uns iſt, würde ich kommen — und früher nicht!“

Aber diesmal war es was anderes.

„Meine Mutter leidet an der Knochenkrankheit,“ ſagte er. „Sie hat gehört, daß du eine heilkräftige Hand haſt, und bittet dich, ſie ihr einmal aufzulegen. Bei der Gelegenheit könnteſt du dir gleich unſere Wirtſchaft beſehn.“

Ihr wurde ganz heiß von dem allen.

„Wer das geſagt hat von meiner Hand,“ entgegnete ſie, „der erfindet ſich Lügen, denn ich weiß nichts davon.

Und was ich an eurer Wirtſchaft zu ſehen hätte, das weiß ich noch weniger."

Damit bückte ſie ſich nach dem Gelbrübenbeet hinunter und ſah ihn nicht mehr an.

Er ſtand noch eine kleine Weile, und ihr war, als fühle ſie ſeine Blicke auf ihrer Haut; dann wünſchte er „Guten Abend" und ging von hinnen.

„Mein Gott, mein Gott!" dachte ſie. „Trachtet der auch nach mir?" Aber das konnte nicht ſein! Würde er ſich alsdann den Jurris zum Freunde ausgeſucht haben?

Nach einer Weile hörte ſie deſſen Schritte den Mittelſteg herabkommen, und ihr Herz flog ihm entgegen. Sie dachte: „Wie kann man einen bloß ſo raſch liebhaben!" Aber ſie blickte nicht auf und betlopfte die Möhren nur um ſo fleißiger.

Er blieb hinter ihr ſtehen und ſagte: „Kannſt du dir denn gar nicht genug tun? Es iſt halbdunkel und Schlafenszeit, und du arbeiteſt noch immer."

Sie ſtand auf und wiſchte das Schrapmeſſer an ihrer Schürze ab. „Du mußt nicht glauben," ſagte ſie, „daß ich mich zeigen will vor dir oder den Eltern. Aber wenn ich daran denke, daß es vielleicht auch bald meine Erde iſt, auf der ich da knie, dann wird mir der Abend zum Morgen und die Arbeit zum Spiel."

Er ſagte: „Wir haben uns immer noch nicht richtig miteinander verſprochen."

„Nein," ſagte ſie, „das haben wir noch nicht."

Und ſie ſchickte ſich an, den Korb mit den Gelbrüben ins Haus zu tragen.

Aber er nahm ihn ihr aus der Hand und führte ſie den Mittelſteg weiter zu dem Eſchenbaum, unter dem die Bank ſtand für Mittagsruh' und für Feierabend.

Dort unter den hängenden Zweigen war es faſt Nacht, und wer einen auffinden wollte, den ſah man ſchon lang' auf dem helleren Stege daherkommen.

Der Jurris ſtellte den Korb auf die Erde und ſetzte ſich neben ſie. Ihre Hand ließ er nicht los und nahm auch die andere dazu.

„Weißt du, was der Jozup heute geſagt hat?“ begann er das Geſpräch. „Wenn wir Hochzeit machen, möcht' er Brautführer ſein.“

Sie konnte ihm doch nicht ſagen, daß ſie Angſt vor dem Jozup hatte, denn ihr war ja nichts Böſes von ihm geſchehen, und darum meinte ſie nur: „So weit iſt es ja noch nicht.“

Er antwortete: „Warum nicht? Wenn du mich willſt, ich will dich. Ich hab' dich ſchon immer gewollt.“

Und ſie erwiderte: „Ich will dich gern.“

Nun ſaßen ſie eine Weile ganz ſtill. Sie lehnte den Kopf an ſeine Schulter, und er lehnte die Backe an ihren Kopf. Und ſie dachte: „Warum küßt er mich immer noch nicht?“

Nicht daß ſie unzufrieden geweſen wäre oder ihn für linkiſch gehalten hätte, aber ſie hatte ſo große Sehnſucht nach ihm. Darum ſchob ſie auch den Kopf ſachte, ganz ſachte immer weiter nach hinten, ſo daß erſt ihre Backe auf ſeiner Backe und dann ihr Mund faſt ganz auf ſeinem Munde lag.

Da mußte er es wohl tun, und es war wie ein Schaudern und wie ein Schlag. Und wie eine ängſtliche Erinnerung war es und auch wie eine neue Angſt.

Aber dann kam um ſo ſtärker die Seligkeit. Sie wußte nicht mehr, wieviel von ihrer Seele und ihrem Leibe noch ihr ſelbſt gehörte, ſie wollte ihm immer noch mehr von ſich ſchenken und immer noch mehr die Seinige ſein.

Doch da ſchien es ihr, als höre ſie irgendwo rings ein Geräuſch, und es war doch niemand den Steg heruntergekommen.

Darum ſprang ſie auf und ſagte: „Komm. Es iſt nicht mehr ſicher hier.“ Und wünſchte ihm raſch „Gute Nacht“ und lief ſtracks nach der Klete, wo ihre Kammer gelegen war.

Aber ſchlafen konnte ſie nicht, denn ſie dachte, es würde nicht lange mehr dauern, dann würde er nachgefolgt ſein. In dem Nebenraum ſchnarchte die Taglöhnerfrau. Derentwegen hätte er es ruhig auf ſich nehmen können.

Sie horchte und horchte nach der Türklinke hin, aber die rührte ſich nicht. Statt deſſen war es ihr, als ob draußen im Hofe leiſe, ganz leiſe Schritte ſich regten, die zwiſchen Wohnhaus und Klete unaufhörlich hin und her liefen.

„Der Arme!“ dachte ſie. „Er traut ſich nicht. Ich muß es ihm leichter machen.“

Und darum ſtand ſie auf und öffnete ſacht den oberen Teil der Tür nur eine Handbreit weit. Gott ſei Dank, daß der Spalt nicht größer geriet. Denn als ſie den Kopf für einen Augenblick durchgeſteckt hatte, wurde ihr gleich offenbar, daß der, der da draußen im Sommernachtſchein ruhelos umging, nicht etwa der Jurris, ſondern ſein Vater war, der wider Recht und Gewohnheit lauerte, damit, was ſich liebte, nicht zueinanderkam.

5

Wider Recht und Gewohnheit! Gewiß. Denn wenn eine Braut, die „auf Prob'“ iſt, ſich mit dem Bräutigam einig geworden iſt, dann ziehen ſie womöglich in eine Kammer, und keiner kümmert ſich drum.

Aber hier geſchah folgendes: Als am nächſten Vormittag der Jurris vom Felde kam, um kaltes Braunbier zum Trinken zu holen — denn draußen beim Mähen und Binden ſtarben ſie alle vor Durſt —, da fand er, als er den Rückweg antreten wollte, den Vater, der ſich ſchon gern die Ruhe gönnte, wartend im Hausflur ſtehen.

„Komm doch mal 'rein,“ ſagte er.

Der Jurris ſtellte den Topf in den Schatten, und als er in die Stube trat, was ſah er da?

Der große Tiſch war mit einem weißen Handtuch bedeckt. Darauf ſtanden zwei brennende Lichter, und zwiſchen ihnen lag das Geſangbuch.

Der Alte war barhaupt und hatte die Schlorren nicht an und ſah furchtſam und heimlich aus.

„Nimm deine Mütze ab,“ ſagte er.

Der Jurris tat verwundert, wie ihm geheißen war.

Und der Vater fuhr fort: „Als die Marinke ins Haus kommen ſollte, ſagte ich zu dir: kennen lernen müſſen ſich die Menſchen, die beieinander bleiben wollen ein Leben lang. Aber erſt verlangte ich von dir das Verſprechen, daß du ihr nicht zu nahe kommen wolleſt, ſolange die Hand des Pfarrers nicht auf eurem Kopfe gelegen hat. Und das gabſt du mir auch.“

„Ich wußte nicht, wie das iſt, Vater,“ fiel ihm der Jurris ins Wort, „wenn die Braut einem ſo dicht nebenbei wohnt.“

„Und die Herren vom Gericht wiſſen es noch viel weniger,“ gab der Vater zur Antwort, „denn es ſind Deutſche. Und die Deutſchen haben von Gott eine andere Vernunft bekommen als wir. So hat es ſich vor etlicher Zeit auf dem Tilſiter Schwurgericht zugetragen, daß ein alter, ehrbarer Beſitzer, der ſein Lebtag nicht um Haaresbreite vom Pfade der Tugend gewichen war, ein Jahr Zuchthaus — nicht Gefängnis, mein Sohn, ſondern Zuchthaus — gekriegt hat, weil ſein Sohn und die Braut, die auch auf Prob' war, genau wie die Marinke, unter ſeinem Dache zuſammen geſchlafen haben. Er hat geweint und geſchworen, es ſei alles in Ehren geſchehen, denn im Herbſt ſollt' ja die Hochzeit ſein, und zu der Auſt könnt' man zwei fleißige Händ' nicht entbehren; aber unbarmherzig, wie die Deutſchen ſind, haben ſie dem alten Mann die Ehre genommen und haben ihn eingeſperrt zuſammen mit Räubern und Mördern.“

„Das kann nicht ſein!“ rief der Jurris voll Empörung. „Das wär' ja die ſchlimmſte Gewalttat!“

„Die Deutſchen nennen's Gerechtigkeit,“ ſagte der Vater, „und untereinander ſtrafen ſie ſich genau ſo. Nun möchte ich aber auf meine alten Tage nicht auch in das Scheuchhaus kommen, denn Aufpaſſer gibt es ja überall. Und weil ich geſtern abend geſehen habe, daß es ſo weit mit euch iſt, weiß ich nur zwei Wege, mich vor Angſt und Unglück zu retten: entweder ich ſchick' ſie ſolang' zu den Eltern zurück —“

„Das geht ja nicht, Vater," rief der Jurris entſetzt, „das würde ausſehen, als wollten wir ſie nicht haben."

— „oder du ſchwörſt mir hier auf das heilige Gotteswort, daß du dich ihrem Leibe fernhalten wirſt bis zu dem Tage der Hochzeit. Und niemand, ſelbſt deine Mutter nicht, wird davon wiſſen."

Das kam dem Jurris hart an, aber was ſollte er machen? Und er ſchwor zwiſchen den Lichtern, die Hand aufs Geſangbuch gelegt, was der Vater verlangte. Und daß, wenn er den Eid verletze, Gott ihn mit Drangſal und Tod heimſuchen wolle, das ſchwor er auch, genau wie der Vater es vorſprach.

Und dann brachte er das warm gewordene Braunbier aufs Feld hinaus.

Die Marinke, die in Rock und Hemde ſchwer atmend daſtand, griff nach dem Krug, als ob er ein Glückstopf geweſen wäre. Aber ihm war, als tränke ſie Trübſal daraus.

Nachher zur Mittagspauſe, als die Mäher alle im kargen Schatten zweier Weidenſtümpfe lagen, rückte er ſo weit von ihr ab, daß ſie ſich erſtaunt nach ihm umſah; aber ſie dachte, daß es der Leute wegen geſchehe, und darum beruhigte ſie ſich wieder.

Auch beim Nachhauſegang ſchritt er nicht etwa an ihrer Seite, ſondern machte ſich mit den kleinen Steinen zu ſchaffen, die in den Wagenſpuren lagen.

Und immer und immer wich er ihr aus, ſo daß ſie ſchließlich ganz krank war.

Aber ſie hatten ſich ja miteinander verſprochen. Darum zweifelte ſie auch nicht an ſeiner aufrichtigen Meinung, und nur die große Sehnſucht nach ihm war es, die ſie krank machte.

So kam der Montagabend heran, an dem der Enskyſche Wagen zum erſten Male wieder die Milch der fünf Wirte nach Auguſtenhof zu bringen hatte. Seit langem war ausgemacht worden, daß Marinke mit dem Jurris mitfahren ſolle, um dem Verlangen ihres früheren Brotherrn nicht länger entgegenzuſtehen.

Sie könne mit leichtem Herzen fahren, ſagte ſie zu ihrer künftigen Schwiegermutter, denn ſie habe die Bücher aufs genaueſte geführt, und nur ein Irrtum des Schweizers, der ihr Nachfolger war, könne ſchuld daran ſein, daß etwas nicht ſtimmte.

Aber in Wahrheit war das Herz ihr ſchwer — wenn auch nicht wegen der Bücher.

Sie ſchmückte ſich mit Sorgfalt, flocht bunte Bänder durch die Zöpfe und legte ein ſeidenes Gürtelband an, deſſen Sprüche ſie ſelber eingewebt hatte. Und wenn ſie daran dachte, daß ſie nun zwei Stunden lang in der roten Dämmerung mit dem Jurris allein durch die Welt fahren ſollte, ſo verſchwand alles andere, wovor ihr wohl bangte.

Aber ſiehe da! Als die Stunde des Einſammelns kam, war der Jurris nirgends zu finden. Die Milchgefäße der Wirtſchaft ſtanden aufgeladen, und auch die der anderen Wirte warteten ſicher ſchon lange, aber alles Rufen nach ihm blieb vergeblich.

„Dann wirſt du wohl allein fahren müſſen, mein Täubchen," ſagte die Schwiegermutter.

Sie erſchrak ſehr und weigerte ſich. Und viel mehr Tränen weinte ſie, als die kleine Fahrt wert war.

Da kam auch der Alte herzu, und wie er nun einmal war, fing er ſogleich zu quengeln an. „Was machſt du für ein Weſen?" ſagte er. „Es ſcheint, daß du dich fürchteſt, weil du mit Pferden nicht umzugehen verſtehſt."

Das kränkte die Marinke natürlich aufs tiefſte, denn den Litauer oder die Litauerin möchte ich ſehen, die die Pferde nicht wie ihre Geſpielen betrachtet. Das Reiten und Fahren können ſie alle womöglich noch früher, als ſie das Gehen gelernt haben.

Darum erwiderte die Marinke auch nicht ein Wort, ſondern biß nur die Lippen zuſammen, ſtieg auf und fuhr vom Hofplatz herunter.

Der Schwiegermutter tat es leid, daß ihr Mann ſo häßliche Reden geführt hatte, und deshalb ging ſie hinter dem Wagen her, um, wenn es ſich machte, der Marinke was Tröſtliches mit auf den Weg zu geben.

Aber ſie holte ſie nicht mehr ein, und nur von weitem konnte ſie ſehen, daß, als der Wagen bei den Wilkats hielt, die Alte trotz ihrer gichtbrüchigen Glieder flink auf die Achſe ſtieg und die Marinke abbutſchte, wer weiß wie ſehr.

Und ſie ärgerte ſich noch, denn ſie dachte: „Was hat die alte Wölfin ihr Maul an der Marinke abzuwiſchen?“

Eine Stunde ſpäter ſah ſie den Jurris wieder zum Vorſchein kommen. Er ſei auf dem Haff geweſen, nach den Aalreuſen zu ſehen, ſagte er zu ſeiner Entſchuldigung. Und als ſie ihm Vorwürfe machte und weiter in ihn drang, erwiderte er nur noch: „Frage den Vater.“

Aber der wußte von gar nichts. Und beide Männer gingen zur Ruhe.

Sie hingegen konnte nicht ſchlafen, ehe die künftige Tochter wieder zu Hauſe war.

Darum bereitete ſie das Abendbrot, ſetzte ſich unter den Lindenbaum, ließ auch die Lampe brennen am Herd und ſchloß nur die Tür gegen die Mücken.

Der Mond ging auf, und der Nachtwind ſtreichelte ſie gleichwie ihr Slinka, der alte Kater. Sie wartete und wartete, aber die Marinke kam nicht.

Endlich gegen halb zwölfe hörte ſie einen Wagen langſam, langſam näher knarren. Die Räder mahlten, und die Achſeln ſchlackerten.

„Sie wird eingeſchlafen ſein,“ dachte ſie, „und die Pferde machen es ſich zunutze.“

Aber als ſie ſie auf dem Sitzkaſten ſah, mit großen Augen nach dem Mond hinſtarren, und dann abſteigen ohne „Wie geht's?“ und „Guten Abend,“ da wußte ſie, ſie hatte nicht geſchlafen, ſondern ihr war etwas geſchehen.

Sie liebkoſte ſie und ſagte: „Du biſt müde, mein Tochterchen, darum iß einen Biſſen und lege dich nieder. Ich ſelbſt werde ausſpannen ſtatt deiner.“

Und die Marinke ließ es auch zu.

Als die Mutter hereinkam, ſaß ſie am Herde und kaute. Aber es war, als täte ſie's nur, weil man es ihr befohlen

hatte. Jetzt, da das Lampenlicht auf ihr lag, ließ ſich erkennen, daß ſie von Geſicht ganz weiß war, bloß daß unter den Augen zwei Flecken brannten.

Die Mutter umarmte ſie und ſagte: „Geſtehe, was dir begegnet iſt.“

Und ſie erwiderte immer ins Leere hinaus: „Es hat nicht geſtimmt.“

„Um wieviel hat es nicht geſtimmt?“ fragte die Mutter.

Sie beſann ſich einen Augenblick und erwiderte dann: „Mehr als funfzig Mark ſind es, die fehlen.“

Da lachte die Mutter und ſagte: „Die ſchick' ich noch in der Frühe und lege funfzig als Zinſen dazu. Die kann ſich der Wieszpatis ſauer kochen.“

Und die Marinke entgegnete heftig: „Um das Geld iſt es nicht. Das hat er mir gleich geſchenkt. Der Verdacht iſt es — die Schande iſt es, daß der Schweizer nun ſagen wird: ‚Eine lüderliche Kröt' iſt vor mir im Amte geweſen.‘ Oder er ſagt gar noch Schlimmeres.“

Die Mutter ſchalt ſie, daß ſie ſich mit ſo unnützen Sorgen abgab, aber in ihrem Innern freute ſie ſich darüber, daß Gottes Gnade ihrem Jurris eine ſo rechtſchaffene Frau hatte beſcheren wollen.

Und ſie ſagte: „Morgen fahr' i ch mit der Milch, und wenn ich deinen Herrn Weſtphal ſeh', dann ſag' ich ihm ordentlich die Meinung, weil er ein ehrliches Mädchen in ſchändlichen Ruf gebracht hat. Ja, das werd' ich tun und fürcht' mich nicht im geringſten.“

Als ſie das ſagte, hatte die Marinke zuerſt ein ſehr erſchrockenes Geſicht gemacht. Dann aber lächelte ſie ein weniges, wie man zu Kinderworten wohl lächelt. Dem Herrn Weſtphal trat kein Mann und keine Frau mit Vorwürfen unter die Augen. Dem nahte man höchſtens mit einer Bitte im Munde.

Nicht ohne Grund nannten die Leute ihn weit und breit den „Wieszpatis“. Das heißt auf deutſch „König und Herrſcher“. Und der liebe Herrgott heißt auch ſo.

Am nächſten Morgen benahm ſich die Marinke faſt wieder ſo wie gewöhnlich.

Sie küßte der Mutter den Ärmel und gab dem Jurris die Hand. Aber warum er ſich geſtern verſteckt hatte, danach fragte ſie nicht. Sie fragte überhaupt nichts mehr, ſondern ging ſtill an die Arbeit.

Die Tage verfloſſen. Der Roggen kam trocken herein, und Erbſen und Gerſte nicht minder. Es war ein Jahr, geſegnet, wie wenige ſind. Keine Treſpe und kein Brand, nichts Ausgewintertes und nichts Enthülſtes.

„Die Laumen meinen es gut mit uns," ſagte die Mutter, „ſeit das Kind bei uns wohnt."

Und der Vater ſagte: „Wenn nur nicht —" Aber das weitere verſchwieg er.

Zwiſchen der Marinke und dem Jurris wurde es nie mehr ſo, wie es geweſen war. Sie gingen wohl freundlich nebeneinander her und ſprachen auch, was der Augenblick brachte, aber zuſammen allein zu ſein, das ſuchte der eine nicht und auch nicht der andere.

Und jeder grämte ſich auf ſeine Art.

Wenn die Marinke ſich unbeobachtet glaubte, dann hing ſie mit fragenden und ängſtlichen Blicken an ſeinem Angeſicht, und er wieder ging um ſie 'rum wie ein Dieb und ſcheute ſich, ſie zu berühren.

Auch von der kommenden Hochzeit war nie mehr die Rede. Höchſtens daß die Mutter einmal von der Ausſteuer ſprach und zu wiſſen begehrte, was das Elternhaus ihr wohl mitgab.

Der Jozup kam Tag für Tag. Wenn der Feierabend nahte, dann war er da. Und beide Freunde ſaßen vorm Pferdeſtall und rauchten oder aßen unreiſe Äpfel.

Einmal, als die Marinke das Rindvieh von der Weide heimtrieb, tauchte der Jozup neben ihr auf und begann ein Geſpräch.

„Haſt du auch ſchon den Schwiegereltern das Stück

Brautleinwand geſchenkt", ſagte er, „und Rautenblüte hineingelegt?"

„Warum ſollt' ich das?" fragte ſie. „Ich bin die Magd hier und ſonſt nichts."

„Das haſt du mir ſchon einmal geſagt," erwiderte er. „Es iſt Zeit, daß du freundlicher zu mir wirſt, denn ich bin drauf und dran, dir die Hochzeitsgäſte zuſammenzubitten."

„Ich weiß von keiner Hochzeit," erwiderte ſie.

Er ſtieß ein Gelächter aus. „Aber im Leibe ſitzt ſie uns ſchon, als hätten wir Tollwaſſer geſoffen. Ich lieg' bis zum Morgen und denk' an die Braut und die Brautnacht und ſoll doch bloß der Brautführer ſein. Vom Jurris red' ich nicht, der ſchwitzt Öl vor Angſt, wenn er daran denkt, die Junggeſellenſchaft zu verlieren, aber du, mein Tauſendſchönchen, du ſiehſt mir nicht danach aus, als ob dir ſehr davor graute, über ein Heunetz geworfen zu werden. Bloß er tut es nicht, der ehrbare Bräutigam. Vielleicht nimmt er ſich einen Vertreter."

Der Weg war ſchmal, darum mußte ſie das läſterliche Gerede anhören, und als ſie es ihm gerade verweiſen wollte, da kam ihr mit eins der Gedanke: „Vielleicht weiß er mehr von mir, als mir gut iſt; ſonſt könnte er gar nicht ſo dreiſt ſein."

Und ſie fürchtete ſich ſo ſehr vor ihm, daß ſie nur den Kopf ſenkte und ihn reden ließ, was er wollte.

Auch dem Jurris ſagte ſie nichts, obwohl ſie innerlich wünſchte, er möchte ihn mit der Peitſche vom Hof hinunterjagen.

Und bald darauf kamen Tage voll neuer Herzensangſt. Die drückten noch härter als alles, was vordem geweſen war.

Sie lief von der Arbeit weg und verſteckte ſich in der Scheune, um in den Garben nach Brandkörnern zu ſuchen, ſie irrte im Dorfe umher, ob nicht irgendwo ein Sadebaum ſich über den Zaun hinſtreckte, und ihre Füße waren verbrüht von kochendem Waſſer.

Nachts lag ſie auf den Knien und betete, aber bei Tage machte ſie freundliche Augen. Mit denen täuſchte ſie alle, nur die Schwiegermutter täuſchte ſie nicht.

Die legte eines Tages die Arme um ihren Hals und ſagte: „Mein Täubchen, du biſt nun bei uns ſchon bald ſechs Wochen, und ich habe dich wohl geprüft. Wenn ich dir ſage, daß ich dem Jurris nichts Beſſeres wünſche als dich, ſo weißt du, wie ich geſonnen bin. Aber uns Frauensleuten ſpielen die Männer oft ſo ſchlimme Streiche, daß wir ins Unglück kommen und wiſſen nicht wie. Darum, ſollte es dir vielleicht ebenſo gehen, nimm deinen Mut zuſammen und ſuche gutzumachen, was ſich noch gutmachen läßt. Auf etwas Täuſchung kommt es dabei nicht an, nur muß man den Knaben liebhaben, wenn man ihn täuſcht.“

Wie die Mutter dieſe Worte gemeint hatte, vermochte Marinke nicht zu ergründen, aber gute Wirkung taten ſie doch. Denn nun hörte ſie auf, in Verzagtheit am Boden zu knien, und ſann darüber nach, wie ſie dem Jurris wieder nahkommen könne. Leicht war das nicht, denn in den Garten ging er zum Feierabend nie mehr, und nie mehr wollte er einen Gang mit ihr machen.

Am nächſten Sonntag, ſo um die Dämmerſtunde, hörte ſie, wie er zum Alten ſagte: „Ich bin ſchon lange nicht mehr am Ufer geweſen, ich muß einmal nach dem Kahn und dem Schuppen ſehn.“

Wäre alles zwiſchen ihnen geweſen wie früher, ſo hätte er jetzt zu ihr geſagt: „Komm mit!“ und wäre mit ihr an der Hand durchs Hoftor gegangen. Aber ſtatt deſſen ſchlich er ſich um die Scheune herum und kroch durch die Zäune und blickte verſtohlen zurück, ob es auch niemand bemerke.

Da ſagte ſie ſich: „Ich tu's.“ Und ging ihm nach. Aber ſie ließ eine weite Entfernung, ſo daß ſeine ſcharfen Augen ſie nicht erkennen konnten, ſonſt hätte er womöglich einen anderen Rückweg genommen.

Als ſie wohl eine Viertelſtunde gegangen war, ſetzte ſie ſich auf den Grabenrand und wartete.

Die Dunkelheit fiel herab, und rings um ſie ſangen die Heimchen.

Da ſchämte ſie ſich ſehr, daß ſie mit ſchiefen Gedanken

im Kopfe hinter ihm herlief. Wäre es wie früher aus großer und reiner Liebe geſchehen, ſo hätte ſie ſich kein Gewiſſen gemacht, aber nun die Not ſie zwang, kam ſie ſich als eine Betrügerin vor. Dabei fühlte ſie wohl, daß ihre Liebe zu ihm nur noch größer und reiner war. Aber es hätte ihr keiner geglaubt. Und auch ſie ſelber glaubte es kaum.

So verging eine geraume Zeit, da hörte ſie ſeine Schritte näherkommen. Beinahe wäre ſie jetzt noch weggelaufen, aber ſie zitterte ſo ſehr, daß ſie die Kraft zum Aufſtehen nicht finden konnte.

Er blieb vor ihr ſtehen und fragte: „Wer iſt da?“

Und ſie fragte: „Wie kommſt d u hierher?“

Da erkannte er ſie und ſagte: „Es wird dir zwar keiner was tun, aber Sitte iſt es nicht, daß die Mädchen am Sonntagabend allein in den Wieſen herumlaufen.“

Sie erwiderte: „Was ſoll ich machen? Eine Freundin habe ich nicht, und der, der ſich um mich kümmern ſollte, der unterläßt es.“

Er fragte: „Meinſt du mich?“

Und ſie erwiderte: „Nein, ich meine den Jozup.“

Da ſetzte er ſich neben ſie und ſagte: „Du haſt Recht, Marinke, daß du mir Vorwürfe machſt. Ich weiß, ich habe nicht gut an dir gehandelt, aber was ſollte ich tun? Der Vater verlangt es ſo und hat mir einen ſchweren Eid abgenommen.“

Sie zuckte die Achſeln und ſagte: „Was iſt ein Eid? Für dich ſchwör' ich fünftauſend, und wenn ſie zufällig falſch ſind, dann lach' ich.“

Er antwortete: „Dies war kein gewöhnlicher Eid, wie man ihn etwa vor Gericht ſchwört. Der ging um m e i n e n Tod und um d e i n e n Tod, und zwei Lichter brannten rechts und links vom Geſangbuch.“

Sie ſagte: „Dein Vater könnte auch was Beſſeres tun, als zwei Liebesleute zu ängſtigen.“ Und dann fragte ſie ihn, ob es darum geweſen war, daß er ſich bei jener Fahrt nach Auguſtenhof vor ihr verſteckt hatte.

Er ſagte: „Ja“, und ſie legte den Kopf auf ſeine Knie

und ſchluchzte. Sie dachte nicht mehr an das, was ſie mit ihm vorhatte, nur ſattweinen wollte ſie ſich.

Den Jurris koſtete es große Mühe, ſie wieder in die Höhe zu kriegen, und dann küßte er ihr die Tränen von den Backen und weinte mit ihr.

Sie wollte ihm wehren, denn ſie dachte: „Ich taug' ja nichts mehr," aber ſie war ſo glücklich, wieder bei ihm zu ſein, daß ſie den Mut dazu nicht fand.

Als ſie heimgingen, hatte jeder den Arm um des anderen Hüfte gelegt, und der Jurris ſagte: „Jetzt ängſtige ich mich nicht mehr vor dir, denn ich weiß, es kann nichts Böſes geſchehen."

Das gab ihr einen Stich durch die Bruſt, denn es mußte ja was Böſes geſchehen. Heut' oder nächſtens. Und ob es auf Tod oder Leben ging — gleichviel.

Von neuem hub ſie an, den Eid ins Lächerliche zu ziehen. Diesmal aber tat ſie's mit guter Berechnung. Und ſie küßte ihn wieder und wieder und merkte mit Freuden, daß er ſchwindlig wurde und wankte.

Als ſie auf den Hof gelangten, war alles ſchon dunkel und ſtill.

Er konnte ſich nicht von ihr trennen, und ſie dachte bereits, er würde bitten, ihn mit ſich zu nehmen in die verſchwiegene Stube, aber da riß er ſich los und floh ins Haus, als ſäße der Böſe ihm auf den Hacken.

Sie kniete vor ihrem Bette nieder, wie ſie ſchon manche Nacht gekniet hatte. Und betete und rang mit ſich und horchte ab und zu, ob die Klinke ſich nicht bewegte.

Die Taglöhnerfrau ſchlief feſt, aber ſelbſt wenn die ſie hörte, was tat ihr das noch?

Und dann ſtand ſie auf. Und da er noch immer nicht kam, trat ſie den ſchweren Gang an nach ſeiner Kammer.

7

Das war am Sonntag. Am Sonnabend darauf kam der Jurris zu dem Alten in die Stube und ſagte: „Ich möchte dich in Gehorſam bitten, Vater, daß die Hochzeit etwas frühzeitiger ſtattfinden kann."

Der Alte blickte von der Bibel auf, in der er las, und ſagte: „Du haſt wohl deinen Eid gebrochen?“

Und der Jurris erwiderte: „Ja, ich habe meinen Eid gebrochen.“

Da geriet der Alte in großen Zorn und rief: „Dafür ſtrafe dich Gott!“

Der Jurris ſenkte den Kopf und ſagte: „Gott wird mir vielleicht vergeben, denn es war gar zu ſchwer.“

Der Alte aber ſchrie: „Nein, Gott wird dir nicht vergeben. Ebenſo wenig, wie ich dir vergebe, daß du mich in ſo große Ungelegenheit gebracht haſt.“

Und er lief auf ſeinen Schlorren umher wie ein Raſender.

Nach einer Weile ſagte er weiter: „Natürlich muß die Hochzeit früher ſtattfinden. So früh als möglich muß ſie ſtattfinden, damit nicht vielleicht hinterher ein Stein auf mich geworfen wird. Aber das ſage ich dir: Kummer und Drangſal werden mit euch zu Tiſche ſitzen, und der Tod wird hinter euch ſtehen, weil du den Willen Gottes ſo wenig geachtet haſt, und den Willen deines Vaters noch weniger.“

Da ging der Jurris traurig hinaus und ſprach mit keinem ein Wort, nur daß er zur Marinke, die in Angſten ſtand, im Vorübergehen ſagte: „Er hat es erlaubt.“

Und alsbald erhob ſich im Hauſe ein großes Rumoren, denn die Vorbereitungen zur Hochzeit ſollten ſogleich beginnen.

Das Aufgebot war beſtellt beim Standesamt ſowohl wie beim Pfarrer, und der Jozup erſchien am hellen Vormittag auf einem mit Bändern geſchmückten Pferde und ſelber mit Bändern geſchmückt an Achſeln und Hutrand. Dem reichte die Mutter eine lange Liſte hinauf in den Sattel von allen den Gäſten, die zu der Hochzeit zu laden waren.

Und die Marinke wurde geſchickt, ihm den Feſttrunk zu zapfen.

Als ſie das Glas zu ihm hochhob, packte er es ſo gierig mit ſeinen Händen, daß ſie die ihren nicht löſen konnte.

Und ſo hielt er ſie feſt und ſagte: „Wenn ich nun losreite, dann mußt du mit und kommſt nicht mehr frei bis ans Ende der Welt.“

Und ſie ſagte erſchrocken: „Dann wärſt du ein ſchlechter Hochzeitsbitter.“

Er trank und ſprengte lachend davon, ſie aber fühlte ſeine Hände brennen bis gegen Abend.

Es war gerade die Zeit der Hafereinfuhr und des erſten Pflügens, aber beides mußte hintangeſtellt werden, weil es im Hauſe ſoviel zu tun gab.

Und die Leute im Dorf wunderten ſich und ſagten: „Die Marinke iſt doch erſt ſo kurze Zeit hier; ſollten die beiden ſchon vorher miteinander gekramt haben?“

Es war ein Glück, daß der Alte durch keinen erfuhr, daß er gerade das Gegenteil davon erreichte, was ſeine Abſicht geweſen war; er hätte ſich ſonſt vielleicht den Schlag an den Hals geärgert. Der Jurris aber erfuhr's. Dem ſteckte es der Jozup nur allzubald.

Und obgleich im Grunde ja nichts dabei war, ſo grämte er ſich doch immer noch mehr und dachte in ſeinem Herzen: „Sollte ſo das Unglück bereits beginnen?“

Und der Jozup beſtärkte ihn noch und warf immer neue Kohlen ins Feuer.

Die Marinke hingegen tröſtete ihn und ſagte: „Wenn zweie ſich liebhaben, für die gibt es kein Unglück und kein Verſchulden, denen ſteht Gott zur Seite und nimmt den Eidbruch von ihrer Seele und noch viel Schlimmeres.“

Sie war nun wieder ganz obenauf, und wenn ſie ihn heimlich im Arm hielt, vergaß ſie alles, auch daß ſie vor kurzem noch ſo große Angſt gehabt hatte. Dabei arbeitete ſie für dreie, und Töpfe und Eimer und Garben und was ſie zu faſſen bekam, flog wie Spielzeug durch ihre dankbaren Hände.

Der Jurris aber hielt's mit dem Müßiggang. Sie mochte ihm noch ſo viel zureden, ſeine Arbeit wurde nur halb getan, und wäre nicht glücklicherweiſe ein Scharwerker zu mieten geweſen, wer weiß, ob der Hafer nicht ins Faulen gekommen wäre. Dafür trieb er ſich um ſo

mehr auf dem Haffe herum. In einer Zeit, in der keiner, der Landwirtſchaft hat, ans Fiſchen nur denken kann, machte er ſich morgens und abends draußen zu ſchaffen.

Der Frühherbſtregen ſetzte ein, und oft kam er naß bis auf die Knochen vom Ufer nach Hauſe. Aber im Käſcher hatte er nichts. Nur auf das Draußenſein kam es ihm an.

Die Marinke küßte ihm beide Hände und ſagte: „Jurris, Jurris, es tut dir ja keiner was.“ Aber auch das half nicht viel.

Eines Morgens wehte ſtark der „Aulaukis“, der Südweſt, den die Fiſcher nicht mögen, beſonders wenn Regen als Zugabe kommt.

Als die Marinke hinausſah, dachte ſie: „Nun, heute wird er wohl nicht gefahren ſein,“ aber wen ſie zum Frühſtück nicht finden konnte, weder im Hof noch auf dem Felde, das war der Jurris.

Die Vormittagsſtunden vergingen, und ſie dachte: „Um Gottes willen, wo bleibt der Jurris?“

Und als er zum Mittagbrot noch nicht da war und auch die Mutter das Fürchten bekam, da hielt ſie ſich nicht länger, ſondern ſprang von der Mahlzeit auf und rannte hinaus und dem Strande zu.

Schon als ſie quer durch die Wieſen lief, erkannte ſie: das war kein Wind mehr, das war ein Sturm. Und der Regen bohrte wie Hagelſchlacken.

Die Tür des Schuppens ſchlug auf und zu, und der Handkahn war weg.

Vom Haffwaſſer ließ ſich nicht viel erkennen, denn die Regenwolken ſtrichen ganz niedrig darüber hin, aber die Strandwellen gingen ſo hoch, als wollten ſie jeden auffreſſen, der ihnen zu nah kam, und das Rohr ſchrie, als hätte es eine Menſchenſtimme bekommen.

Die anderen Kähne waren alle zurückgeſchoben, ſo weit, daß die Wellen ſie nicht erreichen konnten, und die Marinke dachte bei ſich: „Jetzt muß ich hinausfahren — muß ihm entgegenfahren.“

Aber wenn ſie einen Kahn bis an das Waſſer herangebracht hatte, dann ſchlugen die Wellen ihn ſofort zur Seite, ſo daß er beinahe kieloben lag.

Da ſah ſie ein, daß ihr Wille voll Unvernunft war und daß ſie davon nur den Tod haben würde.

Und ſie warf ſich im naſſen Sande auf die Knie, wie ſie es jüngſt vor ihrem Bette oft getan hatte, und dachte es durch Beten zu zwingen.

Aber kein Kahn kam aus den Regenwolken gekrochen, und keine Menſchenſtimme rief: „Da bin ich.“

Ja, eine Menſchenſtimme war da. Ganz plötzlich ſchallte ſie ihr in die Ohren und ſagte: „Was machſt du?“

Und dieſe Stimme gehörte dem Jozup.

Da vergaß ſie alles, was ſie gegen ihn auf dem Herzen gehabt hatte, und hob die gefalteten Hände zu ihm auf und flehte ihn an, er möchte mit ihr hinausfahren. Für ſie allein ſei es zu ſchwer. Aber zuſammen würden ſie ihn ſchon finden.

Der Jozup fragte: „Seit wann iſt er fort?“

Und ſie erwiderte: „Seit in der Frühe.“

Da lachte er bloß und ſagte: „Dann iſt er längſt wieder an Land und ſitzt verſchlagen wer weiß wo.“

Aber ſie glaubte ihm nicht. Und er fuhr fort: „Denkſt du denn, daß Menſchen ſich acht Stunden lang in ſo 'nem Wetter draußen herumtreiben können? Oder ſich erſt den Platz ausſuchen zum Landen? Da iſt es jedem egal, wo ihn der Sturm an den Strand wirft. Du aber komm ins Trockene, denn dir klappern ja alle Glieder.“

Und er führte ſie in den Schuppen und ſchlug die Tür hinter ſich zu, ſo daß ſie fortan im Halbdunkel waren.

An den Wänden hingen die Netze, und über das Heu, das im Winkel lag, war der Mantel des Jurris gebreitet. Da hielt er ſich wohl öfters verſteckt, wenn alle ihn ſuchten.

Und ſie ſtreichelte den Mantel mit ihren erklammten Fingern und küßte den Saum und ſagte: „Komm doch wieder! Komm doch wieder!“

Aber weinen konnte ſie nicht mehr, denn ſie hatte ſchon all ihre Tränen verſchüttet.

Der Jozup ſtand daneben und biß ſich die Lippen. Und dann ſagte er: „W a r u m ſoll er eigentlich wiederkommen? Es ſind ihrer genug da, die bloß auf dich warten.“

Da drehte ſie ſich um und ſpie nach ihm.

„Warum ſpeiſt du mich an,“ ſagte er, „da ich doch einſtmals dein Mann ſein werde?“

Und ſie ſagte: „Laß mich hinaus. Ich habe ſchon lange gewußt, was du für einer biſt.“

Aber er drückte ſie auf den Mantel zurück, und indem er ihre Hände hielt wie in Klammern geſchroben, ſagte er folgendes: „Du beteſt da immerzu, er möchte doch wiederkommen, aber wenn ich jetzt als ſein Freund mein Gebet mit dem deinen vereinigen wollte, dann würde es lauten: er ſoll n i c h t wiederkommen. Und er w i r d auch nicht wiederkommen. Wenigſtens als Lebendiger nicht. Und darum gehörſt du ſchon mir, und das will ich dir gleich beweiſen.“

Sie rang mit ihm und ſchrie: „Vergreife dich nicht an mir, denn ich trage ein Kind von ihm.“

Aber er lachte ſie aus: „Du willſt ein Kind von ihm tragen? Hat er mir doch oft genug von dem Eid vorgeklagt, den er dem Vater hat ablegen müſſen. Der Schlappſchwanz kehrt ſich an Eide! Ich aber kehr' mich an nichts und will tauſend Tode ſterben, wenn ich dich kriegen kann.“

Und ſie rang weiter mit ihm und ſchrie: „Ich trage ein Kind von ihm!“

Und er ſagte mitten im Ringen: „Wenn es die Wahrheit wäre, daß du ein Kind trägſt, dann iſt es nicht von ihm. Gott wird ſchon wiſſen, von wem es iſt.“

Da brachen ihr die Arme mit einmal entzwei, und ſie fiel hintenüber und wußte von nichts mehr.

Als ſie ſich wieder aufrichtete, ſtand die Tür offen, und niemand war da außer ihr.

Unter ihr lag noch immer der Mantel des Jurris. Den ſtreichelte ſie von neuem und küßte den Saum, aber ſie dachte dabei: „Mir iſt ganz recht geſchehen.“

Und ſie betete nun auch nicht mehr, er möchte wiederkommen. Hätte ſie ein Gebet gehabt, ſo würde es gelautet haben wie das von dem Jozup: „Er ſoll nicht wiederkommen.“

So ohne Mut und ſo voll Scham war ihre Seele.

8

Im nächſten Frühling bekam die Marinke einen Knaben. Der ſollte einmal die Enskyſche Wirtſchaft erben, denn außer weitläufiger Verwandtſchaft war keiner als Erbe da.

Die Marinke war den Winter über im Hauſe geblieben und durfte um den Ertrunkenen trauern, als ob ihn der Pfarrer ihr angetraut hätte. Und niemand in der Gegend nahm Anſtoß daran, denn die Hochzeit war ja beſtellt geweſen. — Bloß daß nun ein Begräbnis daraus wurde.

Und die Enskene, die beinahe ihre Schwiegermutter geworden wäre, ehrte ſie wie ihres Sohnes leibliche Frau, ja ſelbſt der Alte war immer gut zu ihr, aber das geſchah um des Enkelſohnes willen, den er von ihr erwartete.

Vor den Gerichten hatte er keine Angſt mehr, denn er fühlte ſich durch den Eid, den er dem Sohne abgenommen hatte, hinreichend geſichert auch über deſſen Tod hinaus.

Der Jozup war während des ganzen Winters nur dann im Hauſe zu ſehen geweſen, wenn er die Milch abholte, und Marinke hatte ſich wohl gehütet, ihm zu begegnen.

Aber einmal geſchah es doch. Sie kam gerade vom Melken, da ſtand er breit in der Stalltür. Hinter ihr ging mit den Eimern die Magd. Um derentwillen mußte ſie tun, als ob nichts vorgefallen war.

Er bot ihr die Hand und ſagte: „Ich halte mich fern von dir, aber wenn die Zeit gekommen iſt, wirſt du ja wiſſen, wo du hingehörſt.“

Und ohne Widerſpruch ging ſie an ihm vorüber, denn daß ſie ihm verfallen war, daran zweifelte ſie nicht.

Und ſo ſehr hatte ſie ſich an den Gedanken gewöhnt, daß ſie die alte Wilkene, die das Haus bisweilen beſuchte, bereits als zukünftige Schwiegermutter betrachtete.

Aber freundlich war die durchaus nicht mehr.

Wenn ſie an ihrem klappernden Stock über den Hof gehumpelt kam, gab es der Marinke ſtets einen Stich durch das Herz, und ſie dachte in ihrem Innern: „Bin ich erſt in dem Wolfsneſt drin, dann werde auch ich das Hemd auf den Schultern mit meinen Tränen waſchen.“ Denn ſo heißt es in dem alten Liede.

Manchmal kam ihr wohl der Gedanke, ſich nach der Entbindung ins Elternhaus zurückzubegeben; aber wie man ſie aufnehmen würde, wenn ſie mit dem Kinde auf dem Arm um Unterkunft bat, daran gab's nicht den mindeſten Zweifel. Im übrigen wäre auch das vergebens geweſen. Der Jozup hätte ſie auch von dorther geholt.

So neigte ſie ſich alſo in Demut vor dem kommenden Schickſal, und nur die böſen Augen der Alten machten ihr Angſt.

Eines Tages ſagte die Mutter zu ihr: „Was will die alte Wölfin immer von dir? Du willſt ja nichts von ihr.“

Aber was der Jozup wollte, davon ahnte ſie nichts.

Und eines ſpäteren Tages — der kleine Jurris mochte acht Wochen geweſen ſein — da kam er in Sonntagskleidern zu ungewohnter Stunde und ſetzte ſich neben die Wiege, die gerade ohne Aufſicht neben der Haustür ſtand.

Die Mutter, die heraustrat, erſchrak ſehr, denn beim erſten Blicke hatte ſie den Mann, der ſich tief über das ſchlafende Kleine beugte, gar nicht erkannt.

Er richtete ſich auf und ſagte: „Der Tote iſt mein Freund geweſen, und ich habe ſein Kind bis heute noch nicht geſehen.“

Und die Mutter ſagte: „So ſieh es dir ordentlich an.“

Aber er tat nichts dergleichen, ſondern fragte ſogleich: „Habt ihr auch ſchon daran gedacht, ihm einen Vater zu geben?“

„Sein Vater liegt im Grabe," ſagte die Enskene, „und einen anderen braucht es nicht."

„Nun, da wird ſeine Mutter wohl auch noch ein Wort mitzuſprechen haben," entgegnete er, „oder glaubt ihr, daß ihr ſie ihr Leben lang als Magd bei euch behalten könnt?"

„Das Kind in der Wiege," ſagte ſie, „wird künftig einmal Herr auf dieſem Hofe ſein, und die du meinſt, halt' ich wie meine Tochter. Im übrigen glaube ich nicht, daß dich dies alles was angeht."

„Dies geht mich nur inſoweit was an," erwiderte er, „als die Marinke demnächſt meine Frau werden ſoll."

Die Enskene erkannte ſogleich, wie wenig Macht ihr über die einſtige Braut ihres Sohnes gegeben war. Aber ſie wollte es ihm nicht zeigen, und darum ſagte ſie: „Deine Werbung iſt mir ſo willkommen, daß ich Luſt hätte, meinen Mann zu rufen, damit er dich von dem Hofe weiſt."

„Ich habe gar nicht geworben," entgegnete er, „denn ihr Vater wohnt ja wo anders."

Da gab ſie ſich drein, ſetzte ſich ihm gegenüber und weinte.

Und er wartete ſchweigend, bis die Marinke vom Felde kam.

Die Mutter ging ihr entgegen und ſagte: „Schick ihn fort, ſo daß er nie wiederkommt."

Sie getraute ſich nicht, ihn anzublicken, wünſchte ihm kaum „Guten Tag" und nahm dann das Kind aus der Wiege, um es zu ſtillen.

„Da haſt du ja ein ſchönes Kind," ſagte er, „und ich will hinfort ſein Vater ſein."

Sie neigte den Kopf und entgegnete leiſe: „Kannſt du nicht wenigſtens warten, bis die Trauerzeit um iſt?"

Da rang die Mutter die Hände und ſchrie: „Du ermunterſt ihn ja!"

Sie antwortete nichts, ſondern hakte die Wiſte auf und reichte dem Kinde die Bruſt.

„Pflege es mir gut," ſagte er mit einem Lachen und ſchritt nach dem Hoftor.

Von nun an gab es trübe Tage im Hauſe. Die Mutter weinte, der Alte ſchalt, und beide verlangten, ſie ſolle nicht von ihnen gehen.

„Hier haſt du's wie eine Prinzeſſin, aber dort in dem Wolfsneſt werden die Wölfe dich freſſen mit Haut und mit Haar.“

So ging das Lied immerzu.

„Oder glaubſt du, ſie werden dir jemals verzeihen, daß das Kind dem Jurris ſein Kind iſt? Jetzt wird ja offenbar, warum die Alte dich anglupt, als ſchleppteſt du ein ganzes Gehetz von Bankerts mit dir herum.“

So ging eine andere Weiſe.

Die Marinke ſagte nur immer: „Habt Geduld, bis die Trauerzeit um iſt.“

Der Alte aber war nicht faul, ſondern fuhr zum Rechtsanwalt zweimal in der Woche, denn er wollte den Enkelſohn in den Händen behalten.

Als der Todestag des Jurris ſich eben gejahrt hatte und ſein Grab von friſchen Blumen noch voll war, erſchien der Jozup von neuem auf dem Hofe.

Diesmal hatte er es ſo einzurichten gewußt, daß er die Marinke allein ſprach.

Sie kam mit einem Wäſchekorb von der Bleiche und lief ihm gerade in die Arme.

„Ich habe deinem Willen nicht entgegengeſtanden,“ ſagte er, „und Geduld bewieſen ein Jahr lang. Aber nun iſt ſie zu Ende, und darum frage ich dich: Wann wirſt du mir das Jawort geben?“

Sie ſchaute um ſich, wie ſie der Antwort entgehen könne, aber niemand war weit und breit.

„Deine Mutter iſt mir böſe geſinnt,“ ſagte ſie. „Und du wirſt zu ihr ſtehen gegen mich.“

„Meine Mutter iſt dir böſe geſinnt,“ entgegnete er, „weil ſie ſich ärgert, daß du ein fremdes Kind ins Haus bringen wirſt. Daß es mein eigenes iſt, darf ſie nie erfahren, ſonſt würde ſie's ausſchreien bis hinter Prökuls.“

„Es iſt auch nicht dein eigenes!“ rief ſie. „Das weißt du, und wenn du es nicht weißt, dann ſchwör' ich es dir.“

Aber er lachte ſie aus. „Der gute Jurris iſt tot,“ ſagte er. „Darum will ich ſo tun, als hätteſt du Recht. Wenn du aber denkſt, ich würde zu ihr ſtehn gegen dich, dann kennſt du mich falſch. Ich bin nach dir ausgeweſen wie ein Verrückter, ſeit ich dir auf Auguſtenhof die erſte Kanne vom Wagen gab. Ich habe mit meiner Mutter die Sache beredet bei Tag und bei Nacht, aber die verfluchten Enskys ſind fixer geweſen als ich. Ich hab' ihnen den Hof anzünden wollen über dem Kopf, — ich habe den Jurris — na, nun iſt egal, was ich wollte mit deinem Jurris. Aber haſt du dir nie gedacht, warum ich da ſaß Abend für Abend neben ihm auf der Deichſel? Haſt du geglaubt, daß ich ein Augenſchmeißer bin und weiter ſonſt nichts? Ich hab' kein Wort von meinem Zuſtand zu dir geredet, denn ſchaliges Bier lieb' ich nicht, und den Bettler beißen die Hunde. Aber das hätteſt du wiſſen müſſen, daß du mich entzweiſchneiden kannſt mit dem Hackmeſſer, und ich würde noch nicht den Finger heben gegen dich. Ich ſollte zur Mutter ſtehn gegen dich? Ja, Marjell, was dachteſt du von mir?“

Wie er das ſagte, geſchah es zum erſten Male, daß ſie ihm recht in die Augen ſah. Und es war, als ſpritze Feuer daraus, und es war, als ſei eine Wendezeit gekommen und jage ſie auf unbetretene Wege.

Ihre Seele wand ſich vor ihm und konnte ſeinem Willen doch nicht entweichen.

„Die Eltern werden es nicht zugeben,“ ſagte ſie, um doch etwas zu ſagen.

„Welche Eltern? Deine oder dem Jurris ſeine?“

„Meine ſind froh, wenn ſie mich los ſind,“ entgegnete ſie, „aber dieſe hier laſſen mich nicht mehr weg.“

„Wenn der Habicht kommt, fliegt ſelbſt die Krähe vom Neſte, und um zwei ſolche Grasmückchen ſollt' ich mich kümmern?“

„Sie haben das Kind zum Erben beſtimmt. So ein Glück kommt nicht wieder.“

„Ich habe ihm auch einen Hof zu vererben, wenn ich das will.“

„Hier geht es nicht nach deinem Willen, das weißt du ſehr gut. Denn eigene Kinder kommen zuerſt.“

Der Jozup war raſch von Begriffen. Er ſah gleich ein: wenn er nicht drohte, kam er zu nichts.

„Na gut,“ ſagte er, „dann muß ich doch wohl meiner Mutter erzählen, was zwiſchen uns paſſiert iſt an jenem Sturmtag, als dem Jurris ſein Kahn koppheiſter ſchoß. Was weiter geſchieht, dafür wird ſie dann ſchon ſorgen.“

Die Marinke ſah vor ſich nichts als Schmach und Beſchmutzung. Und auch des Jurris' Andenken würde beſchmutzt ſein bis in die Ewigkeit. Darum wurde ſie ſtark in ihrer Schwäche und ſagte: „Ein Eid gilt dir nichts,“ — daß er auch ihr einmal wenig gegolten hatte, daran dachte ſie nicht — „und ſo ſchwör' ich erſt gar nicht. Aber was ich jetzt ſage, das iſt ſo wahr, wie daß der Jurris nicht wiederkommt. Wenn du mich heiraten willſt, ſo werd' ich nicht widerſtehen und werd' auch das Kind bei mir behalten, bis wir beide ein eigenes kriegen. Dann muß es zu denen zurück, die es beerben wird. Sagſt du aber deiner Mutter oder ſonſt einem auf der Welt, was du mir angetan haſt, dann nehm' ich mir am ſelbigen Tage den erſten beſten Kahn von denen, die am Ufer ſtehen, und fahre hinaus und komme nicht anders wieder, als einſtmals der Jurris kam. Nun weißt du's.“

Damit hob ſie den Wäſchekorb auf und ſchritt an ihm vorüber dem Hofraum zu.

Er aber hatte ſeinen Willen. Und was heute noch daran fehlte, das mußte die Zukunft ihm bringen, wenn die Marinke erſt ganz in ſeiner Gewalt war.

Am nächſten Vormittag kam die Alte auf Freiſchaft.

Sie ſah noch böſer, noch verdroſſener aus, und als ſie die Marinke küßte, war's ihr, als göſſe der blankzähnige Mund ein Gift über ſie aus.

Aber ſie widerſtand nicht mehr.

Mochte die gute Mutter ihr auch weinend Rücken und Hände ſtreicheln, mochte der gnitſchige Vater ihr ein Viertel von ſeinem Vermögen verſprechen, — ſie blieb

feſt. Und auch was mit dem Kinde werden ſollte, beſtimmte ſie nach ihrem Willen.

Der alte Enskys hatte ſchon alles beſorgt, was nötig war, um den Enkel an eigener Kindesſtatt anzunehmen, aber das durfte nun erſt in Kraft treten, wenn Marinkes Leib von neuem geſegnet war. Bis dahin ſollte der Kleine bei ſeiner Mutter verbleiben, und der Jozup durfte die Vaterrechte ausüben, wie jeder Stiefvater es tat.

So wurde es feſtgemacht, und niemand ſagte mehr Nein.

9

Die Hochzeit wurde bald nach dem Erntedankfeſt gefeiert. Die alten Enskys hatten ſie ausgerichtet, beſſer noch, als ob die Marinke ihres Sohnes richtige Frau geweſen wäre. Wer einen Stein auf ihre Sittſamkeit hatte werfen wollen, dem fiel er nun aus der Hand. Und nur die alte Wölfin grollte und kicherte höhniſch in ſich hinein.

Am Morgen des erſten Tages — lange vor Sonnenaufgang — war Marinke auf den Kirchhof gegangen, um von dem Grabe des Jurris Abſchied zu nehmen, denn daß ihre Gänge hierher von nun an nicht gern geſehen ſein würden, das ahnte ſie wohl. Sie betete und ſtärkte ſich für das ſchwere Leben, das vor ihr lag. Auch bat ſie ihm noch einmal alles Unrecht ab, das ſie ihm im geheimen angetan hatte und wodurch er auch ſchließlich zu Tode gekommen war.

Sie wußte, daß ihr künftiges Daſein wohl nichts wie eine große Buße ſein würde, und die nahm ſie auf ſich mit Freuden.

Am frühen Vormittag kamen ihre Eltern angefahren. Auch die zwei erwachſenen Brüder fanden ſich ein, die waren zu Pferde gekommen.

Obgleich alle vier ſie oftmals herzten und küßten, erſchienen ſie ihr nur wie weitläufige Verwandte. Sie hatte ſie ja auch ſeit Jahren kaum noch geſehen.

Die Stiefmutter, deren Mißgunſt ſie einſt von hinnen getrieben hatte, ſchämte ſich ein wenig, daß die Hochzeit nicht im Vaterhauſe ausgerichtet worden war, und erzählte jedem, mit dem ſie bekannt wurde, es wäre nur der weiten Entfernung wegen nicht geſchehen und außerdem, weil die Eltern des verſtorbenen Bräutigams durchaus darauf beſtanden hätten, das Feſt an Ort und Stelle zu feiern. Und noch drei oder vier ſonſtige Gründe führte ſie an.

Der Vater hatte das Heiratsgut gleich mitgebracht und trug den Beutel mit den vielen Goldſtücken immer in der Hand. Er blickte bei jeder Gelegenheit nach der Stiefmutter hinüber, und man erkannte wohl, daß er keinen anderen Willen beſaß als den, den ſie ihm eingab.

Sobald ſie eingeſehen hatte, daß die Marinke in dieſem Hauſe wie eine Tochter geehrt wurde und die Gefahr, ſie könne vielleicht einſtmals hilfeſuchend bei ihr anklopfen, nicht beſtand, trat ſie an ſie heran, umarmte ſie und ſagte, ſo laut, daß die Enskene es hörte: „Du wirſt hoffentlich deſſen gedenk ſein, meine Tochter, daß du in deinem Elternhauſe eine Zuflucht haſt und keine Fremden brauchſt, dich zu beſchützen.“

Und die Enskene erwiderte darauf: „Ebenſo wirſt du hoffentlich deſſen gedenk ſein, meine Tochter, wer eigentlich die Fremden ſind.“

Obgleich die Stiefmutter durch dieſe Gegenrede gedemütigt wurde, ſchwieg ſie ganz ſtill, denn ſie hatte erreicht, was ſie wollte.

Das Kind begehrte keiner von der Familie zu ſehen, und es wurde ihnen auch nicht gezeigt.

In der Kirche ſah die Marinke den Jozup an dieſem Tage zum erſten Male, denn es war damals in manchen Orten noch Sitte, daß Braut und Bräutigam — jeder mit ſeinem Anhang — geſondert zur Kirche fahren und nicht früher zueinandertreten, als bis der fromme Geſang zu Ende iſt und der Pfarrer vor dem Altare ſteht, den Segen über ſie zu ſprechen.

Auf der rechten Seite ſaßen die Brautgäſte, und die

auf der linken, die zu dem Bräutigam gehörten, ſahen feindlich herüber.

Die hatte die Alte ſchon alle aufgehetzt, weil die Marinke keinen Rautenkranz trug, ſondern bereits das dunkle Frauentuch angelegt hatte, das ihre blonden Haare umſchlang und verdeckte.

Und das kam daher, daß ſie eine Entweihte war, wie die alte Wölfin jedem zuraunte, der es längſt wußte und nichts dabei gefunden hatte, bis die Verachtung ſo in ihm wach wurde.

Der Jozup ſah und hörte nichts von dem allen. Er ſtarrte bloß immer mit einem wilden und freudigen Leuchten des Auges zu der Marinke herüber, als wollte er ihr zurufen: „Hab' ich dich endlich?“

Und ſie neigte den Kopf in Ergebung, als müßte ſie ihm erwidern: „Ja, nun haſt du mich ganz.“

Und als der Pfarrer hernach das Jawort von ihr verlangte, ſprach ſie es ſo hell und deutlich, als hätte ſtatt des Jozup der Jurris an ihrer Seite geſtanden.

Die Enskene aber ſchluchzte hell auf. Auch ſie gedachte deſſen, der in der Erde lag.

Die alte Sitte hierorts verlangt, daß Braut und Bräutigam vom Kruge aus, wo die Trauung begoſſen wird, ein jeder geſondert nach Hauſe fahren, um erſt am zweiten Tage der Feierlichkeiten fürs Leben zuſammenzukommen; aber der folgte man nicht mehr, ſondern ſchlug, wie es jetzt immer üblicher wurde, gemeinſam den Weg zur Brautwohnung ein.

Der Jozup ſaß neben ſeiner jungen Frau. Er ſprach nicht zu ihr und ſah ſie nicht an, aber wenn beim Fahren ihre Achſel gegen die ſeine ſchlug, zitterte er wie ein Kranker, ſo daß ihr angſt und bange wurde. Und noch bänger wurde ihr, wenn ſie ſich umwandte und auf dem zweiten Wagen die Alte ſitzen ſah, die die Lippen eingekniffen hatte und deren Blick ſie durch und durch ſtach.

„Er wird mich mit ſeiner Liebe freſſen,“ dachte ſie, „und die Alte mit ihrem Haß.“

In dem Hochzeitshause war alles aufs beste gerichtet. Die Türrahmen mit Gewinden umgeben und Ehrenpfosten bis an das Hoftor. Die Tische konnten all die guten Gerichte nicht fassen. Da gab es Rindfleisch mit Reis und Pflaumen mit Klößen, auch Schweinebraten gab es und Neunaugen, gewürzt und gesäuert. Und noch vieles andere mehr, von dem süßen Fladen gar nicht zu reden. Zum Trinken war da: Braunbier und Alaus und Kirschen- und Kornschnaps — alles sehr reichlich.

Im Brautwinkel, wo neben dem jungen Paare die vornehmsten Gäste sitzen, stand sogar in hochhalsigen Flaschen der teure Portwein; der war aus Memel extra verschrieben.

Aber allen diesen Herrlichkeiten zum Trotz wollte eine behagliche oder gar freudige Stimmung nicht aufkommen. Die Verwandten des Bräutigams hielten sich abseits von den Verwandten der Braut, giftige Blicke flogen hin und her, und wer beiden Seiten freundlich gesinnt war, der sah mit Sorge, daß, wenn das Haderwasser erst seinen Dienst tat, giftige Reden nachfolgen würden.

Zum Überfluß hetzte die alte Wilkene noch immer. Ihr Sohn habe was Besseres verdient, als Jungfernkinder großzuziehen, und niemandem könne es als Ehre gelten, auf einer Hochzeit zugegen zu sein, bei der die Brauteltern, anstatt sie auszurichten, sich als Gäste breitmachen.

Die beiden Wirtsleute mühten sich umsonst, den drohenden Sturm zu verscheuchen. Die gute Mutter schleppte Teller und Gläser, als wäre sie die letzte der eigenen Mägde, und wie mißtrauisch der Alte auch sonst die Schätze seiner Truhen hütete, heute öffnete er die Deckel weit und verteilte Handschuhe und Handtücher in Menge, selbst seidengewebte Jostbänder verteilte er. Die lagen seit hundert Jahren in dunklem Verstecke.

Aber nichts wollte helfen. Die Magila, die Göttin des Zornes, saß schon im Rauchfang, und fuhr sie hernieder mit Ruten und Peitsche, dann wehe!

Die arme Marinke traute sich nicht mehr zu reden,

zu lächeln, und der Jozup ſaß da mit eingekniffenen Fäuſten und Augen, die flammten nach rechts und nach links, als wolle er bald dem, bald jenem ſtracks an den Hals.

Und immerzu ging das Getuſchel der Alten. Wie ein Meſſerſtich hierhin und dorthin flog ſchon ab und zu ein häßliches Wort durch die eintretende Stille.

Wäre der Pfarrer zugegen geweſen, dann hätte ſich wohl alles anders geſtaltet. Er war ja auch geziemend geladen, aber er hatte gleich abgeſagt, und jeder mochte ſich denken, weshalb.

Als einziger Deutſcher ſaß der Lehrer unter den Gäſten, aber der war noch ſehr jung und beſaß nicht Anſehen genug, die Seelen ſich untertänig zu machen.

So konnte das Unheil weiter gedeihen.

Einer der Nachbarn, ſonſt ein verträglicher Mann, der harmlos gekommen war, ſich zu vergnügen, hob mit einemmal ſein Glas und rief zu dem Brautvater hinüber: „Du — proſt auf die billige Hochzeit!“

Das gab natürlich den Anſtoß zu böſem Gelächter. Der alte Tamoſzus ſprang auf und wollte dem Höhnenden ſein Glas an den Kopf werfen, andere fielen ihm in den Arm, ein großes Lärmen hub an, — das Schlimmſte ſchien nun gekommen.

Da geſchah etwas, was niemand geahnt oder für möglich gehalten hätte. Wäre der Herrgott vom Himmel herniedergeſtiegen, um Frieden zu ſtiften, keiner hätte ſich mehr gewundert als jetzt.

Und es war ja auch eine Art von Herrgott, ein „Wieszpatis“ war es, der ſich ſelber bemühte.

Wer kannte nicht die zwei weißen Trakehner, die plötzlich herangebrauſt kamen? Wer kannte nicht den Mikas auf dem Bock mit der Mardermütze und der rotſamtnen Troddel? Wer kannte nicht das Lackleder verdeck mit den ſilbernen Bügeln?

Und wer kannte nicht den Mann, der fünf Fuß zehn Zoll hoch mit blitzendem Auge unter buſchigen Brauen und auseinandergeſtrichenem dunklem Barte ſchwer und gewaltig den blautuchenen Polſtern entſtieg,

um ſich dann umzuwenden und einer Dame im ſeidenen Schleier und ſeidenen Mantel aus dem Innern zu helfen?

Ja, wenn d e r zur Hochzeit kam! Der und die Frau, die alle liebten, wie man einſtmals die Milda geliebt hat, die Göttin, die nicht bloß ſchön war, ſondern in ihrem Gutſein ſich auch zu den Demütigen neigte!

Wenn d a s geſchah, dann gab es nicht Hadern mehr und nicht Hochmut. Dann gab es keine Entweihte mehr mit dem Frauenkopftuch, da wo der Rautenkranz und die ſilberne Krone hingehört hätten. Dann gab es nur Frieden und Glück und Geehrtſein.

Alle, die vor der Tür und im Hausflur tafelten, erhoben ſich ſtumm von den Sitzen, und ſo betraten beide ſuchend die Stube, in der ſein Kopf die Decke durchſtoßen hätte, wenn er ſich ganz hätte aufrichten wollen. Auf den Brautwinkel gingen ſie zu und gaben der Marinke freundlich die Hand, die blutübergoſſen und ſtumm den Blick auf die Dielen geheftet hielt. Und auch den Jozup begrüßten ſie — glückwünſchend, daß er ſolch eine Frau, deren Wert ſie ja kannten, ſich zu eigen genommen. Und dann begrüßten ſie die Wirtsleute wie alte Freunde, und ſie, die Herrin, wechſelte einen ernſten Blick mit der Mutter, den nur ſie beide verſtanden, und die Marinke, die gerade erſt aufzuſehen wagte.

Ihre Stiefmutter, die eine anſehnliche und immer noch hübſche Frau war, drängte ſich vor, um auch einen Gruß zu bekommen, aber die Herrſchaften achteten ihrer nicht mehr, als ob ſie ein Unkraut geweſen wäre.

Und auch die alte Wilkene erkannten ſie nicht, oder vielleicht wußten ſie gar nicht, daß eine Bräutigamsmutter noch da war.

Dann ſetzten ſie ſich dem jungen Ehepaar gegenüber, und er, der Wieszpatis, zog einen Kaſten unter dem Arme vor und reichte ihn hin. Der war innen mit Seide gefüttert, und auf der hellblauen Seide lagen ſilberne Meſſer und Gabel und Löffel, die koſteten hundert Taler und mehr. Das war ſicher.

Noch niemals hatte man jemand gekannt, dem zur Hochzeit ſolch eine Gabe beſchert worden war.

Und der Herr ſagte: „Ihr alle ſollt daraus erfahren, wie treu die Marinke mir einſtmals gedient hat und wie hoch meine Frau und ich ihre Dienſte heute noch ſchätzen.“

Sie aber, die Herrin, ſagte auf Deutſch, denn Litauiſch konnte ſie nicht: „Es muß ein beſonderes Glück für Sie ſein, Herr Wilkat, daß Sie dem Kindchen ihres toten Freundes den Vater erſetzen dürfen.“

Da fuhr die Marinke erſchrocken hoch, denn des Kindes war heute noch niemals von einem gedacht worden.

Und die Herrin fragte: „Kann man es ſehen, Marinke?“

Da lief die Mutter Enskys raſch in die Kammer, wo die Wiege verſteckt war, und brachte es angetragen in ſeinen rotbunten Kiſſen.

Und die Herrin nahm es auf ihre Arme und ſchaukelte es und ſagte: „Ein hübſches Jungchen. Es ähnelt dem Vater, ſoweit ich mich an ihn erinnere. Findeſt du nicht auch, John?“

Der Wieszpatis wollte das gleiche ausſprechen, da gewahrte er, daß die Augen der Marinke ſich auf ihn richteten mit einem Blicke ſo voller Inbrunſt und Angſt, daß er ganz ſtutzig wurde, und darum nickte er nur bedächtig und nachſinnend vor ſich hin. Nachdem ſie dann ein Glas Wein auf das Wohl des jungen Paares geleert hatten, nahmen die Herrſchaften freundlichen Abſchied und fuhren von dannen.

Das Kind und das Silberbeſteck aber gingen noch lange Zeit bei den Gäſten von einem Schoß auf den andern und wurden abwechſelnd bekuckt und bewundert.

Und nur die alte Wilkene, die murmelnd und kichernd draußen herumlief, wollte von beiden nichts wiſſen.

10

Das Gehöft, das die Leute das „Wolfsneſt“ nannten, lag ein wenig abſeits vom Dorfe und war gewiß die ſtattlichſte Wirtſchaft unter den fünfen, denen man Hoch-

achtung ſchuldete. Aber man ſah nicht viel davon, denn es war auf drei Seiten von einem Erlengehölze ſo dicht umgeben, daß man höchſtens bei Nacht die Lichter durchſchimmern ſah.

Was darinnen vorging, blieb jedem Nachbarn verborgen. Und nur wer von der Landſeite herfuhr, gewahrte die roten Ziegeldächer, die als Wahrzeichen des Wohlſtandes ſelbſt Stall und Scheune bedeckten.

Wer durch das Gittertor eintrat, wurde erſt recht überraſcht durch die ſchönen Maſchinen, die auf dem Hofe der Reihe nach ſtanden.

Hier die Wirtin zu ſein, mußte jede mit ehrfürchtigem Stolze erfüllen, die auf Arbeit hielt und auf Ordnung.

Die Marinke fand ſich raſch in das neue Leben, und war ſie von Kindesbeinen an fleißig und tüchtig geweſen, wie hätte ſie's hier nicht ſein ſollen, wo ſie auf eigenem Boden ſtand?

Das erkannte voll Ingrimm ſogar die Schwiegermutter an, wenn ſie vom Fenſter der Altſitzerſtube aus, bereit zu Tadel und Zank, das Wirken der Hausfrau verfolgte. Und ſie hütete ſich wohl, ſich an ihr zu vergreifen oder den Sohn gegen ſie aufzubringen. Beides verſparte ſie ſich auf günſtigere Zeit. Nur daß ſie niemals zur Mahlzeit erſchien und ohne Gruß aus und ein ging.

Die Marinke kümmerte ſich nicht viel um ihr feindſeliges Benehmen, denn ſie hatte ja Schlimmeres erwartet. Wie Jozup ſich ſtellen würde, wenn es zwiſchen ihr und der Alten zu offenem Zwiſte kam, das wußte ſie nicht. Ob er ihr auch in heißer Liebe zugetan war, der Mutter würde er doch wohl nicht Unrecht geben, denn er mußte ihr ewiglich dankbar ſein, weil ſie ihn in der Erbfolge den älteren Brüdern vorgezogen hatte. Der eine war Schutzmann in Berlin, und der andere ſtand kurz vor dem Verſorgungsſchein. Schreiben taten ſie beide nicht mehr.

Mit dem Jozup war's eine eigene Sache. Manchmal, wenn er daſaß und ſie anſah halbe Stunden lang, ganze Stunden lang, ohne ein Wort zu reden, und ſie gleich-

ſam aufzehrte mit ſeinen ſchwarzen Rauſchbeerenaugen, dann dachte ſie innerlich ſchaudernd: „Das iſt zu viel, das darf nicht ſein, das geht wider Gottes Macht und Willen.“

Und wenn er bei ihr lag und zitterte vor allzugroßer Liebe und ihr nicht nahe zu kommen wagte, dann dachte ſie wieder: „Das iſt die Strafe, weil er ſich an dem Jurris vergangen hat.“ Bis er ſich dann auf ſie ſtürzte wie ein wildes Tier, ſo daß ſie nun zitterte vor ſeiner allzugroßen Liebe. Und manchmal dachte ſie dabei: „Vielleicht iſt er wirklich ein Werwolf und heißt nicht bloß ſo.“ Aber dann warf ſie die Furcht wieder ab und tröſtete ſich: „Das kommt bloß daher, daß er zu lange nach mir begehrt hat und ganz ohne Hoffnung geweſen iſt. Und nun kann er's noch immer nicht faſſen.“

Und dann war es ihr manchmal, als könnte ſie ihn mit der Zeit auch wiederlieben. Aber ihr Herz war immer noch auf dem Kirchhof, dort, wo der Jurris lag. Und hätte ſie ſich getraut, ab und zu an das Grab zu gehen, ihr wäre manches leichter geworden.

Auch auf das Kind übertrug der Jozup ſeine wilde Liebe. Ob es ſein eigenes war oder nicht, darüber hatten ſie beide nicht mehr geredet, und Marinke war wohl darauf bedacht, ihm ſeinen Glauben zu laſſen, denn ſie wußte, wenn's anders käme, würd' es ihr ſchlecht gehn.

Er nannte den Kleinen auch nicht „Jurris“, wie er getauft war, ſondern „Wilkiutis“ oder „Wilkytis“, was gar kein chriſtlicher Vorname iſt, ſondern das „Wölfchen“ bedeutet. Und er war ganz zornig, wenn die Dienſtboten nicht taten wie er. Nur die Marinke durfte ſeinen wirklichen Namen noch in den Mund nehmen, aber ſchließlich brachte ſie's auch nicht mehr übers Herz und nannte ihn immer bloß „Kindchen“ oder auch „Liebling“.

Der Kleine wuchs raſch heran und konnte gehen und ſprechen, noch ehe das erſte Ehejahr um war. Und der Jozup ſpielte mit ihm wie der Wolf mit ſeiner Brut vor der Höhle im Sonnenſchein. Lag lang auf der Erde und ließ ihn klettern über ſich her und hob ihn hoch in die Luft,

und dann mußte er ſehen, wie er von den Handflächen wieder herabkam.

Um das Erlengehölz aber ſchlichen oft in der Dämmerung zwei alte Leute und kuckten ſich die Augen entzwei nach dem künftigen Erben, und kuckten nicht minder nach der Marinke, ob ihr Leib noch immer nicht Spuren zeige von kommendem Segen, damit alsbald der Vertrag in Kraft treten könne, der ihnen den Enkel zurückgab.

Den Hof zu beſuchen, war ihnen verboten, obwohl der Alte die Vormundſchaft hatte, und ebenſo durfte Marinke nicht mehr zu ihnen gehen. Oft hätte ſie gern ihren Kopf auf den Schoß der Mutter gelegt und ſich ſtreicheln laſſen von ihren verſtändigen Händen, aber um des lieben Friedens willen entbehrte ſie auch das.

Um wenigſtens etwas von ihr und dem Kinde zu haben, hatten die Alten es auf ſich genommen, den Milchwagen, der ja zum Verladen der Kannen bei den Beſitzern immer reihum fuhr, ſelbſt zu kutſchieren, wenn ihre Woche gekommen war. Aber der Jozup ließ die Kannen ſchon vorher an den Rand des großen Weges bringen, wo ſie herrenlos ſtanden, bis der Wagen ſie auflud, und als die Alten ſich dumm ſtellten und unter dieſem oder jenem Vorwand doch aufs Gehöft fuhren, da machte er kurzen Prozeß und trat aus der Genoſſenſchaft aus. Und das tat er um ſo lieber, als er ſelber nicht gerne mehr nach Auguſtenhof hinwollte. Den Grund ſagte er nicht, und vielleicht beſaß er auch keinen. Aber den Wieszpatis nannte er nur noch „den Deutſchen“, und das ſchöne Beſteck ſah er nicht an. Das lag auf dem Grunde des Schrankes und zehn Schichten Kleider darübergefliehen.

Nun war der liebe Jurris ſchon zwei Jahrchen tot, und der Tag ſeines Sterbens kam heran.

Ob der Jozup ſich deſſen erinnerte oder auch nicht, kurz, um die Stunde, in der damals das alles geſchehen war, erklärte er plötzlich, er wolle aufs Haff hinaus, mit dem Keitelnetz ein Gericht Fiſche zu fangen. Er tat das ſehr ſelten, denn den Fiſcher zu ſpielen war er zu ſtolz. Und wie er die Marinke zum Abſchied küßte, da war

Triumph in ſeinem Auge, ſo daß ſie ſich dachte: „Jetzt geht er Gott danken und ſich freuen an ſeiner Gewalttat.“

Und weiter dachte ſie: „Soll der arme Jurris nun ganz allein da liegen und denken, ich hab' ihn vergeſſen?“

Sie wußte, die Eltern gingen nicht gern auf den Kirchhof, und der Vorwurf in ihr ſprach lauter und lauter.

Darum nahm ſie den kleinen Jurris kurzweg bei der Hand, denn es mußte ja ausſehen wie ein ganz kleiner Spaziergang. Sobald ſie aber hinter den Erlen war und die Alte ihr nicht mehr nachblicken konnte, hob ſie ihn auf den Arm und ſchritt, ſo raſch ſie konnte, dem Kirchhof zu, der wohl eine halbe Stunde entfernt lag.

Das Grab war ziemlich verfallen. Friſche Blumen lagen nicht darauf, und auch ſie hatte ja keine mitbringen können. Darum pflückte ſie Blätter von den Ahornbäumen, und weil ſie zufällig ein Knäulchen Zwirn in der Taſche hatte, machte ſie ſich daran, eine ſchöne Girlande zu winden, die den Grabhügel der Länge und Breite nach feſtlich umrahmen ſollte. Zeit hatte ſie genug, und der Kleine grub artig im Sande.

Ihm die Zeit zu vertreiben, ſang ſie ein Lied, und auch weil ihr hier an dem Grabe ſo wohl war.

Sie ſang:

„Dort unter den Linden
In jenem Grabe,
Da liegt und ſchlummert
Mein lieber Knabe.

Auf ſeinem Denkmal
Stehet zu leſen,
Wie ſchön und tapfer
Er einſt geweſen.

Mit Blumen ſchmück' ich's
In jedem Lenze,
Sitz' auf dem Grabe
Und flecht' ihm Kränze.

Und ranke Grünes
Rings um die Kanten

Und pflanze Goldlack
Und Amaranten.

Und klag' und weine,
Weil sie den Knaben
Mir aus dem Brautbett
Gerissen haben.

Doch aus dem Herzen
Stiehlt ihn mir keine,
Und jeden Abend
Komm' ich und weine."

„Wenn ich hier mit meinem Kinde an jedem Abend ein Stündchen sitzen könnte," dachte sie, „ich wollte, weiß Gott, nicht weinen, sondern immer vergnügt sein."

Und wie sie sich noch an ihrer Geborgenheit freute, da wurden mit einemmal vom Kirchhoftor Schritte laut, schwere, unsichere Schritte, und ein Klappern dabei — das kannte sie wohl.

Sie ließ die Girlande liegen, nahm das Kind auf den Arm und ging der Schwiegermutter entgegen.

Die schwang die Krücke und schrie: „So also bist du dem Jozup treu, du Allerweltsfrauenzimmer, daß du selbst mit den Gräbern buhlen gehst? Ohne Jungfernschaft bist du ins Haus gekommen, den Muturis" — das Frauenkopftuch — „hat die Pestgöttin dir umgelegt und nicht ich. Aus der Mistpfütze bist du gekrochen, und nicht eher werde ich ruhen, als bis ich dich dahin zurückgeprügelt habe."

Und sie schlug mit dem Krückstock auf die Marinke los.

Die dachte nur daran, den kleinen Jurris zu schützen, der bitterlich zu weinen begann, weil einer der Schläge auch ihn getroffen hatte, und ging davon ohne ein Wort der Erwiderung.

Die Alte kam nachgehumpelt und setzte sich vor das Hoftor, um dem Jozup aufzupassen.

Und als er um die Dämmerstunde vom Haffe zurückkam, erzählte sie ihm alles. „So hat sie dich beseift," sagte sie. „Nun strafe sie, wie sich's gebührt."

Er zog die Augenbrauen noch dicker zusammen und kämpfte lange mit sich. „Warum soll ich sie strafen?“ sagte er dann. „Es ist besser, ihr Zeit zu lassen, damit das Andenken an jenen ausſauern kann aus ihrem Gemüte.“

„Bist du ein Mann oder ein Stöpsel?“ fragte höhnisch die Alte.

„Weil ich ein Mann bin,“ entgegnete er, „weiß ich, was ich zu tun habe.“

Aber sie ließ ihm keine Ruhe. „Weiche Äpfel faulen bald,“ sagte sie, „und wer bloß Krumen essen will, bricht sich am ehesten die Zähne entzwei. Darum tu deine Schuldigkeit an ihr.“

Aber er liebte die Marinke zu sehr, um sie zu schelten. Nur fernhalten tat er sich von ihr, und auch das Kind sah er nicht an wohl eine Woche lang.

Und die Alte wühlte und hetzte bei jedem Begegnen, denn jetzt hatte sie einen Grund.

Und da sie den Krückstock gegen die Schwiegertochter schon einmal gehoben hatte, ohne daß ihr ein Übles geschehen war, so wagte sie es alsbald von neuem und fiel über sie her, allemal, wenn sie ihr nicht entweichen konnte.

Zuerst ließ die Marinke sich alles gefallen und war auf nichts weiter bedacht, als den Kleinen zu schützen. Da sie aber immer häufiger angefallen wurde, mußte sie sich wohl zur Wehr setzen. Und eines Tages — nicht weit vom Herde — riß sie der Krüppligen den Stock aus der Hand und warf sie gegen den hängenden Kessel, so daß ein wenig von dem kochenden Wasser herausspritzte.

Die Alte hub sofort furchtbar zu heulen an. Die Schwiegertochter habe sie geschlagen und verbrüht, und sie zeigte den Dienstboten die Blasen an Hals und an Händen. Und als der Jozup vom Felde kam, zeigte sie sie auch ihm und klagte, sie sei schon seit langem ihres Lebens nicht sicher.

Da geschah es zum ersten Male, daß er sich an seinem Weibe vergriff. Er schlug sie nicht, wozu ein zorniger Mann wohl das Recht hat, sondern warf sie schweigend

über den Tiſch und ſchüttelte und würgte ſie, wie man mit einem biſſigen Hunde tut.

Als er ſie losgelaſſen hatte, nahm ſie den kleinen Jurris auf den Arm und rannte in ihrer Seelennot zu der Mutter Enskys, obwohl ihr ja jeder Verkehr verboten war.

Die küßte zuerſt den kleinen Jurris halbtot und rief dann den Alten herbei. Der tat desgleichen, und als Marinke ihnen alles erzählt hatte, wollten ſie ſie ſogleich bei ſich behalten.

Aber die Marinke willigte nicht darein. „Von hier holt er mich ſchon morgen vormittag," ſagte ſie, „und wenn ich mich wehre, ſchleppt er mich womöglich an den Haaren zurück. Aber ich weiß jetzt, was ich ihm ſagen werde, wenn ich auch nicht danach tun kann."

Damit ging ſie zurück. Der Alte bat ſich aus, ihr den Kleinen noch eine Strecke zu tragen, und als ſie es nicht erlaubte, lief er auf ſeinen Schlorren hinter ihr drein und machte mit leeren Armen Eiapopeia.

Am nächſten Morgen wollte der Jozup ſchweigend von dannen gehen, aber ſie hielt ihn zurück und ſagte: „Ich habe es ſatt, mich ſchlecht behandeln zu laſſen. Ein Kind hat uns der Himmel bisher nicht geſchenkt, es hält uns alſo auch nichts zuſammen. Wenn ich auch eine böſe Stiefmutter habe, geprügelt oder gewürgt werd' ich dort nicht, und darum iſt es das beſte, ich gehe nach Hauſe. Die fünfhundert Taler kannſt du behalten."

Er wurde weiß wie der Kalk an der Wand und entgegnete drauf: „Das Einzige iſt, ich teile ihr mit, weſſen Blut in den Adern des Kleinen fließt. Dann wird ſie's vielleicht weitererzählen, aber im Hauſe wird Ruhe ſein."

Da ſagte die Marinke: „Geſtern vor vierzehn Tagen war des Jurris Todestag, und heute wird m e i n Todestag, wenn du das tuſt, ſo wahr ich dein Weib bin."

Der Jozup wußte nun, daß in dieſer Sache ihr Sinn unveränderlich war und daß er nie und nimmermehr daran würde rühren dürfen. Darum ſagte er: „Ich werde nachſinnen, ob es ein anderes Mittel gibt."

Und die Marinke ſagte: „Du kannſt nachſinnen, ſoviel du willſt. Ein anderes Mittel, als daß ſie aus dem Hauſe geht oder ich, wirſt du nicht finden.“

Der Jozup lief in der Stube umher und ſchrie: „Sie hat mich vorgezogen, ſeit ich im Kinderkleid war — ſie hat die Brüder hinausgejagt, damit ich Herr bin. Verlange du nicht zu viel von mir!“

Und die Marinke erwiderte: „Ich verlange ja nichts.“

An demſelben Morgen ging er in die Altſitzerſtube und blieb dort länger als eine Stunde. Und das Ende war, daß gegen Mittag die Alte herauskam, das Geſicht wie behonigt, und zu der Marinke ſagte: „Setze meinen Teller auch auf den Tiſch, liebe Tochter. Damit Friede wird, will ich fortan mit euch zuſammen eſſen.“

Aber die Marinke traute ihr nicht, und als die Alte den Kleinen ihren „Putytis“, ihr Hähnchen, nannte und ihn gar auf den Arm nehmen wollte, zog ſie ihn raſch auf die Seite.

Von dieſem Tage an war die Wilkene wie umgewandelt, und niemand konnte wiſſen, wodurch es geſchehen war.

Die Mutter Enskys aber, die alle Freitagabend im Erlengebüſch auf Marinke lauerte — denn ſo war es jüngſt ausgemacht worden —, ſagte zu ihr: „Paß gut auf, daß ſie nicht an den Herd kommt. Ich will mich röſten laſſen wie Flachs, wenn ſie nicht darauf ſinnt, dich und das Kind zu vergiften.“

Die Alte aber ſaß allabendlich am Rande des Sumpfteichs hinter dem Roßgarten, um Fiſchbrut zu käſchern, wie ſie ſagte, für die Angeln, die nächſtens ausgelegt werden ſollten, und in der Dunkelheit kam ſie mit Kräutern beladen nach Hauſe, die ſie niemandem zeigte.

Am Sumpfteich wuchs neben der Hundsromei und dem Kalmus auch Waſſerſchierling in Menge. Das ganze Dorf hätte man ausrotten können, ſo viel Schierlingsſtauden ſtanden dort mit ihren weißlichen Schirmchen.

Ja, die Marinke paßte gut auf.

Daß die Alte Spiritus wollte zum Einreiben gegen die Gicht, das hatte nichts auf ſich, aber daß ſie ſich auch

das Keſſelchen holte mitſamt dem Kocher, während ſie doch jetzt immer am Tiſche aß, das gab ſchon mehr zu bedenken. Und ſtundenlang ſaß ſie am Herde, um ſich die Glieder zu wärmen, obwohl die Luft noch ganz ſommerlich war.

Vom Waſſeranſetzen bis zur fertigen Mahlzeit wich die Marinke nicht von der Stelle. Kaum den Kopf zu wenden traute ſie ſich, und ſchließlich wurd' ihr ganz wirblig von dem ewigen Argwohn.

Und eines Abends, als es Kürbisbrei gab mit Zucker und Roſinen, da fiel ihr ein fremder Geruch auf, der aus der Schüſſel emporſtieg. Der Jozup mochte wie viele den Kürbis nicht und kriegte was anderes, die Alte aber bekam mit einemmal die Kolik, ging zu Bett und ließ ſich Meliſſentee kochen, ſo daß nur ſie ſelbſt und das Kind noch übrigblieben, davon zu eſſen, denn den Leuten war ſchon vorher zugeteilt worden.

Darum tat ſie nur ſo, als ob ſie aß, und gab auch dem Kinde nichts, füllte aber, ſoviel ſie konnte, in eine breithalſige Flaſche und lief heimlich damit zu der Mutter Enskys, damit ſie nun tue, was not war.

Und als der Freitagabend herankam, da ſagte die Mutter: „Ich bin in Heydekrug geweſen beim alten Settegaſt, der hat den Brei unterſucht und geſagt, der Pons Stootsanwalts, wenn man's dem anzeigen wollte, wär' mit der Hälfte zufrieden. Und hier auf dem Zettel ſteht alles."

Die Marinke nahm den Zettel und ging zum Jozup. „Deine Mutter iſt mir die rechte," ſagte ſie.

„Wieſo?" fragte er und ließ die Halsbinde los, denn er zog ſich eben die Kleider vom Leibe.

„Weil ſie mich hat vergeben wollen — mich und das Kind."

Er wurde ſo rot, als müſſe er an ihren Worten erſticken, und riß ſich das Hemd am Halſe entzwei.

„Ich habe das Verſprechen getan, dich niemals zu ſchlagen," ſagte er, „aber du machſt es einem recht ſchwer."

„Hier iſt der Zettel," ſagte ſie.

Er las den Zettel des alten Settegaſt, den jeder ehrte weit und breit, und ſo rot, wie er geweſen war, ſo blaß wurde er nun. Und dann ließ er ſich alles von ihr erzählen. Auch daß die Mutter Enskys die Probe zur Apotheke getragen hatte, verſchwieg ſie ihm nicht. „Straf mich, wenn du willſt," ſagte ſie, „aber das Kind mußt' ich am Leben erhalten, gleichviel, wer ſein Vater iſt. Und das beſte wird ſein, du läßt mich jetzt gehen, ſonſt gelingt es mir doch nicht."

„Du und das Kind bleiben hier," erwiderte er.

„Gut," ſagte ſie, „dann muß deine Mutter fort, oder ich zeige ſie an."

„Du zeigſt ſie an?" fragte er, als ob er nicht recht gehört hätte.

„So wahr ich ein Kind habe, ich zeige ſie an."

Da lief er hinaus, halbnackt wie er war, und kam die ganze Nacht nicht mehr wieder. Auch am nächſten Morgen war er nirgends zu ſehen, erſt gegen Mittag trat er mit einemmal aus der Altſitzerſtube. Er zitterte am ganzen Leibe und ſagte: „Ich habe mit der Mutter geſprochen. Was ſie jetzt tun muß, das habe ich ihr ſchon damals prophezeit und habe für alle Fälle mit den Brüdern das Nötige geordnet. Sie werden die Hälfte aller Einkünfte bekommen und ſie dafür in Pflege nehmen, ſolange ſie lebt. Siehſt du nun wohl, wie lieb du mir biſt — du und das Kind?"

Drei Tage ſpäter fuhr die Alte ab. Sie hatte kaum einen Widerſpruch zu leiſten gewagt, denn ſie wußte, die Anzeige drohte.

Als ſie auf dem Wagen ſaß, mit dem der Jozup ſie zur Bahn brachte, reckte ſie noch einmal den Krückſtock nach der Marinke und ſchrie ihr den ſchwerſten Fluch an den Hals: „Mag der Perkuhns dich treffen nach Bartholomä!"

Und da es bis zum nächſten Bartholomä noch lange hin war, verbeſſerte ſie ſich: „Nein, noch vorher, jetzt gleich ſoll der Perkuhns dich treffen."

Da zogen die Pferde an, und ſie fuhr in die Weite, dorthin, wo kein Litauergott mehr donnert.

11

Nun folgten vier Ehejahre, die konnte man glückliche nennen.

In Marinkes Herzen wurde das Bild des Jurris allmählich blaſſer und blaſſer. Da eine Aufpaſſerin nicht mehr vorhanden war, hätte ſie manches liebe Mal nach ſeinem Grabe ſehen können, aber es drängte ſie nichts mehr dorthin.

Der Kleine wuchs zu einem kräftigen Strampler heran, der ſich die Butter vom Brote nicht nehmen ließ und ſeinen Willen vom Morgen bis zum Abend in die Welt hinauskrähte.

Der Jozup konnte nicht ſatt werden, ihn darin zu beſtärken, und wenn der Junge recht unartig war, ſagte der Vater: „So iſt's gut, mein Lümmelchen. Pech und Teer ſind Verwandte.“

Er lehrte ihn Schweine treiben und die Kühe zur Weide führen und ſetzte ihn jedem Tier auf den Rücken, das gerade zur Hand war. Mit vier Jahren ritt er bereits auf der bockigen Schimmelſtute, und die war auch ſonſt nicht die frömmſte.

Von Monat zu Monat wurde das Leben inniger zwiſchen den beiden, und als der fünfte Frühling herankam und die künftige Schulzeit ſchon drohte, da nahm der Jozup ihn morgens ſogar auf das Feld mit. Er ließ ihn die Lenkſtange der Pflugſchar anfaſſen, er gab ihm einen Zipfel des Säelakens zu tragen und meinte: „Das muß das Erſte ſein, was ein Wirtsſohn erlernt, ſonſt nützt ihm kein Schreiben und Rechnen.“

Ein Glück war's — ein unausſprechliches und nie beſprochenes —, daß noch immer kein Zeichen ſich meldete, der kleine Jurris werde ein Brüderchen oder ein Schweſterchen kriegen. Es war gerade ſo, als ob der Himmel ſelbſt darüber wachte, daß in dieſes ängſtliche Wohlſein Beſtand und Ruhe allmählich einkehrte.

Im Enskyſchen Hauſe aber lagen allabendlich zwei alte Leute auf ihren Knien und flehten zum lieben Gott,

er möge ſie davor behüten, einſam in die Grube zu fahren, und ihnen den Großſohn und Erben zurückgeben.

Und endlich, endlich wurde ihr Gebet erhört. Die Marinke mochte ſich noch ſo ſorgſam verſtecken, die Dienſtleute trugen es doch hinaus, und bald wußte das ganze Dorf, daß ſie geſegneten Leibes war.

Der Jozup ging umher wie ein Wüterich und erklärte, wer ihm den Knaben nehmen wolle, den ſchieße er nieder.

Aber als die beiden Enskys von ſeinen Reden hörten, da lachten ſie nur, denn ſie hatten es ſchriftlich.

Und eines Tages waren ſie dreiſt genug und erſchienen beide im Hoftor.

Die Marinke, die im achten Monat war und nur noch leichte Gartenarbeit verrichten konnte, ſaß hinten in den Zuckerſchoten und ließ die Alten unbemerkt an den Staketen vorbeiziehen. Die aber hatten ſie wohl geſehen und wollten gerade in den Garten einbiegen, da ſtießen ſie auf den Jozup, der eben aus dem Hauſe trat.

„Ihr wollt wohl, daß ich den Hund losmache?“ ſagte er ihnen zum Gruße.

Die Großelternliebe war ſtärker in ihnen als jegliche Angſt, und obwohl der Alte ſich ein wenig hinter der Mutter verkroch, ſoviel Klugheit hatte er doch, um zu ſagen: „Ich würde an deiner Stelle verſuchen, dich mit uns zu verſtändigen, denn vor den Behörden biſt du ja machtlos.“

Da dachte er nicht anders, als ſie würden wohl mit ſich handeln laſſen, und lud ſie ein, in die Stube zu treten.

Aber bald ſah er ein, daß ſie auf ihrem Scheine beſtanden und nur Gewißheit haben wollten, wann ſie das Kind heimholen könnten.

Vor ſeinem Sinn ſtand nur der eine Gedanke: wie ſich den Sohn erhalten, an dem ſeine Seele hing. Für einen Augenblick ſtieg wohl der Wunſch in ihm hoch, das Heimliche zu offenbaren, das ihn mit deſſen Leben verband, aber er warf ihn ſogleich wieder von ſich, denn er hatte inzwiſchen wohl erkannt, daß, wenn die Marinke,

mochte ſie ſonſt noch ſo weich ſein, zu einer Sache entſchloſſen war, nichts auf der Welt ſie davon abbringen konnte.

Und ihren Leichnam aus dem Haffe fiſchen — das wollte er doch nicht.

In ſeiner wilden Ratloſigkeit ſuchte er hin und her, ob nicht ein einziger Grund ſich finden ließe, mit dem er ſein Fleiſch und Blut ſich für immer erobern könnte. Aber es fiel ihm kein anderer ein als der, mit dem er ſein Weib nun ſchändete.

„Jurris habt ihr ihn ja genannt," ſagte er, „aber was wißt ihr, ob er wirklich dem Jurris ſein Kind iſt?"

Die Mutter Enskys hob die gefalteten Hände zu ihm auf, als wollte ſie ihn anflehen, den Schlag nicht zu tun, der ihnen die Hoffnung raubte. Der Alte aber tanzte um den Jozup herum und ſchrie immerzu: „Wer iſt es? Wer iſt es? Wer iſt es?"

Und er — mehr aufs Geratewohl, als weil er ſich eines beſtimmten Verdachtes bewußt war — entgegnete dieſes: „Nun — es kann ja zum Beiſpiel — der — Wieszpatis geweſen ſein. Nicht umſonſt hat er Kinder ſitzen weit und breit — und ſie iſt drei Jahre lang bei ihm auf dem Hofe geweſen."

Die Mutter ſank auf den Stuhl wie vom Blitze getroffen, der Alte aber rannte ſpornſtreichs hinaus und in den Garten — dorthin, wo die Marinke vorhin gearbeitet hatte.

Erſchrocken erhob ſie ſich von der Erde, denn ſie dachte, der Jozup wolle dem Alten zu Leibe, da ſchrie er auch ſchon: „Nun iſt es heraus, du Weibsbild! Dem Wieszpatis Seine biſt du geweſen. Und das Kind iſt von ihm. Geſteh, daß das Kind von ihm iſt!"

In ihrer großen Überraſchung dachte ſie nicht anders, als es ſei durch ein Unglück alles ruchbar geworden, was ſie ſich ſelber kaum eingeſtand, und den Kopf auf die Bruſt herabneigend entgegnete ſie: „Wenn du es weißt, warum fragſt du mich erſt?"

Da rannte er ſpornſtreichs zurück und ſchrie es durch

Garten und Hof: „Sie hat geſtanden, daß der Wieszpatis der Vater iſt. Sie hat es eben geſtanden.“

Der Jozup, der aus dem Hauſe trat, wurde ſo gelb wie die Aſche im Eimer. Er nahm den Alten beim Wickel und ſchleppte ihn vor das Hoftor. Dort gab er ihm noch einen Stoß mit dem Abſatz und überließ ihn ſeinem weinenden Weibe. Dann ging er der Marinke entgegen, die mit vorgeſchobenem Leibe mühſam aus dem Garten kam.

Sie dachte: Er ſieht gerade ſo aus, als ſei er der Henker. Aber da ſie wußte, daß nichts auf der Welt ſie aus ſeinen Händen erretten konnte, ſo gab ſie ſich drein.

„Geh ins Haus,“ ſagte er und blieb ihr dicht auf den Hacken.

Dann peitſchte er die Mägde hinaus, die ängſtlich um die Feuerſtätte ſtanden, und folgte ihr in die Stube.

Sie mußte ſich niederſetzen, ſo beinſchwach war ſie geworden, und ſeine Augen ſtachen nach ihr wie grüne Lichter zur Nachtzeit.

„Alſo wie war das mit dem Wieszpatis?“ fragte er ganz freundlich.

„Wie wird's geweſen ſein?“ ſagte ſie. „Er war doch der Herr, und ich war die Magd. Und wenn ich Sonnabends zur Abrechnung kam, dann hat er geſagt, ich gefall' ihm.“

„Und das ging ſo die ganzen Jahre lang?“

„Solang' ich die Meierei unter mir hatte, wird's wohl gegangen ſein.“

„Und als du merkteſt, daß du ein Kind von ihm trugſt, da ſuchteſt du dir den Jurris als Vater dazu?“ fragte er immer noch freundlicher.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, das war anders.“ Und nun berichtete ſie ihm der Wahrheit nach, wie der Wieszpatis ſie noch einmal nach Auguſtenhof hatte hinkommen laſſen — der Jozup ſelber war ja Vermittler geweſen — und wie ſie allein hatte fahren müſſen, weil der Jurris nicht war zu finden geweſen. Da hatte der Herr geſagt: „Wir wollen nun Abſchied feiern, Marinke.“ Und ſie hatte gebeten und gefleht: „Ach laſſen Sie mich doch gehn, Ponuſze.“ Aber er war ja der Herr, und ſie

hatte ihm ſchon ſo oft den Willen getan, daß ſie meinte, ſich ihm auch diesmal nicht weigern zu dürfen. Und von daher war alles Unglück gekommen.

Er ſagte: „Ich habe das Gelöbnis getan, dich nicht zu ſchlagen. Und das iſt dein Glück, ſonſt würdeſt du wohl nicht lebendig aus dieſer Stube kommen. Auch ſollſt du mir zuerſt einen Sohn zur Welt bringen, denn das biſt du mir jetzt ſchuldig. Was ich dann aus dir machen werde, das weiß ich noch nicht. Aber ich rate dir, den Bengel, den du mir hergeſchleppt haſt, den ſchaffe mir aus den Augen. Denn Herrenſohn iſt Hurenſohn. Und kommt er mir in den Weg, ſo ſchmeiß' ich nach ihm mit allem, was ich grad finde. Und wenn es der Schleifſtein iſt."

Die Marinke hob die Arme nach ihrem Manne auf und weinte und bat: „Wo ſoll ich hin mit ihm in meinem Zuſtand?"

„Das geht bloß dich an," entgegnete er und ſchritt aus der Türe.

Sie rannte, ſo raſch ſie konnte, hinter ihm drein, um den Kleinen vor ihm zu ſichern, der wohl irgendwo bei den Pferden im Gras ſaß. Und ſie fand ihn auch glücklich und wartete ab, bis der Weg frei war, dann zog ſie ihn raſch in die Klete.

„Hole mir Betten für mich und das Kind," ſagte ſie zu der Hausmagd, „denn hier werd' ich wohnen, bis meine Stunde gekommen iſt."

Und der Kleine ſchrie nach dem Vater, er wolle hinaus und mit ihm ſpielen, wie er's gewohnt war. Und ſie hielt ihm den Mund zu aus Furcht, der Jozup möchte eindringen und mit ihm tun, was er gedroht hatte.

In der Klete hielt ſie ſich mit dem kleinen Jurris wohl vierzehn Tage auf und traute ſich nicht, ſie zu verlaſſen. Und die Mägde ſorgten gut für ſie, denn ſie war ihnen immer eine freundliche Herrin geweſen.

Der Jozup aber gab keine Ruhe. Wenn er an der Klete vorbeiging, ſchüttelte er die Fauſt nach dem Fenſter und ſtieß Schimpfworte aus, wie man ſie ſonſt nur an ſchlechten Orten hört.

Er nannte ſein Weib eine „Klorke“. Und „Szunjôda“ und „Pajudêle“ nannte er ſie. Das ſind Namen, die man am beſten ins Deutſche nicht überträgt.

Und drohen tat er ihr auch und immer aufs neue. Sie konnte das Fenſter noch ſo feſt ſchließen, ſie hörte und verſtand ihn in allem. „Denke nur nicht, daß du ſtraflos ausgehen wirſt, mein Täubchen, weil ich das Gelöbnis getan habe, dich niemals zu ſchlagen. Ich werde mir jemand kommen laſſen, der wird das alles ſtatt meiner beſorgen. Der wird dir mit der Bratpfanne den Rücken ſalben und wird dir die Beine mit Ruten ſtreichen, ſo daß du das ganze Jahr über glauben wirſt, heute feiern wir Oſtern.“

Und die Marinke lag zitternd allnächtlich und dachte: „Wer mag es nur ſein, den er meint?“ Aber niemand fiel ihr ein, der den Willen haben konnte, an ihr zum Quälgeiſt zu werden.

Am allermeiſten hatte ſie Angſt um den Knaben, dem der Jozup Tag für Tag ans Leben gehen wollte. Und in dem Maße, als ihre Zeit ſich verkürzte, wurde die Unruhe größer in ihr, daß er, wenn ſie nicht mehr auf ihn aufpaſſen konnte, dem Zorne des Vaters verfallen war.

12

Eines Nachmittags — es war zu Ende Auguſt, und die Leute arbeiteten draußen im Grummet —, da ſah die Marinke durch das Fenſter der Klete, daß der Jozup den Spazierwagen anſpannte, ſich einen Korb mit Eſſen und Trinken aufladen ließ und davon fuhr.

Da wartete ſie nicht länger, zog dem Kleinen die Sonntagskleider an und ſchmückte ſich ſelber, ſo gut es ihr Zuſtand erlaubte. Dann wagte ſie ſich hinaus in das Freie. Die Hausmagd war die einzige, die auf dem Hofe geblieben war. Sie fragte ſie nicht, wohin der Jozup ſich begeben habe, ſondern ſagte nur im Vorbeigehn: „Ich will jetzt den Kleinen wegbringen. Erzähle dem

Herrn nichts davon, auch wenn ich zur Nacht nicht zu Haus bin."

Und das tat sie aus Vorsicht, denn ob sie auch fortgehen wollte, so wußte sie doch nicht, wohin. Und die Magd sah ihr kopfschüttelnd nach.

Sehr schwer war es, auf dem Wege zu bleiben, wenn Leute ihr entgegenkamen, denn das Geschehene war ja längst allen bekannt; aber jeder grüßte sie freundlich, wenn er auch nicht mit ihr sprach.

Als sie an dem Enskysschen Hofe vorbeigehen wollte, in dem sie so glückliche Tage verlebt hatte, da überfiel sie der Jammer, so daß sie sich weinend auf den Grabenrand setzte. Und eine Stimme sprach in ihr: „Kehre an! Vielleicht daß die Mutter dich nicht fortweist und einen Rat für dich hat!"

Und siehe da! Es traf sich so günstig, daß der Alte auch auf dem Felde war und die gute Mutter sich keinen Zwang anzutun brauchte.

Sie hob den Knaben gleich auf den Schoß und sagte: „Da ist er nun, um den wir Jahre und Jahre gebetet haben, und ist ein Jungchen, so hübsch wie ein Bild. Nun müßte er bloß noch zu uns gehören."

Und sie küßte ihn und sagte weiter: „Wenn der Jurris noch lebte, der würde es nie erfahren haben und hätte ihn liebgehabt wie sein eigenes. Weiß Gott, mir wär' es gleich! Ich würd' ihn auch weiter liebhaben, schon weil er von dem Jurris ein Erbstück ist. Aber der Enskys, der will nicht. Der spuckt aus."

Die Marinke streichelte ihr den Ärmel und bat: „Sag, Mutter, was soll ich tun?"

Und die Enskene erwiderte: „Es ist doch ein Vater da. Der muß sich jetzt kümmern."

Marinke erschrak in tiefster Seele, denn nie hatte sie daran gedacht, daß sie dem Wieszpatis mit ihren Angelegenheiten lästig fallen dürfe.

Und die Mutter Enskys fuhr fort: „Wenn er erfährt, daß sein Fleisch und Blut ganz und gar verkommen muß und ohne Heimat ist, so wird er es zu sich nehmen. Denn

nicht umſonſt ſagen alle, daß er ein guter Mann iſt und ein gerechter Mann."

Die Marinke bebte, und eine große Mattigkeit kam über ſie. Beinahe wäre ſie von der Bank herab auf die Erde geſunken. Aber die Mutter Enskys hielt ſie feſt und ſagte: „Daß es dir ſchwer fällt, kann man ſich denken. Es trifft ſich aber gut, daß wir die Woche haben, darum kannſt du gleich mit dem Milchfuhrwerk mitfahren, das der Hütejunge kutſchiert."

„Aber bei den andern anhalten, wenn er die Kannen einſammelt, das bring' ich nicht übers Herz," ſagte die Marinke.

Und die Mutter fand, daß das gar nicht nötig ſein würde, der Junge könne ja erſt die Runde machen und ſie dann abholen kommen.

Und ſo geſchah es.

Es war ſchon dunkel, als ſie mit dem Kleinen auf Auguſtenhof eintraf. Der Schweizer in der Meierei ſah ſie mißtrauiſch an, aber ſie kümmerte ſich nicht um ihn, ſondern nahm den kleinen Jurris bei der Hand und ſchlug den Weg zum Herrenhauſe ein.

Als ſie an den Bach kam, der vom Hofteich in den Garten läuft, ſchlug ihr das Herz ſo ſehr, daß ſie meinte, über das Brückengeländer fallen zu müſſen, und als ſie gar lachende Stimmen auf der Veranda hörte und milchfarbene Windlichter ſah, da war es vollends mit ihren Kräften zu Ende.

„Wer iſt da?" hörte ſie die Stimme des Herrn.

Und da ſie nicht zu antworten vermochte, ſagte er weiter: „Sieh doch einmal nach, Agnes, wer da iſt."

Ein junges Mädchen kam die Treppenſtufen herab — ſollte das wirklich die Agnes ſein? — und fragte: „Was wünſchen Sie?" Und da ſie noch immer nicht antwortete, rief das Mädchen hinauf: „Eine Frau iſt da mit einem Kinde, aber ſie ſpricht nichts."

Da kam er, der Herr, ſelber die Treppe herab. Und ſie neigte ſich vor ihm und küßte ihm den Ärmel.

„Ich kann nicht recht ſehen," ſagte er. „Biſt du etwa die Marinke?"

Da bekam ſie die Sprache wieder und ſagte: „Die bin ich.“

„Komm herein,“ befahl er und ſchritt ihr und dem Kinde voran die Stufen empor, an lauter Herrenleuten vorbei — jungen und alten —, es waren deren mindeſtens ſechs oder ſieben. Sie erkannte die gnädige Frau, der küßte ſie raſch noch die Hand, und dann ging ſie durch die Sommerſtube und den Saal und den mittleren Korridor immer hinter ihm her, und der Kleine war tapfer und quarrte nicht im geringſten.

Und ſo kamen ſie in ſein Arbeitszimmer, das am Giebelende gelegen war und drei Polſtertüren hatte, eine rechts, eine links und eine zum Korridor hin, durch die ſie nun eintraten.

Er drehte das elektriſche Licht an, das ſie noch nie geſehen hatte, denn damals war es Petroleum geweſen. Da ſtand noch der Schreibtiſch, an dem ſie Sonnabends immer Rechnung gelegt hatte, und das Ruhebett in der linken Fenſterecke ſtand auch noch da. Und alles war überhaupt, als ſei ſie nie weg geweſen.

Er hatte ſich unter den Kronleuchter geſtellt und betrachtete ſie lange, aber von dem Kinde, das ſie erwartete, und auch von dem, das ſie an der Hand hielt, ſagte er nichts, ſondern begann ſo: „Es hat mir leid getan, Marinke, daß dein Mann mir vor ein paar Jahren die Milch gekündigt hat. So ſind wir ganz außer Verkehr gekommen, und ich weiß nichts mehr von dir. Du haſt dich in der ganzen Zeit nicht einmal an mich gewandt, und das paſſiert mir in ähnlichen Fällen eigentlich niemals. Ich will nicht ſagen, daß ich dir das beſonders hoch anrechne, denn wenn ich kann, helf' ich gerne. Aber nun ſetz dich hin, denn du wirſt müde ſein, und ſage, was führt dich her?“

Sie dachte bloß immer: „Und ſein Kind ſieht er nicht an.“

Aber nun, wie ſie ſich auf die äußerſte Kante des Ruhebetts ſetzte und das Kind zwiſchen die Knie nahm, da ſah er es doch.

„Ei ei, das iſt ein ſtrammer Kerl geworden," ſagte er und ſtreckte von ſeinem Schreibſtuhl her lockend die Hand aus, wie man ein Hündchen lockt.

Aber der Kleine wollte nicht und drückte ſich nur um ſo enger an ſie.

„Wie werd' ich's ihm bloß ſagen?" dachte ſie. „Das Beſte wird ſein, ich geh' wieder weg, wie ich gekommen bin."

„Nun alſo, Marinke, erzähle."

„Ich hab' nichts zu erzählen, Ponuſze."

„Na, na. Umſonſt macht eine Frau, der es ſchwer fällt, nicht einen ſo weiten Weg. Alſo ſag, braucht dein Mann eine Hypothek oder möcht' er bauen oder ſonſt was? Ich geb', was er will, denn ihr ſeid mir ſicher."

„Mein Mann braucht keine Hypothek," ſagte ſie, „und bauen möcht' er auch nicht, aber es iſt 'rausgekommen, was zwiſchen Ihnen geweſen iſt, Herrchen, und mir."

Er wandte ſich auf dem drehbaren Sitz kurz nach ihr um, ſo daß es knarrte, und machte ſich ganz krumm, um ihr mit finſteren Augen ſcharf ins Geſicht zu ſehen. Der Lampenſchein fiel hart auf ihn herab.

„Er iſt ganz grau geworden," dachte ſie. Und nun ſah er vollkommen ſo aus, als wär' er der Herrgott. Aber wie ein ſtrenger und zorniger Herrgott ſah er aus.

„Nur du und ich haben's gewußt," herrſchte er ſie an, „und von mir hat's keiner erfahren."

Sie hätte nun ſagen müſſen: „Von mir auch nicht," aber ihre Angſt vor ihm war ſo groß, daß ſie ſich keine Antwort getraute.

„Ich werd' denn man gehen," ſagte ſie und verſuchte aufzuſtehen. Aber ſie war ſo ſchwach, daß ſie wieder zurückfiel.

Da ſah er wohl, daß er zu ſchroff zu ihr geweſen war. Die geſchliffene Karaffe ſtand immer noch auf dem Tiſche. Aus der ſchenkte er ihr ein Glas Wein. Und das Büchschen mit Schokolade, aus dem ſie manches liebe Mal hatte naſchen dürfen, hielt er dem Kleinen hin. Der wollte erſt nicht, aber was ihm in die hohlen Händchen geſchüttet wurde, das nahm er.

„Nun laß uns vernünftig reden," ſagte der Herr, „und erzähl alles." Aber ſie konnte nicht. Sie ſaß bloß ſo da und ſah vor ſich hin.

„Marinke," ſagte der Herr, „du biſt einmal die Freude meiner Feierabende geweſen, und ich habe dir nie dafür gedankt. Du haſt einen großen Stein bei mir im Brett. Denk daran und faß dir ein Herz."

Da faßte ſie ſich ein Herz und ſagte friſchweg: „Das Kind hier iſt Ihr Kind, Ponuſze."

„Ei der Deiwel," ſagte er und lachte hellauf, „das iſt ja ganz was Neues." Dann nahm er den Kleinen bei der Hand, führte ihn unter die Lampe und betrachtete ihn von oben bis unten. „Wie geſagt, ſtramm iſt er. Wenn er ſich auswächſt, kann er mir ſchon ähneln. Denn das weißt du ja, ſie ähneln mir alle."

Ja, das wußte ſie wohl. Manchmal arbeiteten fünf oder ſechs auf dem Hof. Wenn man die in eine Reihe ſtellte, ſah einer aus wie der andere.

Und er fuhr fort: „An ſich wär's alſo ſchon möglich. Aber ich denk', es iſt deinem ertrunkenen Bräutigam ſeiner. Von dem, ſoviel ich weiß, hat er ja auch den Namen."

„Das iſt richtig," entgegnete ſie, „aber von dem iſt er nicht. Und von meinem jetzigen Mann iſt er auch nicht."

„War der denn auch dabei?" fragte er, und ſie konnte nicht anders als Ja ſagen.

„Du — das iſt aber ein bißchen reichlich," rief da der Herr und wußte vor Lachen ſich nicht zu halten. Ach, dies Lachen tat ihr ſehr weh!

Bis jetzt hatten ſie Deutſch miteinander geſprochen. Aber die Marinke ſah ein, daß ſie in der fremden Sprache nicht vorwärts kommen würde, wenn ſie ihm alles ſagen wollte. Und das mußte ſie jetzt tun, denn er allein konnte ſie verſtehen, und es drückte ihr längſt ſchon das Herz ab.

Darum begann ſie auf Litauiſch zu erzählen, wie alles gekommen war. Er hörte ihr aufmerkſam zu und wurde ernſter und immer noch ernſter.

Mitten darin griff er mit der Hand nach dem Kleinen und hob ihn ſich auf das Knie. Und der hatte jetzt gar keine Furcht mehr vor ihm und lutſchte ſtill weiter.

Als ſie fertig war, fuhr er ihm durch den Wuſchelkopf und ſetzte ihn ſacht auf die Erde. Sie kannte die Gewohnheit des Herrn. Er mußte die Beine freikriegen zum Rumgehen, denn das tat er immer, wenn ihm das Herz von irgend was voll war.

Er ging und ging, und dann klingelte er und ſagte dem eintretenden Mädchen: „Man ſoll nicht auf mich warten — ich habe zu tun.“ Einſt war ſie ſelbſt dieſes Mädchen geweſen, und oft hatte er dasſelbe zu ihr geſagt. Und dann ging er immer noch länger.

Schließlich blieb er vor ihr ſtehen und fragte: „Wie wirſt du nach Hauſe kommen?“

„Der Enskyſche Milchwagen wartet auf mich,“ entgegnete ſie.

Der große Augenblick war nun da. In ihm mußte das Schickſal des Kindes ſich entſcheiden.

„Die Enskene hat gemeint,“ ſtotterte ſie, „weil es doch dein Fleiſch und Blut iſt, Herrchen, und ich nicht weiß, wohin mit ihm, ſo würdeſt du es vielleicht in Pflegſchaft nehmen und es großziehen laſſen auf deinem Hofe. Von Inſtleuten wohnen ja bei dir ſo viele.“

Urſprünglich hatte ſie weit Größeres von ihm erbitten wollen, aber jetzt, da ſie das vornehme Herrſchaftshaus wiedergeſehen hatte, fühlte ſie, daß auch dieſes Wenige ſchwer zu erfüllen war.

„Du vergißt, Marinke,“ ſagte er, „daß da draußen die gnädige Frau ſitzt, der ich Rechenſchaft ſchuldig bin. Das Gerede würde ſehr bald auch ihr zu Ohren kommen, und dann gäbe es Gram ohne Ende. Daß ich damals ihrem Wunſche nachgab, mit zu deiner Hochzeit zu kommen, war ſchon zu viel, aber ich mochte es ihr nicht abſchlagen — auch um deinetwillen nicht, Kind, weil du ſo außer jedem Verdacht bliebſt. Kommt's nun aber heraus, dann iſt jenes eine Verfehlung geweſen, die ich nie wieder gutmachen kann.“

Die Marinke verſtand nicht recht, was er meinte, aber daß ihr Verlangen eine Vermeſſenheit war, das wußte ſie nun.

„Ich werd' denn man gehn," ſagte ſie zum zweiten Male. Diesmal fiel ſie nicht von ſelbſt zurück, ſondern wurde von ihm an der Schulter gefaßt und feſtgehalten, ſo daß ſie das Aufſtehen vergaß.

„In den ſechsundzwanzig Jahren, die ich hier bin," ſagte er, „iſt kein Fremder ohne Troſt aus dieſer Stube gegangen, und dich, die ich mal ſehr gern gehabt habe, die ſollte ich einfach in die Nacht hinausſchicken? Das geht nicht, Marinke, wenn ich dir auch leider was anderes als Geld nicht zu bieten hab'."

„Ich will kein Geld!" ſtieß ſie hervor.

„Verachte das Geld nicht," ermahnte er ſie. „Denn es macht die Böſen gut und die Harten gefügig. Ich gebe ſonſt jeder, die ein Kind von mir hat oder wenigſtens ſagt, daß es von mir iſt, tauſend Taler mit auf den Weg. Und noch keine hat ſich beklagt. Dieſem Jungchen will ich eine Mitgift geben, dreimal ſo groß, ſo daß er als ein wohlhabender Erbe gelten kann, und du wirſt ſehen, er findet ſeine Heimat noch heute abend."

Damit ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb einen Schenkungsbrief über zehntauſend Mark, und noch vieles andere ſchrieb er dazu, wie die Zinſen zu erheben ſeien und wie das Kapital einſt ausgezahlt werden ſollte. Das unterſtempelte er mit dem Stempel des Amtsvorſtehers, deſſen Dienſt er ſelber verſah, und reichte es der Marinke.

Die dachte bloß immer das eine: „Aus mir kann nun werden, was will. Das Kind iſt fürs Leben geborgen."

13

Als die Marinke mit ihrem ſchlafenden Jungchen auf dem Enskyſchen Hofe einfuhr, ſaß die Mutter gerade ſo wartend im Mondſchein wie an jenem Abend vor ſechs Jahren, von dem alles Unglück ſeinen Urſprung hatte.

„Der Vater iſt ſchon lange zur Ruhe," ſagte ſie, „drum komm herein und ſtärke dich."

Und nun ſaß die Marinke an der Feuerſtelle genau ſo wie damals und aß und wußte nicht, was ſie aß. Der Kleine aber ſchlief immer weiter.

Und die Mutter verlangte, ſie ſolle erzählen.

Da zog ſie den Schenkungsbrief aus der Taſche und reichte ihn ihr.

Die Mutter traute ihren Augen erſt gar nicht und ließ ſich die Summe immer wieder von neuem ſagen, bevor ſie ſie glaubte.

„Aber dann iſt ja alles gut," ſagte ſie, „und dann will ich erſt mal den Vater wecken."

Die Marinke hatte Angſt, der Alte würde ſie und das Kind ſofort zur Tür hinausweiſen, aber die Mutter lachte nur, nahm den Brief und ging damit nach der Stube.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe ſie wieder da war, und hinter ihr in Hoſen und Hemd, die Schlorren auf nackten Füßen, kam der Alte geſprungen — wie ein Wieſel kam er geſprungen — und bot der Marinke den Willkommen und klatſchte den Kleinen aufs nackte Knie und wollte ihn ſelber ins Bettchen tragen, denn Kinder müßten mit den Hühnern zur Ruhe.

Die Marinke wußte nicht, wie ihr geſchah. „In was für ein Bettchen?" fragte ſie.

„Nun, das für ihn bereit ſteht ſchon ſeit Jahren." Und er habe immer geſagt, das mit dem Wieszpatis ſei nichts wie ein Schwindel. Das habe der Jozup ſich ausgedacht, um ihn und die Mutter zu täuſchen. Und nun ſei es offenbar, denn für eigene Kinder gebe der Herr Weſtphal ſo viel bares Geld nicht aus, ſonſt wäre er längſt ſchon ein Bettler.

Und als die Marinke ihm verwundert dreinreden wollte, ſtieß die Mutter ſie an und ſagte ihr leiſe: „Laß ihn nur immer. Er redet ſich's ein und wird's auch den andern einreden — und ſo iſt's am beſten."

Da gedachte die Marinke der Worte, die der Herr zu ihr geſprochen hatte, ehe er die Schenkung niederſchrieb,

und dankte Gott, daß der Kleine nun wirklich die Heimat gefunden hatte noch am heutigen Abend.

Sie ließ es ſich nicht nehmen, ihn ſelber auszuziehn, denn ſie wußte wohl, daß es zum letzten Male geſchah. Dann tat ſie noch ein Gebet über ihm, ſiegelte ihm den Mund mit dem Zeichen des Kreuzes und ging vor die Haustür.

Dort ſtanden die beiden und warteten ihrer.

„Ach, möchten ſie mich doch einladen, bei ihnen zu bleiben!“ dachte die Marinke. Aber ſie taten es nicht. Wie konnten ſie auch!

„Das Schriftſtück bleibt in meiner Hand,“ ſagte der Alte, „denn ich bin der Vormund.“

Und die Mutter geleitete ſie noch eine Strecke ins Dunkel hinein und ſagte zum Abſchied: „Ich bin geſund und erſt vierundfunfzig. Zwanzig Jahr' hab' ich gewiß noch. Und ſo lange wird es ihm gut gehn, das weißt du.“

Ja, das wußte die Marinke, und ſie dankte ihr mit Tränen.

„Was wird aber mit dir werden?“ fragte die Mutter.

„Bet für mich, daß ich im Kindbett ſterbe,“ ſagte die Marinke und ging von ihr fort ...

Der Mond ſtand hoch — es war ſchon ein Herbſtmond —, aber die Luft wehte warm wie im Juni.

Als die Marinke ſich dem Wolfsneſt näherte, überkam ſie ein Schaudern. Der Hofhund würde bellen, bevor er ſie noch erkannte, und darauf würde der Jozup, der einen leiſen Schlaf hatte, hinausrufen: „Wer iſt da?“ Und wenn ſie dann ſagte: „Ich bin es — ich, die Marinke,“ dann würde das Schimpfen losgehen — Klorke und Szunjôda und Pajudêle und alles, womit er ſie ſonſt noch traktierte.

Sie hielt an und tat einen tiefen Atemzug. Niemand paßte ihr auf. Sie konnte die Nachtſtunden nützen, wie es ihr einfiel. Aber wo ſollte ſie ſie hinbringen? Denn ſonſt eine Heimat hatte ſie nicht. Da fiel der Kirchhof ihr ein, auf dem ſie ſo lange Zeit nicht geweſen war. Wie eine Erleuchtung kam es da über ſie.

Auf dem Grabe des Jurris zu ſitzen bis an den Morgen, das war es, was ihr jetzt fehlte. Da ſah ſie keiner, da hörte ſie keiner, da konnte ſie keiner anſchreien und ſchimpfen.

So ſchlug ſie alſo den Weg zum Kirchhof ein, den ſie beinahe vergeſſen hatte.

Das Grab des Jurris war gar nicht ſo leicht zu finden, denn ringsherum hatte manch neuer Pilger ſich angeſiedelt, und die Geſträuche waren auch höher geworden. Aber ſchließlich unterſchied ſie es doch und ſetzte ſich auf den Hügel, deſſen ſandiges Erdreich die Judenmyrte ſpärlich begrünte.

Einen neuen hölzernen Pfoſten hatten die Eltern errichtet. Der war inzwiſchen ſchon wieder alt geworden, denn die Inſchrift auf der Tafel ſchien blaß und von Regen verwaſchen, ſoviel man im Mondſchein erkannte.

„Bald werden ſie ihn alle vergeſſen haben," dachte ſie, und ihr ſchien's, als ſei ſie ihm doppelt und dreifach untreu geweſen. Oft hätte ſie Zeit gehabt, das Grab zu beſuchen, und keiner hätte danach gefragt. Trotzdem fand ſie erſt heute den Weg hierher, wie man verlaſſene Freunde nicht früher aufſucht, als wenn man nicht aus und nicht ein weiß.

„Ach, wenn ich doch ein bißchen weinen könnte!" dachte ſie, aber ſie hatte heute ſchon zuviel Tränen vergoſſen, und ihr war auch gar nicht ſo ſchmerzhaft zumute. Nur müde war ſie. Darum lehnte ſie das abgerackerte Kreuz gegen den Pfoſten und dachte: „Hier möcht' ich einſchlafen."

Und das tat ſie auch wirklich. Aber bald weckte der Nachtwind ſie wieder. Sie lag nun mit geſchloſſenen Augen und wollte gar nicht mehr aufſtehen.

Es war eine große Stille ringsum, nur die harten Baumblätter rieben ſich ab und zu aneinander, und in dem Graſe raſchelte es, wenn irgend ein Getier ſich bewegte.

Sie dachte an alle die Geiſter, die auf ſo einem Kirchhof zur Nachtzeit ihr Weſen treiben, aber ſie fürchtete

ſich nicht im mindeſten, denn unter ihnen wäre auch der des Jurris geweſen, und der hätte ſie ſchon beſchützt.

Über dieſem Gedanken ſchlief ſie von neuem ein, und ihr war im Traume fortwährend, als ſtünde er neben ihr und ſtreichelte ihr die Backe. Aber wie ſie wieder einmal erwachte, merkte ſie, daß es nur der Wind geweſen war, und da tat es ihr leid, daß ſie nicht weiter ſchlief.

„Jetzt muß ich wohl bald heimgehen," dachte ſie. Da kam das Schaudern wieder, das ſie auf dem Wege zum Wolfsneſt ſchon einmal zurückgejagt hatte.

„Was ſoll ich eigentlich dort?" dachte ſie weiter. „Sobald er mich ſieht, wird er mich quälen, und die Dienſtleute werden nicht wiſſen, ob ich ihnen noch was zu befehlen hab'. Hier gehör' ich her. Zu meinem Jurrischen. Hierher auf den Kirchhof."

Und ſie beugte ſich zur Seite und küßte das Grab, aber ihr kam davon nur Sand zwiſchen die Zähne. Und mutlos gedachte ſie kommender Zeiten.

„Das Kind wird er mir wohl bald wegnehmen," dachte ſie. „Denn ich bin für ihn gar nicht mehr eine richtige Mutter. Bloß die Gimdywe — die Gebärerin — bin ich ihm noch. Ein Kind habe ich ihm zu beſchaffen anſtatt des anderen, das er verſtoßen hat, und dann kann ich abgehen. Er wird ſchon dafür ſorgen, daß ſie mich bald hierher auf den Kirchhof fahren."

Und ihr war zumut, als bliebe ſie am liebſten gleich hier.

Und dann dachte ſie an alle die Erniedrigungen, die er ihr zugefügt hatte ſeit jenem Sturmtage, an dem der Jurris ertrank, und an alle die, die er ihr noch zufügen würde — er und der Helfer, mit dem er drohte.

Und ſie ſagte zu ſich: „Nun hab' ich ihm umſonſt prophezeit, daß ich ins Haff gehen werde, wenn er der Alten meine Schande verrät. Denn was er jetzt ſelber in die Welt hinausſchreit, iſt ebenſo ſchlimm wie das, was ſie damals zu erzählen gehabt hätte."

Und wie das Bild der Alten vor ihr lebendig wurde, überfiel ſie plötzlich ein Erſchrecken, ſo furchtbar, daß ſie

vom Grabe in die Höhe ſprang und wie eine Unvernünftige drum herumlief.

Wenn der Helfer, der Peiniger, den er ſich kommen laſſen wollte, niemand ſonſt als die Wilkene, die Wölfin war? Was dann? Wohin dann?

Sie rannte nach rechts und rannte nach links, als wollte ſie ihr entrinnen und wußte doch nicht wie. Sie anzuzeigen, dazu war es gewiß zu ſpät, und ſie hatte auch nicht den Mut mehr. Wenn das noch zu fürchten geweſen wäre, hätte der Jozup die Mutter niemals zurückgeholt.

Da war es ihr, als ſagte eine Stimme: „Er h a t ſie ja gar nicht zurückgeholt.“

Das war natürlich dem Jurris ſeine Stimme. Entweder er ſchwebte um ſie herum, oder ſie hatte ihn mit ihren Klagen erweckt, ſo daß er von ſeinem Sarge aus zu ihr redete.

Und ſo warf ſie ſich vor dem Grabhügel auf die Knie, wühlte die Stirn in den Sand, um ihm näher zu ſein, und bat und flehte: „Ach hilf mir doch, Jurrischen, hilf mir doch!“

Und die Stimme ſprach weiter: „Gewiß hat er dir nur Angſt machen wollen, wie man kleine Kinder mit dem Baboczius ängſtigt. Und er iſt ſonſt gar nicht ſo ſchlimm. Er hat dich lieb gehabt ſchon über fünf Jahr, und du biſt ſo zufrieden mit ihm geweſen, daß du mich ganz vergeſſen hatteſt. Glaube nicht, daß ich dir deswegen böſe bin. Nein, ich bin dir nicht im mindeſten böſe. Und weiß ich, daß du da oben froh biſt, ſo hab' ich hier ſtets meine Ruhe. Nur wenn du weinen kommſt, das tut mir weh. Nun aber gehe getroſt wieder heim und ertrage geduldig die Prüfungszeit, die Gott der Herr dir geſetzt hat. Der Jozup wird die Wölfin nicht kommen laſſen, und auch ſonſt keinen Peiniger wird er kommen laſſen. Und wenn er ſieht, wie treu du ihm dienſt, dann wird ſein Sinn ſich wieder zum Guten wandeln, und alles wird werden, wie es noch jüngſtens war.“

So ſprach der Jurris aus ſeinem Grabe, und ſie hörte begierig darauf.

Dann erhob ſie ſich voll Zuverſicht und machte ſich bereit, nach Hauſe zu gehen. Diesmal wandelte kein Schauder ſie an, im Gegenteil, ſie war wohlgemut, ihr Haupt neuen Leiden beugen zu können. Wenn nur das eine nicht kam, wenn nur die Schwiegermutter, die Wölfin, nicht kam, dann war alles gut! Von ihm ſelber wollte ſie gerne erdulden, womit er ſie kränkte.

Sie ſcharrte den Sand zurecht, den ihr liegender Körper zur Seite gedrückt hatte, zog die Ranken ſorgſam darüber her und betete dankbar ein Vaterunſer.

Dann machte ſie ſich auf den Heimweg.

Über dem ſchwarzen Forſt, der den Oſten begrenzte, erhob ſich bereits ein gelblicher Streif. Der Wind wehte ſchärfer, und die Vögelchen zwitſcherten ſchon.

Als ſie vor dem Hoftor ſtand, war es halbhell. Darum bellte der Hund auch nicht, der ſie von weitem erkannte, und klopfte nur mit dem Schweife gegen die Hüttenwand.

Da, wie ſie gerade an dem Wohnhaus vorübergehen wollte, gewahrte ſie, daß in der Kleinen Stube noch Licht war. Raſch trat ſie zurück und drückte ſich gegen den Gartenzaun, in jene Ecke, wo er mit dem Giebel zuſammenſtößt.

Und wie ſie dort ſtand, wartend und lauſchend, da hörte ſie aus dem Innern zwei Stimmen.

Die eine gehörte dem Jozup, die andere aber — vier Jahre hatte ſie ſie nicht mehr gehört, und nie mehr im Leben glaubte ſie ſie hören zu müſſen.

Sie war alſo d o ch gekommen, die Wölfin! Für ſie hatte er heute den Spazierwagen angeſpannt, ſie von der Bahn abzuholen, und die Magd hatte geſchwiegen — aus Mitleid.

Wohin nun? Die Enskyſchen wollten ſie nicht, das Elternhaus wollte ſie nicht, der Wieszpatis wollte ſie nicht, ſelbſt der Jurris im Grabe wollte ſie nicht. Der hatte ſie heimgeſchickt mit Liſt und mit Täuſchung.

Sie kehrte ſich um auf ihren Hacken und rannte und rannte — ohne Sinn und Verſtand — ſo raſch ihr Körper es zuließ.

Bloß weg! — Weg aus dem Hauſe! Weg aus dem Leben! Weg — weg — weg!

Und mit einmal ſah ſie vor ſich das graublaue Waſſer und die ſchaukelnden Kähne. Und der Schuppen des Jurris war auch da.

Noch ehe die Sonne aufging, fuhr ſie aufs Haff hinaus — — —

pfropfen, in dem gekaute Semmelkrume mit geriebenem Zucker gemiſcht war, und wenn es zu ſchreien begann, bekam es Fenchelwaſſer zu trinken, wovon man auch nicht ſehr ſatt wird. Und da es die Kuhmilch noch nicht vertrug, ſo lag die Gefahr nicht ſehr fern, daß es kurzerhand in die Ewigkeit zurückreiſen würde, aus der es eben gekommen war.

Aber die andern ſcherten ſich wenig um ſolche Großmutterſorgen. Sie lachten und ſangen, und wenn es ſtill wurde, kreiſte zur Wiederbelebung die Flaſche.

Da bemerkte einer, daß von Nordoſten her mit der Richtung des Windes ein leerer Kahn auf ſie zutrieb.

Leere Kähne zu treffen bringt Glück, und darum wollte der Steuerer im vorderſten Boote halbkehrt machen, um ſich die Beute zu ſichern. Aber die anderen, die hinter ihm fuhren, riefen ihm zu, er möge das laſſen; der Kahn würde in einer halben Stunde von ſelber am Ufer der Nehrung erſcheinen und wäre dann leichter zu bergen als jetzt.

So blieb er alſo auf ſeinem Wege, und die anderen folgten ihm nach.

Da — als ſie gerade die Windlinie durchſtrichen, die von dem leeren Kahn auf ſie zulief, vernahmen ſie etwas, das wie das Schreien eines kleinen Kindes klang.

Die in den hinteren Booten glaubten natürlich, es käme von dem Bündelchen her, das die Alte hielt, aber die neben ihr ſaßen, merkten ſofort, daß es damit eine andere Bewandtnis hatte.

Nun ließ der Steuerer ſich nicht mehr halten und fuhr in kurzem Bogen dem leeren Kahne entgegen.

Der war aber nicht leer, ſondern wie ſie alle zu ihrer Verwunderung erkannten, lag auf dem Boden ausgeſtreckt eine bewußtloſe Frau und zu ihren Füßen ein Neugeborenes.

Die Weiber drängten die Männer zurück, damit deren Augen die Scham der Geburt nicht entweihten, und die beiden erfahrenſten ſtiegen ſacht in den Kahn, der Ohnmächtigen die erſten Dienſte zu leiſten.

Dort aber, wo das Bündelchen unter dem Segelrand lag, ſagte der alte Mann leiſe zu ſeiner Frau: „Laß uns dem Herrn ein Dankgebet ſprechen, denn mir ſcheint, er hat uns vom Himmel Nahrung geſchickt für das Kleine.“

Und die Großmutter ſprach: „Frohlocke nicht zu früh. Das dort iſt kein Jungfernkind. Sie ſieht aus wie eine vermögende Bauernfrau und wird uns bald wieder verlaſſen.“

Für alle Fälle aber erboten ſie ſich, die fremde Wöchnerin in Pflege zu nehmen, und die andern waren zufrieden, daß ſie es nicht brauchten.

So geſchah es, daß die Marinke, die hinausgefahren war, ſich in den Wellen die ewige Ruhſtatt zu ſuchen, in einem weichen, warmen Federbett wieder erwachte und ſtatt des einen Kindes, dem ſie das Leben gegeben hatte, deren zwei in der Wiege neben ſich vorfand.

Und ob ſie auch zum Verwundern und zum Fragen zu ſchwach war, ſo nahm ſie ſie doch gleich an die Bruſt, und die gab willig Nahrung für beide.

Dann, als man zu wiſſen begehrte, woher ſie ſei und wie ſie ſich nenne, da weinte ſie nur und wollte nicht reden.

Es mußte aber die Meldung an das Standesamt gehen, und da ſie auch am zweiten und dritten Tage nichts tat als weinen und ſchweigen, ſo wußten die beiden ſich kaum einen Rat mehr.

Nun traf es ſich aber, daß damals in Nidden der Pfarrer Hoffheinz Seelſorger war, der jüngere Bruder des Superintendenten, den die Tilſiter heute noch preiſen. Der war gleich dieſem ein lebensfroher und gottgefälliger Mann, der die Litauer liebte, als wäre er einer von ihnen, und allen, die ſeines Schutzes bedurften, Ratſchlag und Zuflucht bot, ſoweit ſein Arm ſich erſtreckte.

Und der ſagte: „Sie ſcheint großes Leid erfahren zu haben. Darum laßt ſie in Ruhe bis an den neunten Tag. Die Behörden werd' ich ſolange auf mich nehmen. Und iſt ſie erſt wieder bei Kräften, dann will ich ſie ſelber befragen.“

Das war das Richtige. Am neunten Tage trat er zu ihr an das Bett, ſchloß die Stubentür ab und verweilte bei ihr wohl an die zwei Stunden.

Und als er wieder herauskam, hatte der fröhliche Mann die Augen voll Waſſer und ſagte: „Hier hat Gott ein Wunder getan.“

„An uns auch,“ ſagte die Alte, „denn ohne ſie wäre das Kind der Anikke ſchon unter der Erde.“

Von nun an dauerte es keine zweite Nacht mehr, da erfuhr der Jozup Wilkat, wo ſein Weib geblieben war — und mit ihr das Kind, das ſie nach ſeinem Glauben ihm ſchuldete. Und weil er ſich ſchämte, ſie in den Tod getrieben zu haben, war er ſehr froh und machte ſich auf, ſie heimzuholen — ſie und das Kleine.

Das aber war es gerade, wovor die Marinke zitterte bei Tag und bei Nacht und das zu verhüten der Pfarrer ihr hilfreich ſein wollte.

Und er, der klug war wie einer, hatte Befehl gegeben, daß, wenn ein Mann im Dorfe herumfragte, wo die Kiekutis wohnten, bei denen die Fremde ſich aufhielt, kein einziger es wiſſen dürfe — nicht einmal der Schulze — und daß man ihn, wenn er durchaus keine Ruhe gab, ins Pfarrhaus weiſe; da könne er's wahrſcheinlich erfahren.

So kam es, daß der Jozup, der wütend von einem zum andern lief und alsbald erkannte, daß man ihn narre, ſchließlich einem Manne ins Angeſicht ſah, mit dem ſich nicht ſo leicht umſpringen ließ wie mit einem ſchutzloſen Weibe.

Ja, das Weib — das ſei ihm egal, das könne ſeinetwegen gehen, Filzſchuhe wichſen, aber das Kind — das Kind, das müſſe er haben, tot oder lebendig.

Nun war der Pfarrer Hoffheinz aber ein guter Freund vom alten Settegaſt — er hat ja ſpäter in zweiter Ehe auch deſſen Tochter geheiratet —, das ſagte er dem Jozup ſo nebenbei. Und daß, wenn auf dieſe Weiſe die Kürbisgeſchichte ruchbar würde, von einem Verſchulden der Frau nicht mehr die Rede ſein könne, das ſagte er auch.

Da wurde der Jozup alsbald ganz windelweich, ließ seine Ansprüche fahren und setzte für die Zeit nach der Scheidung auch noch ein Jahrgeld aus, so hoch, wie es einer Besitzersfrau zukommt.

Ohne die Marinke mit einem Auge gesehen zu haben, fuhr er zurück übers Haff — zurück zu seiner Mutter, der Wölfin. Und nie mehr hat er einen solchen Angriff gewagt.

Die Marinke blieb bei den guten Leuten, die ihr fast so zugetan waren wie einst die Mutter Enskys, und nährte zugleich mit dem eigenen Kinde das fremde rosig und blank.

Und als ein Jahr darauf dessen Vater herbeigesegelt kam, nach ihm zu sehen, da fand er es nicht anders, als ob die tote Mutter noch lebte.

So geschah es fast von selber, daß die beiden sich miteinander versprachen.

Er hatte in manchem Ähnlichkeit mit dem Jurris, und das gefiel der Marinke am meisten.

Die Hochzeit wurde in Frieden und Stille begangen. Und still und friedlich leben die beiden noch heute.

Inhalt der Gesamt-Ausgabe

Band 1

Seite

Frau Sorge. Roman 1

Geschwister. Zwei Novellen

Die Geschichte der stillen Mühle 243

Der Wunsch 343

Band 2

Der Katzensteg. Roman 1

Jolanthes Hochzeit. Erzählung 273

Band 3

Es war. Roman

Band 4

Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten

Die Sterne, die man nicht begehrt 5

Der verwandelte Fächer 35

La donna è mobile 46

Das römische Bad 53

Sie lächelt 65

Der Gänsehirt 73

Des Hausfreunds Silvesterbeichte 84

Die Freundin 92

Er will sie kennen lernen 102

Der Mustersohn 113

Où est l'homme 122

Noli me tangere 131

Die indiſche Lilie

Seite

Die indiſche Lilie 149
Der Lebensplan 200
Das Sterbelied 240
Die leidende Dritte 267
Herbſt 279
Fröhliche Leut' 307
Thea. Phantaſien über einen Teetopf. . . . 313

Band 5

Das Hohe Lied. Roman

Band 6

Litauiſche Geſchichten

Die Reiſe nach Tilſit 5
Miks Bumbullis 43
Jons und Erdme 90
Die Magd 225

54651517

Hermann Sudermann

Romane und Novellen:

	Gebunden
Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten 42.—46. Tausend	M. 15.—
Frau Sorge. Roman. 211.—230. Tausend Mit Jugendbildnis	„ 20.—
Geschwister. Zwei Novellen. 41.—45. Tausend	„ 18.—
Der Katzensteg. Roman. 136.—150. Tausend	„ 20.—
Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 37.—41. Tsd.	„ 15.—
Es war. Roman. 76.—80. Tausend	„ 30.—
Das Hohe Lied. Roman. 78.—82. Tausend	„ 29.—
Die indische Lilie. Sieben Novellen 29.—33. Tausend	„ 16.—
Litauische Geschichten. 46.—60. Tausend	„ 14.—

Bühnenwerke:

Die Ehre. Schauspiel in vier Akten 52.—56. Tausend	M. 7.50
Sodoms Ende. Drama in fünf Akten 29.—31. Tausend	„ 12.—
Heimat. Schauspiel in vier Akten. 52.—57. Tsd.	„ 14.—
Die Schmetterlingsschlacht. Komödie in vier Akten. 13.—15. Tausend	„ 12.—
Das Glück im Winkel. Schauspiel in drei Akten 23.—25. Tausend	„ 10.50
Morituri. Drei Einakter: Teja. Drama — Fritzchen. Drama — Das Ewig-Männliche. Spiel. 21. u. 22. Tausend	„ 6.—
Johannes. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. 31. Tausend	„ 7.—
Die drei Reiherfedern. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. 14. Tausend	„ 7.—
Johannisfeuer. Schauspiel in vier Akten 34.—38. Tausend	„ 12.—

Hermann Sudermann

Bühnenwerke:

	Gebunden
Es lebe das Leben. Drama in fünf Akten 26. und 27. Tausend	M. 8.50
Der Sturmgeselle Sokrates. Komödie in vier Akten. 15. Tausend	„ 6.—
Stein unter Steinen. Schauspiel in vier Akten 15.—17. Tausend	„ 12.—
Das Blumenboot. Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel. 12. Tausend	„ 9.—
Rosen. Vier Einakter: Die Lichtbänder. Drama — Margot. Schauspiel — Der letzte Besuch. Schauspiel — Die ferne Prinzessin. Lustspiel. 2.—10. Tausend	„ 9.—
Strandkinder. Schauspiel in vier Akten 6.—10. Tausend	„ 8.—
Der Bettler von Syrakus. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. 6.—10. Tausend	„ 7.—
Der gute Ruf. Schauspiel in vier Akten 6.—10. Tausend	„ 6.—
Die Lobgesänge des Claudian. Drama in fünf Aufzügen. 6.—10. Tausend	„ 7.—
Die entgötterte Welt. Szenische Bilder aus kranker Zeit: Die Freundin. Schauspiel — Die gutgeschnittene Ecke. Tragikomödie — Das höhere Leben. Lustspiel. 8.—10. Tausend	„ 20.—
Das höhere Leben. Komödie in vier Akten Bühnen-Ausgabe. 1.—5. Tausend	„ 5.—
Die Raschhoffs. Schauspiel in fünf Akten 6.—8. Tausend	„ 8.—
Notruf. Drama in fünf Akten. 1.—8. Tausend	„ 9.—
Das deutsche Schicksal. Eine vaterländische Dramenreihe: Heilige Zeit. Szenische Bilder — Opfer. Schauspiel — Notruf. Drama. 1.—6. Tausend	„ 24.—

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart